This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Thürheim, Andreas

Reminiscenzen.

Fragmente eines Tagebuches.

Motto: Alte Erinnerungen wehen mich an,
Vergessene Träume, erloschene Bilder,
Qualvoll süße, tauchen hervor!
Heine's Buch der Lieder

Wien.
Druck und Verlag von J. B. Heitler.
1864.

MEH

CT995
T4A3

Widmung.

Dir, lieber Felix! Dir vor Allen und noch einigen werthen Freunden ſind dieſe Aufzeichnungen geweiht! Durch Euren Wunſch allein wurden ſie an's Tageslicht hervorgezogen! Ihr werdet ſie vielleicht mit einiger Theilnahme durchblättern, manch' lieb gewordenen Ort, manch' alten Bekannten wiederfinden! Der Schlüſſel zu Vielem iſt Euch gegeben: Verſtändniß und Mitgefühl wird Euch die Hülle vom Kern unterſcheiden lehren! Eine nachſichtsvolle Aufnahme dieſer Blätter ſpreche ich an, und Eure alte Freundſchaft bürgt mir dafür.

Nehmt ſie denn hin als Erinnerungszeichen an die ſo häufig gemeinſam getheilten Freuden und Leiden unſerer Jugend, an jene herrlichen Traumbilder, die unſere Phantaſie einſt ſo glänzend uns vorzauberte, die aber, wenn wir ſie zu erfaſſen wähnten, in eitles Nichts zerfielen! — Doch zuweilen, in der Mitte einer ſtillen geheimnißvollen Nacht klingt es noch in unſerm Innern wie ein ſeliges Lied der Jugend, — es erſcheint noch manches liebliche Bild längſtvergangener Tage, — ja im fernen Horizonte glaube ich noch zwei Sterne — deren Glanz und Leuchten all' die Todten meiner Bruſt wach ruft, — zu erblicken! — Aber unerbittlich hat der Ernſt des Lebens, — die Ironie des Geſchickes unſere Stimme ſchon ſo ſehr gebrochen, daß wir die ſüßen Melodien jener Himmelslieder nicht

mehr zu ſingen, — unſere Augen aber ſo ſehr getrübt, daß wir die Farbenpracht jener Bilder, den Lichtglanz jener Geſpenſter beſchwörenden Sterne nicht mehr zu ſchauen vermögen.

Die heftigen Stürme leidenſchaftlicher Jugend ſind nun vorüber; mit der Ruhe und dem Ernſte des Mannes blicke ich auf ſie zurück, indem ich Horaz' treffende Worte ausrufe:

Inveni portum, spes et fortuna valete!
Sat me lusistis, — ludite nunc alios! *)

Der Verfaſſer.

*) Ich habe den Hafen gefunden, Hoffnung und Glück lebet wohl.
Ihr habt genug mit mir geſpielt, ſpielt jetzt mit Andern!

Vorwort des Verlegers.

Vielfachen Wünſchen, die Nah und Fern laut geworden ſind, zu entſprechen, hat die Verlagshandlung den Autor der „Reminiscenzen“ nach langem vergeblichen Drängen endlich bewogen, ſeine Aufzeichnungen der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Die intereſſanten Erlebniſſe des Verfaſſers im Kriege, ſowie auf Reiſen im In- und Auslande, und in höhern und höchſten Kreiſen, ſind in theils humoriſtiſcher, theils ernſter, ergreifender Darſtellungsweiſe geſchildert.

Einige Novellen aus ſeiner Feder, deren Inhalt auf geiſtreiche Weiſe ſpannend unterhält, bilden eine angenehme Beigabe des Buches, und wir ſind überzeugt, daß Jedermann dieſe Memoiren mit wohlthuender Befriedigung leſen wird.

CT995
T4A3

Widmung.

Dir, lieber Felix! Dir vor Allen und noch einigen werthen Freunden ſind dieſe Aufzeichnungen geweiht! Durch Euren Wunſch allein wurden ſie an's Tageslicht hervorgezogen! Ihr werdet ſie vielleicht mit einiger Theilnahme durchblättern, manch' lieb gewordenen Ort, manch' alten Bekannten wiederfinden! Der Schlüſſel zu Vielem iſt Euch gegeben: Verſtändniß und Mitgefühl wird Euch die Hülle vom Kern unterſcheiden lehren! Eine nachſichtsvolle Aufnahme dieſer Blätter ſpreche ich an, und Eure alte Freundſchaft bürgt mir dafür.

Nehmt ſie denn hin als Erinnerungszeichen an die ſo häufig gemeinſam getheilten Freuden und Leiden unſerer Jugend, an jene herrlichen Traumbilder, die unſere Phantaſie einſt ſo glänzend uns vorzauberte, die aber, wenn wir ſie zu erfaſſen wähnten, in eitles Nichts zerfielen! — Doch zuweilen, in der Mitte einer ſtillen geheimnißvollen Nacht klingt es noch in unſerm Innern wie ein ſeliges Lied der Jugend, — es erſcheint noch manches liebliche Bild längſtvergangener Tage, — ja im fernen Horizonte glaube ich noch zwei Sterne — deren Glanz und Leuchten all' die Todten meiner Bruſt wach ruft, — zu erblicken! — Aber unerbittlich hat der Ernſt des Lebens, — die Ironie des Geſchickes unſere Stimme ſchon ſo ſehr gebrochen, daß wir die ſüßen Melodien jener Himmelslieder nicht

mehr zu ſingen, — unſere Augen
Farbenpracht jener Bilder, den
ſchwörenden Sterne nicht mehr zu

Die heftigen Stürme leidenſch
mit der Ruhe und dem Ernſte des
indem ich Horaz' treffende Worte an

Inveni portum, spes
Sat me lusistis, —

*) Ich habe den Hafen gefunden, Hoffnung und Glück
Ihr habt genug mit mir geſpielt, ſpielt jetzt mit And

versetzten? Müſſen ſie vergehen die ſchöne Reinheit des Glau-
? die farbenreichen Bilder der Hoffnung? das innig an-
ſchließende jugendliche Vertrauen, und endlich auch ſie, die won-
ne Freuden der Liebe, jene friſche Wärme ſchöner, edler Ge-
le, jener ſchneller pulſirende Schlag des ſelig erregten Herzens!
jene edlen Geſinnungen aufopfernder Freundſchaft, — jener
ung und Sehnen nach Unerklärlichem — jene vielen hochanſtre-
den Hoffnungen und Wünſche? Ach! alle müſſen ſie ja enden!
Geſengt und theilweiſe vernichtet von der ſchroffen Wirklichkeit
Lebens, — von dem Peſthauche der Bosheit, des Mißtrauens,
Egoismus und des Hohnes unſerer Mitwelt, — mit einem
te von der nüchternen Proſa des kalten Materialismus? und
lugen Berechnung!

Aus der nahen Ferne, aus der ſchönen Zeit dringt bisweilen
den verwelkenden Blüthen ein Gemiſch von Orangen-, Roſen-
Veilchenduft, — von den verhallenden Klängen unverſtänd-
Töne herüber, aber unſere Nerven ſind zu ſehr abgeſpannt,
ene Düfte wie ſonſt zu empfangen! ſie bringen uns nur mehr
indung, und unſere innerſten Saiten ſind verſtimmt, eignen
nur mehr zu infernaler Muſik voll Schmerz, Hohn und Bit-
rit! — Einzelne Roſen, herrliche liebliche Blumen, ſah ich an
beiden Seiten meines Weges blühen, ich erquickte mich häufig
rem Duft! ich ſog mit heißem Durſt, mit haſtigen Zügen ihn
— doch wollte ich die Roſe pflücken, um ſie dankbar an meinem
zu tragen, ſo haben mich die Dornen blutig geritzt, oder
Vipern, in dem herrlichen Blumenbeete verborgen, haben
geſtochen, mit ihrem Gifte mein Blut beſudelt, bis es zum
in raſcher Strömung mir rann, und auch dieß verdarb! —
ene welken Blätter, wenn auch noch ſo ſorgſam bewahrt auf
Bruſt, — ſind ja doch keine Roſen mehr, die haben bereits

— und nur einmal geblüht. Was bleibt am Ende von allem? Von Menſchen, von Blumen und Blüthen nur Staub! — Reicht unſer bischen Gehirn, unſere kleinlichen Begriffe, unſer rohe oder entwickelte Verſtand, höhere Bildung und Wiſſenſchaft, jahrelange Studien, emſiges Forſchen, reichen ſie alle hin? das Erzeugen und Vernichten, Schaffen und Zerſtören, Sein und Beſtimmung, die ewigen Myſterien, die Räthſel unſerer geheimnißvollen Mutter Natur aufzuklären und zu erleuchten? Leider müſſen wir mit einem abſoluten Nein dieſe Fragen beantworten. Für alles dieß muß uns die Religion, — die wahre innere — für Hier ein bischen Troſt, für Jenſeits etwas Hoffnung geben, — ſie muß uns ſtärken mit dem Muthe der Reſignation, mit der Kraft, die Wahrheit erkennen zu wollen, — ſie muß uns rüſten zum Kampfe mit uns ſelbſt — und auch mit der übrigen Welt!

In manchem Momente unſeres Lebens fühlen wir uns erhoben, — wir ahnen das Vorüberrauſchen des Seraphs, — es ſind dieß die ſtillen ſchlafloſen Momente der Nacht, — wo unſere Gedanken, von den Erſcheinungen der Außenwelt unberührt, in ihrer Selbſtthätigkeit durch nichts geſtört werden, — auch ich glaubte, wenn alles um mich ſtill, dunkel und öde war, — einen Seraph zu erblicken, geliebte theure Züge wieder zu erkennen, — doch der Tag kömmt, — neues Leben um mich her, das Erwachen der ganzen herrlichen Natur! die Nebel, die meinen Blick verhüllten, ſchwinden, und das ganze ſchöne Traumbild erſcheint mir nun als Teufels-Fratze, mit buntem Schmuck und elendem Flitter behangen.

Betrachten wir nach und nach Menſchen und Dinge, wie ſie eigentlich zu nehmen ſind, ſo werden wir klarer ſehen, und unſer Urtheil wird billiger werden. Unſer ganzes Leben iſt ja Schule, und das Schickſal ein, wenn auch nicht immer gerechter, doch

häufig harter Pädagog, der oft ſehr fühlbar mit ſeiner Ruthe uns über die Finger klopft. — In folgendem Spruche eines unſerer geiſtreichſten Dichter liegt die große Lebens-Wahrheit:

„Willſt Du Dich ſelber erkennen, ſo ſieh wie die Andern es treiben;
Willſt du die Andern verſteh'n, blick in dein eigenes Herz!"

Es war eines ſchönen Morgens, noch in der erſten Hälfte der Vierzigerjahre, als ich, ein noch ſehr junger Menſch, in die öſterreichiſche Armee trat.

Ich gewöhnte mich leicht und ſchnell an Leben und Pflichten des Soldaten, und wußte mir einige Freunde zu machen, die ich mir ſchmeichle, bis zur Stunde bewahrt zu haben. Der militäriſche Gehorſam, bei vielen ein Reſultat innerer Ueberzeugung, ſchien mir Anfangs weit ſchwieriger, — ward aber bald eine Gewohnheit. Ich fand es eine ſchöne Sache, gut gehorchen zu können. Aus Neigung liebte ich das Schwert, als Sinnbild der Gerechtigkeit und phyſiſchen Kraft, als Ueberbleibſel des Ritterthums, — und ich ſtaunte jene unbeugſame moraliſche Gewalt an, welche vom unterſten Korporal in den verſchiedenſten Abſtufungen bis zum älteſten Feldmarſchall herrſcht. — In dem Gehorſam iſt der feſteſte Kitt dieſes ganzen Standes, — ohne ihn muß er von ſich ſelbſt zu Grunde gehen!

Wie oft begegneten mir ſpäter, in der beſten Geſellſchaft, junge Gecken, von welchen man faſt verzweifeln konnte, daß je ordentliche Männer aus ihnen würden, nach wenig Jahren fand ich ſie wieder, — eine kurze Dienſtzeit hatte oft hingereicht, ſie zu ausgezeichneten Menſchen zu machen. — Das Geheimniß war: ſie hatten in der kurzen Zeit gehorchen und daher auch befehlen gelernt, und Jemand, der dieß gut kann, hat, an und für ſich, ſchon eine Stellung erobert. — Eine vorzügliche Schule für jeden jungen Mann von einigen guten Grundſätzen iſt die Armee, er muß ſeinen

Willen beugen lernen, und aufhören dieſen als ſein höchſtes Geſetz, ſich ſelbſt aber als einen kleinen Gott zu betrachten. Die öſterreichiſche Armee zeichnet ſich noch überdieß durch einen echt kosmopolitiſchen und weſentlich militäriſchen Geiſt aus, — durch die Mannigfaltigkeit der in ihr eingereihten Elemente aller Länder und Stände. Es ſind dann nicht mehr Deutſche, Ungarn, Italiener oder Polen; — nein — ſie bilden aber einen Körper, der gewiß nicht die ſchlechteſten Eigenſchaften aller dieſer Nationalitäten in ſich faßt. Wenige Jahre ſpäter beſtand dieſer ſchöne militäriſche Geiſt eine Feuerprobe, — denn ihm allein war in den Jahren 1848 und 49, als beinahe alle Throne wankten, — der Erhalt und die Rettung der öſterreichiſchen Monarchie zu danken.

Alle Chargen gleichen Ranges dutzen ſich, eine Einrichtung, die hauptſächlich aus den letzten franzöſiſchen Kriegen ihr Entſtehen datirt, man mag von Lemberg nach Venedig, von der ſächſiſchen Grenze nach Siebenbürgen, kurz von einem Ende der Monarchie an's andere kommen, ſo wird man gleichſam in ſeiner Uniform einen Geleitsbrief haben, und überall Kameraden finden, von denen man nicht nur artig, ſondern auch herzlich aufgenommen wird. Dieß war zur Zeit meines Eintrittes in die Reihen des kaiſ. Heeres der Fall, und glaube ich, hat ſich ſeither erhalten, wiewohl das fortwährend bedeutende Avancement der letzten Jahre, wie insbeſondere die neu üblichen, vielfachen Ueberſetzungen, wie natürlich, nicht dazu beigetragen, den Kameradſchaftsſinn mehr zu erhöhen, — als damals, wo viele in ein und demſelben Regimente mit einander aufgewachſen, alt geworden, oft lange in einer Charge geblieben, und die älteren Kameraden meiſt einen weſentlicheren Einfluß auf die jüngern, als ſelbſt die Vorgeſetzten hatten. Das Verhältniß der Officiere war in einem Regimente häufig ein patriarchaliſches, — den Jungen wurde die

Achtung vor ihren an Dienſtjahren und Erfahrung älteren Kameraden gleich bei ihrem Eintritte ſo eingetrichtert, daß ſie an Takt nur dadurch gewannen, um von ihren ſpäteren Nachfolgern dasſelbe einſt verlangen zu können. Die Vorgeſetzten waren mit ſeltenen Ausnahmen väterlich wohlmeinend, wenn auch vielleicht hie und da etwas derb in ihren Zurechtweiſungen; war der Dienſt abgethan, war Alles vergeſſen, — und gewiſſe Empfindlichkeiten von Seite der Jüngeren duldeten die älteren Offiziere nicht. — Es gab in jedem Regimente immer eine Menge Traditionen, welche eine Generation von der andern überkam, und die gewiß dazu beitrugen, den Regimentsgeiſt immer friſch und lebendig zu erhalten. Regimentsſachen, Zwiſtigkeiten u. ſ. w. wurden im Regimente abgemacht und ausgeglichen, — und außer demſelben nicht aus der Schule geſchwätzt. — Das Regiment war die Heimath, die Familie Aller; — Cotterienweſen und Parteiungen konnten in der Länge bei Regimentern, wo ein tüchtiger Kommandant und ein guter Ton war, nicht Platz greifen. Gewiſſe junge Herren mancher Salons mußten, wenn ſie ins Regiment kamen, ihre Excluſivität, ihre vielfachen Eigenheiten bald ablegen, wollten ſie nicht bei Kameraden und Vorgeſetzten in Acht erklärt werden, und von den erſteren einige gute Lectionen und kleine Andenken erhalten, — hatten ſie ſich nach einiger Zeit nicht geändert und die mitgebrachten Faxen nicht abgelegt, ſo ſuchten ſie gewöhnlich ſelbſt wieder weiter zu kommen; im Allgemeinen aber gab ſich das bald, und ſogar meiſtens wurden gerade dieſe in einiger Zeit die beſten Kameraden und die tüchtigſten Offiziere. — Hin und wieder vereinte ein tüchtiger Humpen nach alter Ritterſitte die Kameraden aus den entfernteſten Stationen, und ſelbſt der Uebelſtand des Becherns hatte auch ſein Gutes, — alter Groll, — kleine Empfindeleien und etwaige eiferſüchtige Grillen wurden vom Weine hin-

untergeſchwemmt, oder es kam zum offenen Ausbruch, man erklärte ſich, und gab einander die Hand, — oder leiſtete ſich billige Genugthuung und war dann wieder Oreſtes und Pylades. — Die gewiſſe im Dunkeln ſchleichende, das gegenſeitige Vertrauen untergrabende Partei, wir meinen den Ohrenbläſer-Pack, wurde in den ehrenvollen Reihen eines Regimentes nicht geduldet, ſie ſcheiterte an der Ritterlichkeit des Kommandanten oder an dem Esprit de Corps der Offiziere. — Avancier-Hunger und Rangeswuth konnten, wenn ſie wo waren, nicht aufkommen; die älteren Kameraden waren die Hüter des guten Tones, die Pfleger eines ſchönen Gemeingeiſtes bei den Jüngern. — Dieſer herrliche Geiſt bewährte ſich in den bald darauffolgenden ſtürmiſchen Jahren! — tapfere, energiſche, von ihren Truppen verehrte Führer, — und eine von den Geſinnungen der Ehre und Ritterlichkeit durchdrungene Armee rettete damals die öſterreichiſche Monarchie vor einem gänzlichen Umſturze. Wir laſſen uns hier nicht in Vergleiche ein, — aber jeder, der die letzten 20 Jahre in den Reihen des kaiſerlichen Heeres diente, und mit aufmerkſamem Nachdenken verlebte, wird ſich dieſe ſelbſt ſtellen, — manche Frage hierüber aufwerfen und beantworten.

Sehr richtig bezeichnet einer unſerer Freunde in den „Soldatenlaunen eines öſterreichiſchen Reiters" die Nothwendigkeit ritterlicher Denkungsart in jeder Armee, indem er ſagt:

„Fehlen Ritter erſt dem Heere,
Fehlt das Salz dem alten Meere;
Mag als großer Spiegel blinken,
Doch wird faulen und wird ſtinken."

Agram. Eine meiner erſten Garniſonen als junger Offizier war Agram, die Hauptſtadt Croatiens. Dieſer Ort bietet einen nicht unangenehmen Eindruck, für das materielle Leben war derſelbe

in jeder Hinsicht ganz gut. Die Umgebungen nicht unschön, das eine halbe Stunde außer der Stadt gelegene bischöfliche Residenzschloß Maximir mit hübschen Parkanlagen, der gewöhnliche sonntägige Ausflugsort der eleganten Agramer Welt. In der Stadt selbst die Nord- und Südpromenade, wo die verschiedensten Menschen wöchentlich zweimal nach dem Takte einer Militärmusik herumstolziren. — Das soziale Leben hatte damals, durch die gespannte politische Stimmung der zwei Haupt-Nationalitäten, Magyaren und Illyrier (eigentliche Croaten), sehr gelitten, so daß namentlich für einen österreichischen Offizier der Häuserbesuch manche Störung mit sich brachte. — Am auffallendsten zeigte sich dieß, wenn man einen Blick in die beiden Casino's der genannten Factionen warf. — Charakteristisch ist der Nationaltanz der Croaten, der sogenannte Colo, den man nicht selten selbst auf den öffentlichen Stadtplätzen spielen und tanzen sieht, die Musik, wenn auch in der Länge etwas einförmig, drückt durch ihre sanften melancholischen, hie und da wieder heftigen und lärmenden Töne den verschlossenen und trotzigen Charakter der Südslaven aus. Einen großen Theil der Bevölkerung Agrams bildete damals der Klerus, der, hier angesehener und reicher als irgendwo, sich ebenfalls seiner politischen Färbung nach theilte. — Einen eigenthümlichen Eindruck machte mir bei meinem Häuserbesuche die echt nationale Sitte des Billikumtrinkens. Diese besteht nämlich darin, daß der Herr oder selbst die Frau des Hauses einen großen Pokal, wo nicht weniger als eine halbe Maß hineingeht, mit dem besten, feurigsten Weine ihres Kellers gefüllt, ihrem Gaste hinreicht und ihn mit einer ihm bekannten oder auch unbekannten Dame nennend aufsteht und das (bok zivi) Lebehoch zuruft, worauf der Betreffende das volle Glas, auf sein und der ihm zugetheilten Dame Wohl, bis zur Neige leeren muß, wodurch er das vollkommenste Recht der ausgedehnte-

ſten Gaſtfreundſchaft jederzeit beanſpruchen kann. — Eine originelle Sitte, die noch etwas Orientaliſches an ſich hat, und Fremden häufig ſehr übel anſchlägt. — Nicht ſelten ſieht man hier Damen ihre Cigarre, auch ſelbſt türkiſche Pfeifen rauchen, und den Wein wie anderswo den Kaffee oder Thee nicht hinunterſchlürfen, ſondern in recht tüchtigen Zügen trinken. Schönheiten ſind die Croatinen mit wenig Ausnahmen faſt alle, orientaliſche Züge mit abendländiſchen vermengt, dunkles, meiſt rabenſchwarzes Haar, — ſchwarze glühende Augen, zwar nicht lindernd, aber ſengend berührend, das haben die meiſten! Man ſieht ſich unwillkürlich in die Gemächer der Sultaninen aus Tauſend und Einer Nacht verſetzt, und ich glaube, die Glut ihrer Liebe muß leidenſchaftlich, aufopfernd, heiß, jedoch nur flüchtige Laune ſein, jedenfalls ſcheinen Imagination und Sinnlichkeit die Hauptrollen dabei zu ſpielen, und das wahre Gefühl bedeutend im Hintergrunde zu laſſen.

Die ſoziale Bildung iſt eine ſehr oberflächliche zu nennen, beſchränkt ſich mehr auf Geſellſchaftsförmlichkeiten, — und ſelbſt dieſe werden nicht ſtrenge beobachtet. Inſtruktion und Wiſſen iſt wenig, häufig auch gar nicht vorhanden, geiſtreiche Converſationen ſind ſehr ſelten, aber hin und wieder derbe Witze aus manch' recht hübſchem Munde zu vernehmen. — Ich kann hier nicht folgende von mir ſelbſt gehörte Anekdote unberührt laſſen. Eine recht hübſche Frau hatte die üble Gewohnheit, alle, insbeſondere Fremdwörter zu verdrehen. Als ſie gerade von Wien kommend, über eine dort geſehene Gemälde-Gallerie ſprach, und man ſie fragte, welches ihr am Beſten gefallen, antwortete ſie ganz naiv: „Jenes, wo der Geier dem Protomedikus die Leber wegfrißt."

Ich wohnte in Agram einem intereſſanten militäriſchen Schauſpiele bei. Es war der Durchmarſch eines Bataillons Grenzer vom Warasdiner-Kreuzer-Regiment, welches hier einen Raſttag

hielt, und von da weiter nach Italien abrückte, wo ſich bereits der politiſche Himmel mit ſchweren Gewitterwolken füllt. Einen ganz eigenthümlichen Eindruck machten dieſe wahrhaft athletiſchen Geſtalten auf mich, dieſe von der Sonne des Südens gebräunten Geſichter mit den nach aufwärts gewichſten Bärten, — und man ſieht ſich an die Iſolaniſchen Croaten aus des Friedländers reiſiger Zeit erinnert, ja, ſo ungefähr mögen die Zerſtörer Magdeburgs oder die Schreckensmänner der Preußen im ſchleſiſchen Erbfolgekriege, die berüchtigte Trenck'ſche Schaar ausgeſehen haben! Ein Troß Weiber und Kinder folgten in nur geringer Entfernung der Truppe, um an der Savebrücke noch einmal von den geliebten Männern und Vätern Abſchied zu nehmen. — Ach! wie viele deckt vielleicht in Kurzem das Grab in der Fremde, wo keine liebende Hand es bekränzt, und nur noch in der Heimat ein fühlendes Weib, eine verlaſſene Waiſe den geliebten Todten betrauert! — Doch das iſt Kriegerlos! die wärmere Empfindung, das natürliche Gefühl in die Tiefen ſeiner Bruſt eiſern zurückdrängend, muß der Soldat im ſtummen Gehorſam dem Rufe ſeines oberſten Kriegsherrn, ſeinen Fahnen und Standarten blindlings folgen, — tödtet ihn das mörderiſche Blei — ſo iſt er ſeinem Schickſale verfallen, und die Kameraden bewerfen unter dem dumpfen Schalle der verhüllten Trommel mit Erde ſein Grab, — ſenden ihm ſo ihren letzten Abſchiedsgruß. — Hat er eben gelitten, wie ein Märtyrer geduldet, und alles mögliche Elend ertragen, kömmt, der blühend als junger Rekrut das Vaterhaus verließ, als frühgealterter ſiecher Mann, kömmt er wohl gar als krüppelhafter Veteran in die Heimat zurück, ſo hat er, wenn auch nicht immer die gebührende Anerkennung, doch das ehrliche Bewußtſein treuer Pflichterfüllung in ſich, und dieſes muß ihm denn Alles erſetzen!

Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat;
Ohne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich an eignem Herd nicht wärmen;
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?

Man verzeihe daher dem Soldaten, wenn er öfter in übersprudelndem Selbstgefühl kalt und stolz seine Mitwelt, verdient und unverdienterweise, geringschätzend ansieht, wenn er oft Manches schärfer nimmt als es gegeben wird, und ihn seine Hand öfter zum gewohnten Schwertgriff, als Andere hinreißt, — wenn er sich nicht immer zu der zwar sehr christlichen, aber auch sehr schwierigen Lehre: wenn man eine Ohrfeige bekömmt, auch die andere Backe hinzureichen, bekennt! In welcher Armee würde wohl ein solcher Friedens-Apostel geduldet werden? Jeder Stand hat seine Begriffe — seine Religion, und der Soldatenstand ist, wie General Tietzen ganz treffend sagt, eine Abnormität.

Auch traf Erzherzog Stephan bei Gelegenheit einer Visitirungs-Reise der zur ungarischen Krone gehörigen Länder, in Begleitung seines Obersthofmeisters Grafen Grünne und des Majors Grafen Zichy in Agram ein. — Ein großes Gedränge in den Gässen und auf den Plätzen, Illuminationen, Dekorirung der Häuser und Thore mit Blumen, Guirlanden, kurz ein sehr festliches Gepränge bezeichnete die Ankunft dieses Prinzen, welcher in offenem Wagen die Stadt durchfuhr, und abwechselnd mit donnernden Zivios und Elyens begrüßt wurde. Das bischöfliche Palais war zum Empfange seines hohen Gastes würdig geschmückt worden, und die bischöfliche Leibgarde, sowie eine Abtheilung bischöflicher Hußaren am Portale aufgestellt. — Tags darauf

war Aufwartung und Vorstellung sämmtlicher Militär- und Civilbehörden. An der Spitze der ersteren stand der kommandirende General der Kavallerie Graf Max Auersperg, ein aus den französischen Kriegen bekannter und bewährter Reiterführer. Er hatte sich bei Leipzig schon am ersten Schlachttage als Oberst von Sommariva-Küraſſiere, desselben Regiments, dem er nun schon seit 18 Jahren als Inhaber vorstand, das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens erworben, und wurde überdieß am Abende dieses Tages noch am Schlachtfelde zum General befördert. — Aber ganz vorzugsweise war mir in dieser Versammlung, sowohl durch den geistreichen Feuerblick seines Auges, wie auch durch den lebhaften Ausdruck seiner Rede, der Oberst eines der beiden Banal-Grenz-Regimenter aufgefallen, ein Mann, der berufen schien, einst eine wichtige und glänzende Rolle zu spielen, — der über die Menge mir weit hervorzuragen schien und einen ungewöhnlichen Eindruck in mir erregte. Auf eine Erkundigung erfuhr ich, daß dieser Offizier der Oberst Baron Joseph Jellacic, auch zugleich Dichter und Verfasser eines damals allgemeinen, armeebekannten Gedichtes, des sogenannten Garnisonsliedes sei, welches die monotonen, langweiligen Seiten des Friedenslebens in kleineren Kavallerieſtationen eben so treffend, als zugleich humoristisch bezeichnet *). Die Lebhaftigkeit dieses Eindrucks schien ein prophetischer Blick in jene Zukunft gewesen zu sein, die meine Ahnung so glänzend verwirklichte. Abends war wieder Beleuchtung und großes Theater, wo das abwechselnde Zivio- und Elyen-Rufen bald Störungen hervorge-

*) Ich dachte wohl damals noch nicht, daß dieser Mann ein Jahr später von der Vorsehung berufen sein sollte, durch seine ausdauernde, über jede Versuchung erhabene, durch Nichts zu erschütternde Treue, seinen Muth und Geist die am Rande des Abgrundes wankende Monarchie vor'm Sturze zu bewahren, und im Vereine mit zwei anderen Helden, dem greisen Marschall über den Alpen und dem festen energischen Charakter in Böhmen, zu retten.

Es grünt uns kein Halm, es wächſt keine Saat;
Ohne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig ſchwärmen,
Darf ſich an eignem Herd nicht wärmen;
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat ſich nicht ſelber ehrt?

Man verzeihe daher dem Soldaten, wenn er öfter in überſprudelndem Selbſtgefühl kalt und ſtolz ſeine Mitwelt, verdient und unverdienterweiſe, geringſchätzend anſieht, wenn er oft Manches ſchärfer nimmt als es gegeben wird, und ihn ſeine Hand öfter zum gewohnten Schwertgriff, als Andere hinreißt, — wenn er ſich nicht immer zu der zwar ſehr chriſtlichen, aber auch ſehr ſchwierigen Lehre: wenn man eine Ohrfeige bekömmt, auch die andere Backe hinzureichen, bekennt! In welcher Armee würde wohl ein ſolcher Friedens-Apoſtel geduldet werden? Jeder Stand hat ſeine Begriffe — ſeine Religion, und der Soldatenſtand iſt, wie General Tietzen ganz treffend ſagt, eine Abnormität.

Auch traf Erzherzog Stephan bei Gelegenheit einer Viſitirungs-Reiſe der zur ungariſchen Krone gehörigen Länder, in Begleitung ſeines Oberſthofmeiſters Grafen Grünne und des Majors Grafen Zichy in Agram ein. — Ein großes Gedränge in den Gäſſen und auf den Plätzen, Illuminationen, Dekorirung der Häuſer und Thore mit Blumen, Guirlanden, kurz ein ſehr feſtliches Gepränge bezeichnete die Ankunft dieſes Prinzen, welcher in offenem Wagen die Stadt durchfuhr, und abwechſelnd mit donnernden Zivios und Elyens begrüßt wurde. Das biſchöfliche Palais war zum Empfange ſeines hohen Gaſtes würdig geſchmückt worden, und die biſchöfliche Leibgarde, ſowie eine Abtheilung biſchöflicher Hußaren am Portale aufgeſtellt. — Tags darauf

war Aufwartung und Vorſtellung ſämmtlicher Militär- und Civilbehörden. An der Spitze der erſteren ſtand der kommandirende General der Kavallerie Graf Max Auersperg, ein aus den franzöſiſchen Kriegen bekannter und bewährter Reiterführer. Er hatte ſich bei Leipzig ſchon am erſten Schlachttage als Oberſt von Sommariva-Küraſſiere, desſelben Regiments, dem er nun ſchon ſeit 18 Jahren als Inhaber vorſtand, das Ritterkreuz des Maria-Thereſien-Ordens erworben, und wurde überdieß am Abende dieſes Tages noch am Schlachtfelde zum General befördert. — Aber ganz vorzugsweiſe war mir in dieſer Verſammlung, ſowohl durch den geiſtreichen Feuerblick ſeines Auges, wie auch durch den lebhaften Ausdruck ſeiner Rede, der Oberſt eines der beiden Banal-Grenz-Regimenter aufgefallen, ein Mann, der berufen ſchien, einſt eine wichtige und glänzende Rolle zu ſpielen, — der über die Menge mir weit hervorzuragen ſchien und einen ungewöhnlichen Eindruck in mir erregte. Auf eine Erkundigung erfuhr ich, daß dieſer Offizier der Oberſt Baron Joſeph Jellacic, auch zugleich Dichter und Verfaſſer eines damals allgemeinen, armeebekannten Gedichtes, des ſogenannten Garniſonsliedes ſei, welches die monotonen, langweiligen Seiten des Friedenslebens in kleineren Kavallerieſtationen eben ſo treffend, als zugleich humoriſtiſch bezeichnet *). Die Lebhaftigkeit dieſes Eindrucks ſchien ein prophetiſcher Blick in jene Zukunft geweſen zu ſein, die meine Ahnung ſo glänzend verwirklichte. Abends war wieder Beleuchtung und großes Theater, wo das abwechſelnde Zivio- und Elyen-Rufen bald Störungen hervorge-

*) Ich dachte wohl damals noch nicht, daß dieſer Mann ein Jahr ſpäter von der Vorſehung berufen ſein ſollte, durch ſeine ausdauernde, über jede Verſuchung erhabene, durch Nichts zu erſchütternde Treue, ſeinen Muth und Geiſt die am Rande des Abgrundes wankende Monarchie vor'm Sturze zu bewahren, und im Vereine mit zwei anderen Helden, dem greiſen Marſchall über den Alpen und dem feſten energiſchen Charakter in Böhmen, zu retten.

rufen hätte. Das Projekt eines Balles ſcheiterte an der Uneinigkeit und dem Factionsgeiſt der Bewohner Agrams, da ein derartiges Feſt ſchwerlich ohne blutige Köpfe abgelaufen wäre. Des andern Morgens ſetzte der kaiſerliche Prinz ſeine Viſitirungsreiſe fort.

Im Spätherbſte verließ ich Croatien, und habe es ſeither mehr als 15 Jahre nicht mehr betreten. Mag alſo ſein, daß meine gemachten Bemerkungen über Sitten und Bildung der Croaten nunmehr ganz unrichtig ſind, und der Ernſt dieſer ſowohl nach Außen als Innen wichtigen und ereignißvollen Jahre Manches hievon geändert hat.

Auf meiner Durchreiſe fand ich Steiermark von Truppen überfüllt, in Marburg ein Uhlanen-Regiment am Marſche, ebenſo an anderen Orten Jäger und Infanterie, alles nachgerückte Verſtärkungen für die Armee in Italien, um welche Marſchall Graf Radetzky ſo lange und ſo oft fruchtlos in Wien nachſuchte. Man ſchien endlich die wahre Lage der Dinge erkennen und würdigen zu wollen.

Alle Soldatengemüther waren in freudiger Bewegung, alle auf das ernſte Drama geſpannt, das ſie im Geiſte bereits in den lachenden Fluren Italiens, an den Ufern des Po, der Adda und der Etſch kriegeriſch und blutig ſich entwickeln ſahen.

Nach drei und dreißig Friedensjahren wieder die Ausſicht daß deren einförmige Monotonie durch den Donner der Kanonen unterbrochen, uns wieder in eine Vergangenheit voll kriegeriſcher Ehren, voll Ruhmes zurückverſetzen werde, eine Zeit, die wir nur mehr vom Hörenſagen, aus Traditionen und Erzählungen unſerer alten Regiments-Veteranen kannten. — Krieg und par consequence Auszeichnung waren jetzt das Traumbild jedes jungen Soldaten, und auch das meine. Vergebe man der kriegeriſchen Jugend, dem Ehrgeize des Soldaten, wenn er die Pflichten des

friedlichen Bürgers, den Fleiß des Landmanns, die Segnungen des Friedens, in Betracht auf das Geſammtwohl, geringer anſchlug, und ſich nur den egoiſtiſchen Träumen befriedigter Ambition, chimäriſchen Glückes hingab.

Ich erhielt meine Beſtimmung nunmehr nach Galizien. Auf meiner Durchreiſe in Wien wohnte ich dem Leichenbegängniſſe des Generals der Kavallerie und Hofkriegsraths-Präſidenten Grafen Ignaz Hardegg bei. Ein alter verdienter Krieger, aus dem großen Napoleoniſchen Weltkampfe, war wieder in das jenſeitige Stand-Quartier abgerückt, und wurde zur letzten Ruhe begleitet.

Offiziere ſeines Küraſſier-Regiments trugen die Bahre. Die ganze Garniſon und eine zahlreiche Generalität waren zu dieſer Trauerfeier ausgerückt. Ein feierlich ernſtes Gepränge, am Glacis gab man die üblichen Salven, dumpf klang die florumhüllte Trommel am Hinmarſch, — unter rauſchender Muſik ging es zurück. Es drückt dies deutlich den Soldatengeiſt aus, der den Führer und Kameraden mit würdiger Trauer die letzte Ehre, — der dahinſcheidenden Vergangenheit den letzten Tribut ehrfurchtsvoller Pietät erweiſt; iſt aber dieſes geſchehen, ſich ſchnell wieder der friſchen lebendigen Gegenwart in die Arme wirft. — Es war ein beinahe 60jähriges Soldatenleben, ausgezeichnet durch Muth, Tapferkeit, Verdienſt und Stellung, — voll von Ehre, Biederſinn und Ritterlichkeit, daher auch von der Hochachtung und Verehrung aller Ehrenmänner begleitet, — welches mit dem Hinſcheiden des Generals der Kavallerie Grafen Hardegg geendet hatte!

Einige Tage ſpäter war ich am Hofball, der wie immer im ſogenannten großen Ritterſaale abgehalten wurde. — Ich ſah die bunte Menge in den verſchiedenartigſten Uniformen, den pracht-

Ich kam gegen Mitternacht vom Balle in meine Wohnung. Uniform und Säbel wurden abgelegt und das beſcheidene bürgerlich Kleid wieder angezogen. Um Gegenſätze kennen zu lernen, gehe ich in eine der bekannteſten öffentlichen Localitäten, wo in den gewöhnlichen Tänzen eine fröhliche Menge auf und ab wogte. – Vor kaum einer Stunde in der Mitte der höchſten und glänzendſten Geſellſchaft ſah ich Oeſterreichs Leiter und Notabilitäten, die Elite des Heeres, die Geſandten fremder Mächte, alle dieſe zahlreich vertreten, ſah die ſchönen, anmuthsvollen Inhaberinnen uralter Wappenſchilder im leichtbeflügelten Tanze an mir vorüberſchweben! jugendlicher Frohſinn mit Sicherheit und Selbſtbewußtſein gepaart tritt aus ihrer ganzen Erſcheinung, aus jeder ihrer graziöſen Bewegungen hervor! — und jetzt bin ich plötzlich in einem der belebteſten öffentlichen Ballſäle Wiens. Hier hörte ich mehr oder weniger dieſelben Töne, dieſelben Tänze, aber Bühne und Acteurs ſind verſchieden; hier walzt ein ehrliches Mitglied der großen Fiakerzunft mit hellrothem flatternden Halsflor, am Arme ſeine etwas ſtämmige Dulcinea an mir vorüber, dort irgend ein verdienſtvoller Menſchenbekleider mit einem hübſchen Stubenmädchen, oder eine ſchnippiſche Hausmeiſterstochter aus einer der Vorſtädte, die ſich trotz ihrer Üppigkeit am Arme ihres Verehrers leicht wiegt. In den Speiſeſälen ſehe ich ganze Familien die Tiſche beſetzt halten, und ſich mit voller Andacht dem Genuße einer kühlen Blonden, oder eines Backhuhns mit Salat hingeben. Auch mich locken die mir bekannten Wohlgerüche, und meiner hatte ſich eines jener menſchlichen Gefühle bemächtigt, nach den ſo mannigfachen Anſchauungsweiſen des Abends, das man ſowohl in der wilden als zahmen Thier- und Menſchenwelt mit „Hunger" bezeichnet. —

Ich ſuchte Bekannte oder einen leeren Tiſch! und fand auch bald beides. Es waren Offiziere des hier garniſonirenden Hußaren-

Regimentes, wovon ich einige, als gute Kameraden und heitere Geſellſchafter kannte, und deren Einladung mich zu ihrem Tiſch zu ſetzen, ich auch mit vielem Vergnügen dankbar annahm. Rittmeiſter P.*) erzählte ein einem Offizier ſeines Regimentes vor wenigen Tagen begegnetes Abentheuer. Ich gebe dieſe Geſchichte ſo gut ich kann hier wieder: Unlängſt im Leopoldſtädter Theater beſprach jener Offizier mit einem andern Kameraden die gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſe Italiens, und machte ſeinem Aerger über die Katzelmacher (ein ziemlich bekannter Armee-Ausdruck für Italiener), in eben nicht glimpflicher Weiſe Luft. Der böſe Zufall will, daß zwei Italiener, in der Nähe ſtehen und das ganze Geſpräch wohl verſtehen!

Beim Nachhauſegehen aus dem Theater ſieht der Offizier, wie dieſe beiden ihm in kurzer Entfernung folgen, auf der Ferdinandsbrücke hört er deutlich, wie ſie einander in ihrer Mutterſprache zuraunten, jeder zu gleicher Zeit rechts und links ihm eine Ohrfeige geben zu wollen. Der von der Natur mit phyſiſchen Kräften wohl begabte Hußar wartet aber dieſen Angriff nicht erſt ab, ſondern ergreift die Offenſive, dreht ſich raſch um, und ſtößt ihre Köpfe derart aneinander, daß dem Einen die vorderen Zähne dem Andern das Naſenbein eingeſchlagen wird. Einen hält er feſt, der andere entwiſcht. Einige Tage darauf erhielt der Offizier eine Zuſchrift des Magiſtrats mit der Bitte, ſich zu äußern, ob er ſich nicht an Geſtalt und Contrefei des Entwichenen zu erinnern wiſſe. Die lakoniſche Antwort des Hußaren lautete: daß es gewiß von

*) P. ſtand ſpäter gegen uns im Feldzuge 1849, wurde General im Corps Görgey's und, als ſolcher in Gefangenſchaft gerathen, endete er im Oktober 1849 in dem Feſtungs-Graben von Arad, von ſeinen einſtigen Waffengefährten, als Hochverräther, erſchoſſen. Wer von uns Anweſenden hätte damals ein ſolches Ende dieſem einſt tüchtigen Offizier prophezeit?

allen hieſigen Italienern derjenige ſei, dem die vorderen Zähne fehlen würden! — Eine echte Hußaren-Antwort!

Wir haben dieſe einfache Geſchichte nur erwähnt, um die eben herrſchende Stimmung der ſelbſt in Wien befindlichen und als Emiſſäre ſich herumtreibenden Italiener zu bezeichnen.

Ich beſuchte dieſer Tage die Redoute. Das bunte Gewirre der Masken, wenn es auch noch ſo ſehr Zerſtreuung und Heiterkeit biethet, erinnerte mich unwillkührlich an den Ernſt des Lebens. So ſchreitet täglich die Welt im Großen und Kleinen einher, mit der Maske der Freundſchaft, des Wohlwollens, der Liebe und der Treue, doch wehe! welche Enttäuſchung, wenn wir ſie entlarvt ſehen ſollten! und der hohläugige Neid, Mißgunſt, Egoismus und Erbärmlichkeit in ihrer wahren Geſtalt uns vor die Augen treten würden. — Doch nur zu oft zwingt das Geſchick, Stellung, Umſtände und Menſchen, kurz die Convenienz der Geſellſchaft manch' edlen Sinn, manch' kräftigen Geiſt, die fühlende Frau, den hochherzigen Mann, ſich mit der Maske der Alltäglichkeit anzuthun, aber unter der Larve winkt das Auge bedeutungsvoll ſich zu, und die ſich erkennenden, und gegenſeitiges Verſtändniß fühlenden Herzen ſchlagen einander mit Kraft und Wärme entgegen! —

Große Nachrichten flüſtert man ſich geheimnißvoll zu! Paris hat revoltirt, Louis Philipp iſt geflohen, und die Republik in Frankreich proklamirt. — Welch' politiſche Kriſen muß dieſes Land wohl noch durchringen? Noch hat die zweite Hälfte dieſes Jahrhunderts nicht begonnen, und wir haben in dieſem Lande faſt alle Regierungsformen! Das Conſulat, die Diktatur, das Kaiſerreich, — die Bourbons mit der Charte, —

ein Wahlreich, und nun die Republik. Noch tönt der Trommelklang de la vieille Garde, noch das Trompetengeſchmetter der eiſernen Reiter, noch der Kanonendonner, das Wiegen- und Grablied Napoleoniſchen Ruhmes, noch iſt der echt kriegeriſche Spruch der Garde am Schlachtfelde von Waterloo im Soldatenherzen nicht verklungen, ja in dem Gedächtniſſe der Altmeiſter unſeres Standes leben ſie noch fort, alle dieſe glänzenden Krieger-Erinnerungen! — Und die Tage in Rußland's Eisſteppen, der Brand der alten Czarenſtadt, der Uebergang über die Berezina, die blutigen Völkerzweikämpfe von Kulm und Leipzig, von Brienne und Arcis; — mit ihnen das Erbleichen des Glücksſternes des neuen Alexanders, — der Untergang Napoleons! Eine Inſel des Oceans nimmt ihn auf, und einige Jahre voll Entſagung, voll Kränkung, ohne Befriedigung ſeines maßloſen Ehrgeizes genügen, um das Leben des Eroberers aufzureiben, und zu beenden. Wenden wir von dem todten Helden unſere Blicke auf das ſchöne Frankreich zurück! Das Vive le Roi und Henri quatre tönt den nach einer vierteljahrhundertlangen Wanderung auf heimatlichen Boden rückkehrenden Bourbons entgegen! des kriegeriſchen Ruhmes, der Schlachten des Kaiſers iſt vergeſſen, die Feſte des Hofes erſetzen die letztern, — und der von ſeinen Gefühlen bis zum Verrath hingeriſſene Ney, der Tapfere der Tapfern, der Held von der Moskwa, endet von den Kugeln franzöſiſcher Soldaten ſein, eines beſſeren Endes würdiges, glänzendes Soldatenleben. — Die franzöſiſche Armee zieht über die Pyrenäen — überſchifft den Ocean, und auf den Gebäuden von Algier, wie auf den blutigen Ebenen der Metidja entfaltet ſich die weiße Fahne der Lilien. Da wechſeln in Paris die Ordonnanzen, ſtürmiſch wogt in den Straßen die Menge auf und nieder, es erſchallt der verhängnißvolle Ruf: Aux armes citoyens! Der alte Laffayette durchreitet wieder die Boulevards,

und nach drei ereignißvollen Tagen flattert die dreifärbige Fahne an der Stelle der weißen, auf dem Hôtel de ville, den Tuillerien, dem arc de l'Etoile, dem Pantheon und der Notre Dame. Les trois couleurs sont revenus! — Die Bourbons haben aufgehört in Frankreich zu herrſchen! Der Herzog von Orleans tritt als General-Lieutenant des Reiches an die Spitze der Regierung, und beſteigt, durch Volkswillen gewählt, den ſchon ſo oft gerüttelten Thron des nunmehrigen Wahlreiches. Nun iſt auch dieſer vertrieben, und die Republik an der Stelle von Kaiſer- und Königthum!

Welche Wechſel? welche Gegenſätze in einem Zeitraum von noch nicht vollen 50 Jahren!

So drängt auch im Menſchenleben Eines das Andere! Ideen und Gefühle reifen, blühen und vergehen, alte Anſchauungen werden durch neue erſetzt, und endlich nach einem jahrelangen Abmühen, Träumen, Hoffen und Lieben, — ohne zu einem vernünftigen Endreſultat zu gelangen, tritt der Tod in ſeine Rechte, macht all' den Wonnen und Schmerzen ein Ende, und in Bälde treten neue Generationen unſeren Staub mit Füßen.

Auf den öffentlichen Plätzen, namentlich in Kaffeehäuſern herrſcht Aufregung, Leute auf Stühlen leſen öffentlich die Zeitungen vor, man ſieht viele mit der Wichtigkeit des Geheimniſſes einherſchreiten, man ſpricht viel von einer liberalen Verfaſſung, und das in Oeſterreich bis nun ſo verpönte Wort: „Conſtitution" klingt ſeit einigen Tagen meinem Ohr mehrfach. —

Galizien. Die Zeit meines Einrückens kam unter dieſen Verhältniſſen heran, ich verließ die Hauptſtadt und eilte Sarmatiens Gauen zu. Die erſte polniſche Stadt, die ich erblickte, war Krakau. Eine Menge ſchmutziger Juden kamen mir ſchon im Poſthauſe ent-

gegen, und bothen Sachen zum Verkauf. Die Stadt hat ein sehr alterthümliches Ansehen, und man glaubt einen Wladislaus, Kasimir oder Sobieski, aus dem alten Gemäuer sich entgegentreten zu sehen.

Ich hielt mich zwei Tage auf, um Krakau's Sehenswürdigkeiten zu besuchen. — Den Raum zwischen Stadt und Vorstädten, bilden baumbepflanzte Spaziergänge, — ich besah das alte Königsschloß der Polen, es ist ein gewaltiges, aus vielen einzelnen großen Bauwerken bestehendes Ganze, da fast jeder König von Polen seinen Bauantheil daran hat. Sigismund III. war der letzte König, der bis 1610 hier seinen Hof hielt, und diesen dann nach Warschau verlegte.

Die Ostseite des Schlosses bildet die Schloß- oder Domkirche, unter Kasimir dem Großen eingeweiht 1359. Es ist dies die Cathedrale der Polen, die Gruft ihrer Könige und Helden. — Mit Ehrfurcht betrat ich diese Räume. Da es nicht meine Absicht, in diesen Blättern Reisebeschreibungen zu liefern, sondern nur meinen Freunden Erinnerungen oder Eindrücke zu schildern, so geh' ich kurz über alle Details hinweg, und hebe den historischen Werth bei meinen Bemerkungen vorzugsweise hervor.

Drei Gräber waren es vorzüglich, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, jene der drei tapfersten Polen, des heldenmüthigen Kämpfers für die Interessen der Christenheit, des Türkenbesiegers Johannes Sobieski, — des edlen Fürsten Joseph Poniatowski, eines der letzten Ritter seines Vaterlandes, und endlich Thaddäus Kosciusko's, des einstigen Freundes Washington's, der 1817 zu Solothurn in der Verbannung starb, nachdem er als Held für sein Vaterland blutend, die prophetischen Worte finis Poloniae rief. Außerdem noch ruhen viele polnische Könige, worunter Wladislaw Jagello, — dann auch der, auf dem polnischen

Landtag 1767 wegen ſeiner Oppoſition bekannte Biſchof Soltyk hier. — Ein Standbild Thorwaldſens, des 1812 vor Moskau gebliebenen Grafen Wladimir Potocki, wie auch die Büſten des Grafen Arthur Potocki und ſeiner Mutter, von demſelben Künſtler, fielen mir in die Augen.

Ich beſuchte noch den Kosciusko-Hügel, beiläufig eine Stunde nördlich von der Stadt. Es iſt dies ein 300' hoher Erdwall, in Form eines Schneckenberges, im Jahre 1824 zu Ehren Kosciuskos aufgerichtet, wobei nach altſlaviſcher Sitte alle Volksklaſſen mit der Schaufel ſelbſt thätig waren, ja ſogar aus Amerika, wo Kosciusko ſeine Heldenlaufbahn begann, wie aus der Schweiz, wo er ſtarb, ſoll Erde auf dieſen Hügel gebracht worden ſein.

Die Ausſicht iſt lohnend, auf das thurmreiche Krakau und Podgorcze, auf den Lauf der Weichſel und die ſchneeigen Häupter der Karpathen! — Neben dem Hügel die Kapelle der heil. Broniſlava, nebſt einer Einſiedelei und Eremiten. —

Tags darauf fuhr ich weiter und kam in Begleitung meines Reiſegefährten, deſſen Pelz wahrhaft mephitiſche Düfte ſpendete, und der das echte Gepräge eines galiziſchen Sohnes Israels an ſich trug, an meinem Beſtimmungsorte Rzeßow an, einem kleinen polniſchen Kreisſtädtchen an den Ufern des Wislock in einer nicht unfreundlichen Gegend.

Wenige Tage nach meinem Einrücken erhielten wir Nachrichten von Wien, der dortigen Bewegung und den Errungenſchaften des 13. März. Eine neue Verfaſſung hatte in Oeſterreich das alte Syſtem geſtürzt. — Auch in dieſem polniſchen Städtchen politiſirte jetzt Alles, und auf den Trümmern des geſtürzten politiſchen Syſtemes glaubten hier viele die Fahne des weißen Adlers erheben und wieder aufpflanzen zu können, die alte Träumerei eines neuen Polen-Reiches tauchte wieder auf, aber mit ihr auch die

alte Uneinigkeit, welche allein den Verfall dieſes Landes herbeigeführt hatte. Es wurde ein großes Conſtitutionsfeſt gefeiert und auch wir Offiziere wurden befehligt, auf der Uniform eine weiße Conſtitutions-Cocarde aufzuſtecken. Einige Zeit ging alles gut, eine neu errichtete Nationalgarde, vom Grafen R. befehligt, in kornblumenblauen polniſchen Röcken mit karmoiſinrothen Aufſchlägen und eben ſolchen Czapken mit ſilbernem polniſchen Adler, exerzirte ſich täglich auf der Blonia, einem Felde außer der Stadt. Mit außerordentlichem Eifer drängten ſich junge und alte Polen dazu, aber nach einigen Wochen hatte dieſe Sache den Reiz der Neuheit verloren, und wurde mit mehr Ruhe betrieben. Mürriſch ſchauten die vom Lande hereinkommenden Bauern dieſem Treiben der Städter zu.

Man faſelte viel von einem demnächſt mit Rußland bevorſtehenden kriegeriſchen Conflikte, und einer meiner Vorgeſetzten, ein fürchterlicher Ruſſenfreſſer, hielt begeiſternde Reden an die Mannſchaft! Die Edelleute ſuchten die Geſellſchaft der Offiziere, die ſie ſeit einigen Jahren ſorgfältig gemieden, wieder auf, und verſprachen Leute und Material im reichſten Maaße uns zuzuführen. Der Krieg mit Rußland war einmal der dominirende Gedanke aller Polen, — und wir Soldaten wünſchten wohl auch einen Krieg, ohne uns viel um das „Warum“ und „mit Wem“ zu kümmern. Nach einigen Wochen erhielt ich meine Beſtimmung nach Dukla, einem kleinen von Juden überfüllten Städtchen, am Fuße der Karpathen. Der hübſche Park des Grafen M. und das in der Nähe gelegene Bad Iwonicz waren die wenigen Zerſtreuungen, welche die Monotonie des dortigen Aufenthaltes unterbrachen. —

Da erhielten wir plötzlich in unſerer ländlichen Stille die Nachricht von der Abreiſe des Kaiſers aus Wien. Es war eine

ernſte düſtere Epiſode! dazu die Nachrichten von der noch bedrängten Lage der Armee in Italien!

Unter der Mannſchaft hatten dieſe Hiobsposten die größte Beſtürzung hervorgebracht, und eines Morgens waren große Zuſammenrottungen, einige Leute traten hervor, und trugen den eben herbeieilenden Offizieren die Bitte vor: „ſie ihrem Kaiſer nach Wien zu Hilfe ziehen zu laſſen.“ Nur mit Mühe konnten dieſe Leute beſchwichtigt werden. — Nach wenigen Tagen kamen auch mehrere Bauern, baten die Offiziere um politiſche Aufklärungen und erklärten ſich im Falle eines Aufruhrs im Lande der regulären Truppe anſchließen zu wollen.

Um dieſe Zeit erſchien ein Gedicht von einem Unteroffizier der galiziſchen Armee verfaßt, welches als Ausdruck des bei den dortigen Militär-Abtheilungen herrſchenden Geiſtes bezeichnend war, und aus welchem ich aus dieſer Urſache die Schlußverſe hier einſchalte:

„Mit ſtarker Macht ſoll man marſchiren,
Fürſt Windiſch-Grätz ſei an der Spitz!
Die Stadt cerniren und bombardiren,
Das wäre der allerbeſte Witz!
D'rum endlich auf ihr Kommandanten,
Es iſt ja wohl die höchſte Zeit,
Spielt nicht mehr länger die Galanten,
Wir ſind zum Kampfe ſtets bereit!

Denn Ordnung muß doch einmal werden;
Durch Güte wird gewiß ſie nie!
Dies zeigt ſich überall auf Erden,
Weil gar in Wien iſt Anarchie.
Nur zieht die Truppen ſchnell aus Polen
Mit Legedics und Hammerſtein.
Nun wiſſ't Ihr, was wir alle wollen!
Monarch und Staat von Schmach befreien.“

Nichts iſt wandelbarer, als das Geſchick des Soldaten, dies erfuhr ich in der letzten Zeit an mir, denn mich hat es nach kurzem Aufenthalte am Fuße der Karpathen, — in Transſylvanien Berge und zwar ins Hatzeger-Thal in das Städtchen Vayda-Hunyad verſchlagen. — Siebenbürgen. September 1848.

Siebenbürgen, bis nun größtentheils eine terra incognita im civiliſirten Europa, zu den ſchönſten und fruchtbarſten Theilen der öſterreichiſchen Monarchie gehörend, erhebt ſich wie eine feſte Burg, zwiſchen den beiden großen Thalebenen der Moldau einerſeits, der Theiß andererſeits, nur wenige Päſſe führen aus den öſtlich gelegenen Tiefländern in das Innere dieſes Landes, und geben die große Handelsverbindung, mittelſt welcher die Kunſt- und Induſtrieprodukte des weſtlichen Europa's auf die großen Märkte von Bukareſt und Jaſſy geſchafft werden. Die Siebenbürgen umringenden Gebirge geſtalten dies Land zu einer natürlichen Feſtung, deren Baſtionen unwegſame, zumeiſt mit Urwald bedeckte Hochgebirge, deren Courtinen aber die dieſe verbindenden Mittelgebirgs-Joche und Päſſe bilden. Jeder Siebenbürgen angreifende Feind muß gerade auf die Päſſe losgehen, um in das Land zu gelangen. Ein Unternehmen dieſer Art iſt bei vorhandener Einigkeit der Landesbevölkerung, bei zweckmäßigen Vertheidigungs-Anſtalten, und bei entſchloſſener Umſicht der Führer beinahe eine Unmöglichkeit! —

Außerordentlich iſt in dieſen Gegenden die Pferdezucht, die Geſtüte der Grafen Bethlen, Haller, Telecky; der Barone Weßelényi und Banffy liefern eben ſo ſchöne, als vortreffliche und dauerhafte Pferde; in der Csik findet man noch überdieß eine eigenthümliche Gebirgsrace, welche zwar kleiner iſt, aber an Ausdauer und Leiſtungsfähigkeit die anderen noch übertrifft. Doch bis zum

ſechsten Jahre muß das Siebenbürgerpferd geſchont werden, dann leiſtet es Außerordentliches.

Ich habe vor meinen Augen die thatſächlichſten Beweiſe. Das ganze Regiment, in dem ich diene, iſt ſeit mehr als 15 Jahren mit ſiebenbürgiſchen Pferden beritten, und es ſind in den Schwadronen, wie bei dem Offiziers, ſowohl Dienſtpferde als eigene, die ſeit 12 bis 15 Jahren im Gebrauche, was Leiſtung und Ausdauer anbelangt, — noch immer vorzüglich ſind.

Noch will ich einige Worte über die Bevölkerung dieſes in jeder Hinſicht intereſſanten Landes ſagen. Sie theilt ſich, wie bekannt, in die Wallachen, Szekler (oder Ungarn) und Sachſen (Deutſche).

Die Wallachen ſind ohne Zweifel die älteſten Bewohner Siebenbürgens, ein eigentlich ſlaviſcher Volksſtamm, der ſich zur Zeit der römiſchen Oberherrſchaft in Dacien latiniſirte, und aus dieſem Grunde, ſowie durch eine entfernte Aehnlichkeit der Sprache ſeine Abſtammung von den Römern behauptet, und neuerer Zeit ſich in Romanen oder Rumunyi umgetauft hat. Seit Jahrhunderten, ſowohl unter harter Behandlung ihrer Nachbar-Nationen, wie auch unter dem geiſtesknechtenden Einfluße ihrer Popen ſtehend, iſt dieſes Volk bedeutend demoraliſirt, habſüchtig, feig, ſchlaff und faul geworden, verderbt wie wenig andere Volksſtämme. In dem Traume eines großen Daco-Romaniſchen Reiches erblicken ſie in dieſem Augenblicke ihre ſchönſte Zukunft. Sie bewohnen den ganzen Südweſten und Nordoſten des Landes, und zwar vorzugsweiſe die dortigen Gebirgsthäler, wo ſie Ackerbau und Viehzucht treiben.

Den öſtlichen Theil des Landes bewohnen die Szekler. Dieſe Gegend iſt ringsum von den letzten Zweigen des Karpathen-Gebirges umſchloſſen, und enthält die größten Urwälder, — ihre ſchauerliche, melancholiſche Wildniß iſt gewiß nicht ohne Einfluß

auf den Geist der Bewohner. — Die Szekler sind ein ungarischer Stamm, welcher sich zu jener Zeit, als die Magyaren Pannonien besetzten, vom Hauptstamme trennte, und in den von ihnen bewohnten Wäldern Daciens sich bleibende Sitze erkämpfte. Sie waren gegen die zu leistende Aufgabe, die Reichsgränze gegen auswärtige Feinde zu schirmen, mit vielen Privilegien von Altersher ausgestattet worden. Sie sprechen die ungarische Sprache, und haben altungarische Sitten. Seiner äußern Erscheinung nach ist der Szekler ein echter Natursohn, von mittlerer aber gedrungener Gestalt, seine Arme zeigen eiserne Muskeln. Seine Eigenschaften sind: Stolz, Gastfreundschaft, Trotz, Arbeitsamkeit, Muth, Rohheit, Grausamkeit und Schlauheit. Das ungarische Sprichwort „vasfejü székely“ (harter Schädel) charakterisirt die Richtung des Szeklergeistes. — Als Soldat ist der Szekler schweigsam und mißtrauisch gegen seinen Vorgesetzten, so lange er ihn nicht kennt, aber blind ergeben, gehorsam und todesverachtend, wenn er in ihm seinen Mann gefunden. — Im Glücke ist er unerschütterlich und unüberwindlich, aber auch grausam und plünderungssüchtig — im Unglücke hingegen ungehorsam, undisziplinirt, ja selbst meuterisch!

Und endlich im Innern des Landes, in einer ununterbrochenen Kette von Thälern, bisweilen auch oasenartig zwischen den übrigen Völkerstämmen wohnend, leben die Sachsen. — Geysa II. berief sie 1146 nach Siebenbürgen aus Deutschland, und gab ihnen zur Ansiedlung königliche Landstriche nebst großen Municipalrechten und Freiheiten, welche durch alle ungarischen Könige, insbesondere durch die Bulle des König Andreas bestätigt und gesichert wurden. Eingewandert aus den Gegenden des rheinischen Siebengebirges, bauten sie in ihrem neuen Vaterlande sieben Burgen, woher der Name Siebenbürgen. Gutmüthigkeit und

Fleiß, aber Mangel an Energie, Gewinnsucht und Geiz, dies alles, verbunden mit einem gewissen bureaukratischen Spießbürgerthum, bezeichnen den Charakter unserer siebenbürgischen deutschen Landsleute, welche sich darin in vielem von denen im Banat und Südungarn, den sogenannten schwäbischen Colonisten, unterscheiden, namentlich durch einen höhern industriellen Schwung. Zu diesen drei Völkerstämmen kommen noch die Ungarn. Die Wallachen, als unterjochte Nation betrachtet, waren größentheils Leibeigene, daher auch ihr Charakter und ihre mindere geistige Stufe zu erklären.

Auch Siebenbürgen durchzittert gegenwärtig eine große politische Bewegung, alle Gemüther sind in Aufregung, und sowohl Bürger als Soldat ersehnen das Eintreten näher liegender Ereignisse, um eine bestimmte Richtung zu gewinnen und aus diesen ungewissen Zuständen gewaltsam herauszutreten. Um unsere Lage richtig zu beurtheilen, ist es nöthig, einige Blicke auf die letzten 30 Jahre und die Gegenwart dieses Landes in historisch-politischer Beziehung zu werfen.

Von der Zeit, daß Siebenbürgen unter selbstständig regierenden Fürsten stand, war der siebenbürgische Landtag vom ungarischen getrennt. Seit dem bekannten ungarischen Landtage von 1825, als namentlich Graf Stephan Széchenyi das Banner des Fortschrittes und der Civilisation in Ungarn entfaltete, wurde die Idee einer Wiedervereinigung Ungarns mit Siebenbürgen mächtig angeregt, und ein ziemlich heftiger parlamentarischer Kampf wegen Reincorporirung der siebenbürgischen Landestheile begann, und dauerte, ohne ein Resultat zu erzielen, Jahre lang fort. — Bei solcher Gestaltung der Dinge kam das Jahr 1847 heran, und der siebenbürgische Landtag endete gerade, als der ungarische Reichstag eröffnet wurde, dieser zog

ſich in die Länge, als im März 1848 die Wiener Revolution ausbrach, welcher Moment von der ungariſchen Oppoſitionspartei zur Erpreſſung wichtiger Zugeſtändniſſe ausgebeutet wurde, unter welchen nebſt mehreren anderen auch die Union Siebenbürgens mit Ungarn enthalten war. — Wir wiſſen, was ſeither geſchehen iſt: die Regierung genehmigte alle auch noch ſo überſpannten Forderungen, und das erſte unabhängige Miniſterium für Ungarn erhielt die königliche Sanction.

Der Landesgouverneur berief den Landtag in Klauſenburg zuſammen, welcher am 1. Juni eröffnet und wo die Union mit großer Majorität beſchloſſen wurde. Doch gar bald erhoben ſich die Wallachen gegen ihre einſtigen Unterdrücker, und hatten bereits einige Wochen früher zu Blaſendorf am 15. Mai eine große Verſammlung gehalten, in welcher viele Stimmen gegen die Union laut wurden, und in einer zweiten daſelbſt abgehaltenen Verſammlung wurde die Abſchaffung der gezwungenen Union und die ſelbſtſtändige Verwaltung Siebenbürgens von den Wallachen laut ausgeſprochen!

Die Sachſen, zwiſchen den beiden Parteien, Ungarn und Wallachen, ſtehend, verhielten ſich anfangs theilnahmslos, und glaubten ſehr klug zu handeln, wenn ſie mit allen Parteien kokettirten, nach der Verſammlung von Balásfalva traten auch ſie in Mehrzahl gegen die Union auf. In den ungariſchen Städten und Oertern Siebenbürgens wehte auf den Dächern die ungariſche Trikolore, in den wallachiſchen und vielen ſächſiſchen die kaiſerliche Fahne, in einigen ſächſiſchen mit Abwechslung beide.

So war Siebenbürgen ſchon ſeit Beginn des diesjährigen Sommers in zwei feindliche Lager getheilt, — die Elemente in voller Gährung, und der Knoten hatte ſich bis jetzt ſchon zu ſehr verwirrt, als daß man an eine andere Löſung, als die durch das Schwert, glauben konnte.

Das ungariſche Miniſterium hatte zum königlichen Commiſſär in Siebenbürgen den Baron Miklos Vay, eine anerkannte Capacität mit vielſeitiger Weltbildung, ernannt, der im Verein mit der in Hermannſtadt befindlichen oberſten Militärbehörde die politiſchen und militäriſchen Angelegenheiten des Landes leiten ſollte.

Die in Wien genehmigte Errichtung einer eigenen ungariſchen Landesvertheidigungs-Armee wurde auch hier auf das Eifrigſte betrieben, und zu Klauſenburg, wie an andern Orten, wurden Honved-Bataillone und Freiwilligen-Hußaren-Diviſionen aufgeſtellt. Die Sachſen errichteten Nationalgarden, und die Wallachen rotteten ſich in mit Spießen und ſchlechten Feuerwaffen verſehene Haufen zuſammen. Jahrelange gegenſeitige Unterdrückung und Anfeindung, öffentlich und im Stillen von allen Seiten fortgenährtes Mißtrauen, Eiferſüchtelei und Haß trugen mächtig das Ihre zu einem noch heftigeren Ausbruche der ohnedies durch den Freiheits- und Nationalitätenſchwindel unſerer Tage erhitzten Gemüther, in dieſem Lande mehr als irgendwo, bei.

In Allem und Jedem traten jetzt die Sonder-Intereſſen und Separationsgelüſte der magyariſchen Unionspartei, noch mehr durch die theils offenen, theils verſteckten Gegenbeſtrebungen der andern Parteien angeregt, hervor; insbeſondere aber nahmen ſie einen dem Legitimitäts-Principe täglich ſchroffer und feindſeliger entgegenſtrebenden Charakter an. — Die Lage eines öſterreichiſchen Offiziers bei all' dieſen Verhältniſſen war keine angenehme!

Aber wie immer die Wogen ſtreitender Meinungen den Soldaten umtoben mögen, er muß unberührt und ungebrochen dadurch bleiben. Er muß den Parteien gegenüber ſein höchſtes Kleinod, die Ehre, rein und unverletzt erhalten, und wenn eine bröckelnde Welt um ihn herum zuſammenſtürzen würde, er muß

fest und unverbrüchlich an dem geschworenen Standarten-Eide halten.

Die Stellung unseres Regiments, welches polnischer Nationalität, war eine äußerst schwierige. Den Befehlen des ungarischen Kriegsministeriums untergeordnet, bald von der kaiserlichen Militärbehörde, bald von den ungarischen Regierungsbehörden Befehle, oft von Beiden schwankenden, ja widersprechenden Inhalts erhaltend, war es nur der Umsicht unseres Commandanten und dem guten Geist der Offiziere und Mannschaft zu danken, daß die echt militärische tadellose Haltung desselben durch nichts erschüttert werden konnte.

Vorzüglich waren es zwei Officiere des Regiments, welche den tobenden Orkan zu beschwören suchten, und hauptsächlich zur Aussteckung der kaiserlichen Fahnen und Farben in den romanischen und sächsischen Ortschaften Siebenbürgens beitrugen. Sie traten mit aller Energie dem Revolutionsgelüste jeglicher Art entgegen, und wirkten durch patriotische Aufrufe zu Gunsten der kaiserlichen Sache. Es waren dies Oberst Graf W. und Rittmeister v. B., letzterer ein geborner Ungar.

In der Stabsstation unseres Regiments hatte sich die unruhige Stimmung des Volkes nach sechswöchentlichen vergeblichen Versuchen, mit unsern Leuten zu fraterniſiren, haranguirt durch die Studenten, deren Zahl bedeutend war, und welche in den neu errichteten Nationalgarden eine starke Unterstützung fanden, schon in lautern Demonstrationen Bahn gebrochen. Um diese Zeit begab sich Oberst Graf W. nach Hermannstadt, und besuchte das dortige Theater, wo gerade von einem sächsischen Bürger politische Reden zum Anschluße an die Sache des Kaisers gehalten wurden. Graf W. benützte die augenblickliche Stimmung, um eine Anzahl kaiserlicher Cocarden noch im Theater zu vertheilen. Tags darauf

erhielt er den Befehl von Seite ſeiner militäriſchen Behörde, das Land binnen kürzeſter Zeit zu verlaſſen und nach Wien zu gehen, wohin er übrigens, ohnedies bereits in eigenen Geſchäften, ſich einen Urlaub erbeten hatte.

Kaum war dieſe Thatſache in der Stabsſtation bekannt geworden, als die Studenten jenes Orts ihren Unwillen in Form einer Katzenmuſik vor der verlaſſenen Wohnung des Grafen W. Luft machten. Ueberhaupt herrſchte zwiſchen unſerer Mannſchaft einerſeits, ſo wie den dort garniſonirenden Szekler Compagnien und dem Civil anderſeits, eine fortwährend ſich ſteigernde Spannung, die ſich zeitweiſe auch durch thatſächliche Ausbrüche äußerte. Jedoch wurden dieſe jedesmal, durch die Umſicht und Energie des Oberſtlieutenant L., der nach W.s Entfernung das Regiments-Commando übernommen hatte, unterdrückt, und eine ſcheinbare Ruhe erhalten.

Dies waren die Verhältniſſe und die Lage des Regiments, als ich im Spätſommer, vor Kurzem, in Klauſenburg und in der Stabsſtation bei meiner Ankunft in Siebenbürgen einige Tage verweilte.

In Klauſenburg fand ich überall die Tricolore und die neuen Truppen, als: Honved-Bataillone und Matyas-Hußaren, in voller Errichtung. Von den letztern kannte ich die Grafen Kolomann M. und Gregor B., welche die erſte Diviſion dieſer Freiwilligen-Hußaren hier zu Lande errichteten. Beide ſchöne ſtattliche Männer, mit vollendeten Formen der beſten Erziehung, ebenſo kühne, als gewandte Reiter, beſonders letzterer, welcher als einer der vorzüglichſten Sportsmänner und Pferdekenner des in dieſer Hinſicht ſehr ausgebildeten ſiebenbürgiſchen höhern Adels galt.*)

*) Graf M. fiel ſpäter, durch eine Kanonenkugel tödtlich getroffen, in der Schlacht bei Hermannſtadt gegen uns, wo er als Oberſt in Bems Heere die feindliche Cavallerie befehligte, Graf B. wurde Oberſt und hieß, wegen ſeiner kühnen Reiterthaten, der Murat der Bem'ſchen Armee. Er entkam nach einer abenteuerlichen Flucht über die Türkei nach Parjs.

In der Stabsstation des Regiments war nebst einer Schwadron von uns, auch eine des Szekler Grenz-Hußaren-Regiments. In dieser Truppe konnte man den Geist des Aufruhrs schon sehr deutlich, sowohl bei den Officiers, als der Mannschaft, bemerken.*)

Von dort begab ich mich zur Schwadron, in die ich gehörte, und welche damals in Vayda Hunyad stand. — Dieser Ort hat eine theils wallachische, theils ungarische Bevölkerung, unter welcher die Stimmung sehr getheilt war, und die nur auf ein Zeichen wartete, um sich gegenseitig in die Haare zu fahren. Der Ort hat auch historisches Interesse, er ist der Geburtsort Johannes Hunyady, des berühmten ungarischen Helden, und Waffengefährten Capistrans gegen die Türken. Sein Schloß steht noch auf dem Felsen, stolz das Thal beherrschend, mit Zugbrücken versehen, aber halb im Verfalle. Die unteren Räumlichkeiten werden theils als Wohnungen, theils auch als Arreste für Verbrecher benützt. — Unter solchen Verhältnissen war das Ende des Augustmonats vorübergegangen, und der Herbst nahte heran, in welcher Zeit wir irgend eine Entscheidung, sei es eine friedliche oder blutige, erwarteten. —

Schon lange hatte ich meine Aufzeichnungen bei Seite gelegt, Mangel an Zeit, innere und äußere Aufregung, endlich das fortwährende Hin- und Hermarschiren waren Schuld daran. Der Monat September ließ uns noch in Vayda-Hunyad, wo wir eigentlich das Vorbereiten des gewaltigen Sturmes nicht so sehr in der nächsten Nähe vor Augen hatten, sondern nur durch die sich überstürzenden Hiobsposten hievon zur Kenntniß kamen. — Unter diesen Nachrichten waren es vorzüglich drei, die auf uns einen erschütternden Eindruck machten. Die erste war die der Entwaffnung und Gefangennehmung einer Abtheilung unseres

Ende Novem-ber 1848.

*) Darunter der Baron B., der später Oberst im feindlichen Heere ward.

Regiments in Klausenburg. — Während die Mannschaft Fourage faßte, waren die dortigen Nationalgarden in die einzelnen Stallungen gedrungen und hatten sich der Waffen und Pferde derselben bemächtigt. Die Offiziere aber hatte man zu einer Sitzung, bei welcher auch der kaiserliche Oberst Baron B. anwesend war, gebethen, — und erklärte ihnen daselbst, sie wären Gefangene. An ein Ranzioniren war damals in der feindseligen Stadt, — nicht zu denken. — General G., welcher selbst eine Unionscocarde trug, befahl ihnen auch eine solche anzustecken, welcher Zumuthung sie aber nicht nachkamen. — Die zwei andern Nachrichten waren die der gräßlichen Ermordungen der Grafen Lamberg und Latour in Pest und Wien.

Da erschien endlich von Seite des Landes-Commandirenden eine Proklamation und Kriegsmanifest, welches vom 18. Oktober datirt, den offenen Kriegszustand ausspricht. Freudig wurden wir alle dadurch berührt, bei der täglich zunehmenden Verwicklung der politischen Verhältnisse. — Der ungewisse Zustand hatte nun sein Ende erreicht, der sich schon lange vorbereitende Bürgerkrieg war somit zum Ausbruche gekommen. Ein gräuelvoller, welcher in den Annalen der neueren Geschichte schwerlich seinesgleichen aufzuweisen hat!*)

*) Es ist durchaus nicht meine Absicht, — auch nur eine Skizze dieses Krieges hier niederzuschreiben, oder die verschiedenen Schlachten und Kriegsoperationen zu besprechen. Sie sind aus der Geschichte bekannt, und sowohl die militärische als gebildete Welt Europas haben längst ihr Urtheil darüber gesprochen. — Was ich bis jetzt im Allgemeinen bemerkt, war zur Erklärung und Würdigung unserer damaligen Situation und Alles Folgenden nothwendig, und auch auf mein Leben mittelbar einwirkend, von jetzt an spreche ich nur von Fakten, welche ich selbst gesehen und in meiner nächsten Nähe erfahren habe, da diese Aufzeichnungen durchaus nicht Memoiren jener Zeit, — sondern nur für eine kleine Anzahl von Freunden, auf deren Verlangen gesammelte Erinnerungen meines eigenen Lebens sind, wie ich mich deutlich in der als Vorwort dienenden Zueignung ausgesprochen habe.

Die Abtheilungen unſeres Regiments concentrirten ſich nun mehr und mehr, und zwar jene, bei welcher ich mich befand, rückte nach dem ſächſiſchen Städtchen Mühlenbach ab, wo wir einige Tage ſtehen blieben. — Die Rede unſeres Commandanten Oberſtlieutenant L. war eben ſo militäriſch, — lakoniſch, als treffend, und verfehlte nicht auf uns, wie unſere Mannſchaft den beſten und wirkſamſten Eindruck zu machen. Sie lautete: „Soldaten! Ich mache Euch bekannt! wir ſtehen vor dem Feind! Seid brav und tapfer! macht Euerem Stande Ehre!" — In dieſen wenigen Worten war auch Alles geſagt, mehr als gewöhnlich in den langen und ſchwülſtigen Anſprachen, in welchen mancher Commandant ſein Rednertalent, oder richtiger ſeine Redſeligkeit — an den Tag legt, welche oft Schläfrigkeit oder Heiterkeit erzeugen; und dadurch der Würde und dem Ernſte des Gegenſtandes viel mehr Schaden als Nutzen bringen. —

Es wußte jetzt doch ein jeder von uns, wie er daran war, und was er zu thun hatte, die Zeit des Zweifelns und beſtändigen Lavirens war endlich einmal vorüber. —

Nach mehrtägigen Hin- und Hermärſchen wurde unſere Schwadron vom Regimente getrennt und blieb ſelbſtſtändig, detachirt bald in dieſer, bald in jener Zutheilung.

Anfangs November ſtanden wir zu Tövis, als der Befehl kam, uns einer gemiſchten Colonne, beſtehend aus einigen Infanterie-Compagnien und dem Wallachiſchen Landſturm anzuſchließen. — Dieſer letztere ſollte hier zu uns ſtoßen. Kaum hatten wir die Nachricht ſeiner Annäherung erhalten, ſo ritten wir ihm entgegen, es waren beiläufig 8000 Romanen, unter Anführung ihrer Präfekte Janku, Prodan und Moga. — Einige Pfeifer eröffneten dieſen Zug, an deſſen Spitze die drei Präfekte auf guten ſiebenbürgiſchen Pferden mit buntbemaltem Sattelzeug, nebſt ihren

soi disant-Adjutanten, und Unter-Commandanten ritten. — Hierauf folgten die mit Feuergewehren, Säbeln und großen Spießen bewaffneten romaniſchen Haufen. —

Hier iſt Zeit und Ort, von dieſem Landſturme zu ſprechen; derſelbe ward von einem eigenen Comité organiſirt, und zwar nach dem Beiſpiele der alten Römer militäriſch eingetheilt. Es wurden Präfekturen und Tribunate errichtet, jedem Präfekte mehrere Tribunen, und dieſem wieder Centurionen untergeordnet. Letztere befehligten Haufen von je hundert Mann. — Die Präfekten erhielten ihre Berichte von den Tribunen, welche ſolche von den Centurionen bekamen, und ſtatteten ihre Relationen an das Comité ab. Von dem kaiſerlichen Generalcommando zu Hermannſtadt erhielten ſie ihre ſtrategiſchen und taktiſchen Dispoſitionen. Aus den verſchiedenen Zeughäuſern des Landes, gab man ihnen Waffen, auch lieferten die Sachſen Spieße und Piken. Ihr eigener Erfindungsgeiſt trieb ſie zur Verfertigung kleiner hölzerner Kanonen an, es waren dieß ausgebohrte Holzblöcke, die mit eiſernen Ringen zuſammengeheftet waren, woraus ſie auch Steine, mitunter Eiſenkugeln, zu ſchleudern verſuchten. —

Anfangs Oktober hatten ſie ſich im Unter-Albenſer-Comitate 30 bis 40,000 Mann ſtark geſammelt, und begannen in Haufen von 6 bis 8000 ihre Vandalenzüge. Die Ortſchaften Magyar-Lapad, Tſchombord, Gold, Buzas-Boſchard wurden nächtlicher Weiſe überrumpelt, die Edelhöfe geplündert und dann den Flammen preisgegeben, alle Bewohner, Männer, Weiber, Kinder, Greiſe unter den qualvollſten Martern gemordet, entweder erſchlagen, geſpießt, verbrannt oder lebendig in die Erde gegraben; Müttern die Säuglinge von der Bruſt geriſſen und vor ihren Augen erſtochen oder ins Feuer geworfen, Jungfrauen bis zu Tode mißhandelt, Männer wurden auch mit halbem Leibe in

die Erde gegraben und mit Piken zu Tode gemartert, oder dem Hungertode preisgegeben.

Im Oktober hatte die Bergstadt Zalathna das Unglück getroffen, von diesen Horden besucht zu werden, wo über 2000 Ungarn jeden Alters und Geschlechtes auf das grauenvollste gemordet wurden. Die wallachischen Popen hatten das Ihrige gethan, um das rohe Volk dermaßen in blinde Wuth zu versetzen gegen Alles, was ungarisch war, wobei es, in Folge des auf den Wallachen Jahrhunderte lang gelasteten schweren Druckes, und des daraus entkeimten, glühenden Hasses nur des zündenden Funkens bedurfte, um die verheerende Flamme emporlodern zu machen! —

Den größten und für das Land auf Jahre sehr empfindlichen Schaden richteten die Romanen aber dadurch an, daß sie alle Pferde der edlen Gestüte z. B., jene der Barone Kemény, Banffy, des Gaál ꝛc. wegschleppten, und durch schlechte Wartung meist umkommen ließen.

Dieß waren also unsere jetzigen Kampfgenossen, und wir, durch politische Verhältnisse, zu dieser Gemeinschaft gezwungen. —

Täglich konnten wir uns überzeugen, daß der vorhergegangene üble Ruf dieser Schaaren ein leider nur zu begründeter war.

Schon Tags nach ihrer Ankunft in Tövis ereignete sich folgende Thatsache, deren Augenzeuge ich war. — Wir saßen im Wirthshause mit mehreren Präfekten und Tribunen, als Janku, Proban, Moga und anderen bei Tische. Ein junges Mädchen, deren Eltern von den Wallachen erst kürzlich rschlagen worden, trug die Speisen auf. An ihrem Finger hatte sie einen ziemlich werthvollen Goldring stecken, nebstbei am Halse ein goldenes Kreuz. Ich bemerkte die habgierigen Blicke einiger romanischen Führer. Bald darauf standen diese auf und folgten dem hinausgehenden Mädchen. Wir saßen noch bei Tische, da

hört man draußen jammern und ſchreien. Einer der Offiziere eilt hinaus, und findet das arme Mädchen in Thränen, nachdem man ihr den Ring ſammt dem Finger abgehackt hatte. Nun entſtand überdieß noch Streit zwiſchen den grauſamen Räubern, wer den geſtohlenen Ring und Kreuz behalten ſollte, den Janku, der ihnen noch etwas imponirte, durch eine kräftige Einſprache beendete. — Wir aber waren ebenſo entrüſtet als erſtaunt! — Täglich fielen größere oder kleinere Uebelſtände und Exceſſe vor, — wir ſonderten uns auch nach Möglichkeit ab, und ſtrebten nach Kräften dem rohen Treiben Einhalt zu thun.

Auch die Ungarn errichteten ihrerſeits, namentlich im Szeklerlande derartige Landſtürme, die an Brutalität und Grauſamkeit den romaniſchen *Nichts* nachgaben, ſo ſtachen ſie den im Spitale von Szás Regen vorgefundenen kranken kaiſerlichen Soldaten die Augen aus, und wirthſchafteten, wo ſie hinkamen, auf das Gräulichſte. — Nur hatten wir ihre Spuren *nicht ſo vor* Augen, da ſie in *einer ganz anderen Gegend* des Landes agirten.

Nach mehrtägigem Aufenthalte in Tövis rückten wir gegen Nagy Enyed vor, eine große Maſſe Landſturm als Avantgarde. Wir fanden dieſen Ort ganz von feindlichen Truppen geräumt, die ſich gegen Klauſenburg gezogen hatten. Den zweckmäßigen Anſtalten des die ganze Kolonne kommandirenden Hauptmannes G. und der äußerſt thätigen Einwirkung des Rittmeiſters Baron S. von unſerem Regimente verdankten es die Bewohner dieſes Orts, daß kein Gräuel und keine Plünderung ſtatt hatte, indem der Landſturm eine halbe Stunde außer dieſer Stadt verlegt wurde, und nur die wenigen beigehabten kaiſerlichen Truppen in derſelben zurückblieben. Wir Offiziere patrouillirten mit gezogenem Säbel während des anderthalbſtündigen Durchzuges der Landſtürmer ſelbſt die Straßen auf und ab und einzelne Ausreißer und

Nachzügler, die ſich in die Häuſer einſchleichen und rauben wollten, fühlten am Kopf und Rücken die Wucht unſerer ausgiebigen Hiebe.

Nach vier Tagen wurde der Landſturm und ein großer Theil unſerer Colonne bis knapp hinter Felvincz, beiläufig drei Stunden von Enyed vorgeſchoben, und ich mit einer 25 Reiter ſtarken Abtheilung gleichfalls dahin beordert. Wir bezogen außerhalb Felvincz einen Bivouac, und der Landſturm mit Infanterie untermiſcht verſah die ziemlich ausgedehnten Vorpoſten. — Schon in der erſten Nacht hatten wir ein gräuliches Schauſpiel. Das nahe Felvincz ſtand plötzlich in vollen Flammen, die hoch gegen Himmmel auffloderten. —

Es war ein eigenthümliches Bild, alle möglichen Truppen waren in den mannigfaltigſten Gruppen auf einer von Hügeln umſchloſſenen Fläche gelagert, ein buntes Gewirre, welches mich an Wallenſteins Lager erinnerte. Kalte Novembernächte folgten nun, Schnee bedeckte den Boden, hie und da hörte man einen Schuß, der von den Landſtürmern aus Muthwillen oder aus Furcht abgefeuert wurde, — manchmal riß ſich eines der Pferde los, ſprang über unſere Köpfe hinüber, und mußte wieder eingefangen werden. Alle Augenblicke falſcher Allarm, durch die Romanen veranlaßt, theils wegen übertriebener Beſorgniß, da ſie oft in ihrem weinſeligen Zuſtande ein paar Bäume für Feinde anſahen, theils auch waren unter ihnen wegen der Vertheilung ihres Raubes Streitigkeiten und Raufereien entſtanden. — Auch gab es bei all' dem Elend mitunter höchſt komiſche Szenen, ſo hatten die Landſtürmer bei der Plünderung von Felvincz einen Keller erbrochen, wobei unter den verſchiedenen dortgelegenen Weinen auch eine ziemliche Quantität Champagner ſich befand. Als ſie die erſte Flaſche entkorkten, und der Wein ſchäumend

mouſſirte, hielten ſie dieſen für vergiftet und ſchlugen alle Flaſchen, deren Anzahl ziemlich beträchtlich geweſen ſein ſoll, zuſammen. Selbſt die romaniſchen Präfekte und Tribunen, welche die Eigenſchaften des franzöſiſchen Rebenſaftes ſehr zu würdigen wußten, waren über dieſe Art Vandalismus äußerſt empört. —

Mehrmals kamen Hußaren, romaniſcher oder ſächſiſcher Nationalität vom Regimente Szekler ſammt ihren Pferden zu uns herüber, die ſich von Klauſenburg aus auf Seitenwegen davongemacht hatten. Auch arme Einwohner von Felvinez deren Hab und Gut ein Raub der verzehrenden Flamme geworden war, und die Gott danken durften, noch mit heiler Haut davongekommen zu ſein, flüchteten ſich zu uns, und baten die Offiziere um Almoſen, Schutz und Gnade für ihr Leben! — Unſer Proviant war größentheils ausgegangen, unſere Feldflaſchen leer, was wir den Verheerungen des Landſturmes zu danken hatten; zog dieſer einer Truppe voran oder mit ihr, ſo war man ſicher bald keine Unterkunft oder Proviant mehr zu finden, da Alles, was ſie nicht mitſchleppen konnten von ihnen verbrannt oder vertilgt wurde. Unſere beihabende Artillerie und einige ſächſiſche Nationalgarden waren mit Brot, Fleiſch und Wein reichlich verſehen, insbeſondere die letzteren die mehrere bepackte Wägen mit ſich führten, und ſehr großmüthig ihre Vorräthe dem allgemeinen Beſten preisgaben.

Am fünften Tage unſeres Bivouaks, kam plötzlich eine Wagenkolonne mit weißen Fahnen und einer Deputation aus Thorda, welche um Schonung dieſer Stadt bat. An deren Spitze ſtand ein alter penſionirter Rittmeiſter H., der einſt in dem berühmten Regimente Rieſch-Dragoner die Napoleoniſchen Feldzüge mitgemacht hatte. Ein Greis mit ſilberweißem Haar,

deſſen Söhne in der kaiſerlichen Armee dienten. — Hauptmann G. ſicherte ihnen Schonung der Stadt Thorda, wie auch ihres Eigenthums zu, und ließ ſie unter dem Schutze einer militäriſchen Bedeckung ihren Rückweg antreten. Die mitgebrachten Wägen enthielten Proviant in hinreichender Quantität, und guter Qualität, überdies verſprachen ſie noch nachzuſchicken, was durch einige Tage geſchah, und wir nun wieder im Ueberfluſſe ſchwelgten. Wenn auch von dieſer Seite unſere Lage beſſer wurde, ſo war das fürchterliche Schneegeſtöber und die Kälte ſehr empfindlich, auch kamen wir durch die ganze Zeit nicht aus unſeren Kleidern, oder unter ein anderes Dach, als das des trüben, mit Schneewolken bedeckten Himmelszeltes. Die bei Tag und beſonders Nachts lebhaft unterhaltenen Bivouak-Feuer reichten nur immer hin die eine Hälfte unſeres Körpers zu wärmen, während die andere fror, überdies mußte man immer Acht haben nicht ſeinen Mantel oder Stiefeln zu verbrennen! —

Aber das ganze hatte einen Reiz der Poeſie, — es war eine Verwirklichung mancher unſerer jugendlichen Phantaſiebilder, — und dürften jene Eindrücke nicht ſo leicht unſerem Gedächtniſſe entſchwinden! —

Nach zehn Tagen erhielt ich den Befehl mit meiner Abtheilung wieder zu der noch in Enyed befindlichen Schwadron zu ſtoßen, während die übrige Colonne mit dem Janku und Mogaiſchen Landſturm gegen Thorda und Klauſenburg marſchirte. Ich für meinen Theil war recht erfreut wieder zur Schwadron eingerückt, und habe, und werde vielleicht nie mehr im Leben die Annehmlichkeiten des Unterdachſeins, einer gut geheizten Stube, eines Bettes, und gewechſelter Kleider ſo gewürdigt haben, als in jener Nacht. In kürzeſter Zeit marſchirten wir über erhaltenen

Befehl einige Tage hin und her, bis wir gegen Ende dieſes Monats nach Szás Varos in ganz gute Quartiere kamen, um dort eine fernere Ordre abzuwarten. Mittlerweile waren die andern Abtheilungen unſeres Regiments in dem eingenommenen Klauſenburg eingezogen und gegen Banffy-Hunyad vorgerückt, wie auch ein Theil an der am 24. ſtattgehabten Affaire bei Deés betheiligt war, und das Regiment in dem Verluſt des dort durch zwei Schüße gefallenen Rittmeiſters L. einen ſeiner beliebteſten und tüchtigſten Offiziere zu beklagen hatte. — Dies waren die Nachrichten, die uns bei der gehemmten Communication etwas verſpätet und ohne nähere Details zukamen. — Wir bedauerten ſehr den Tod des Rittmeiſter L., der in jeder Beziehung, als Soldat, wie als Menſch, durch ſeine Tüchtigkeit, ſeinen Muth und ſeine Bildung ſich auszeichnete. Es iſt auch der Erſte des Offiziers-Corps, der in dieſem Feldzuge gefallen! — Welche Opfer dürfte dieſer Kampf wohl noch aus unſerer Mitte fordern! — Der Soldat muß ſich den Fatalismus des Muſelmannes in gewiſſer Beziehung eigen zu machen ſuchen, dem Unvermeidlichen muß die Männlichkeit immer keck entgegen treten, und wer vor dem Bilde des Todes zittert, oder deſſen Furcht nicht überwinden kann, der werde ja nie Soldat. „Wer in der Schlacht fällt" ſagt der Koran „fällt ſündlos, ſeine Wunden ſchimmern „wie Purpur, und duften wie Moſchus am Tage des Gerichts."

Ende December 1848.

Anfangs December wurde in Szás Varos aus 2 Infanterie-Bataillons, einer Sechspfünderbatterie und beiläufig 4000 Mann Landſturm eine Colonne unter den Befehlen des Infanterie-Oberſtlieutenants Berger zuſammengeſetzt, welcher die Aufgabe geſtellt ward, in's Banat abzurücken, ſich daſelbſt mit einer aus Temesvar vorrückenden Truppen-Colonne des General-Majors Grafen

Leiningen zu vereinen, die hartbedrängte Feſtung Arad mindeſtens momentan zu entſetzen, und dadurch eine Verproviantirung derſelben zu ermöglichen. — Dieſer zuſammengeſetzten Colonne ward unſere Escadron als einzige Cavallerieabtheilung beigegeben.

Am 8. December marſchirten wir bei Koſſowa über die Gränze Siebenbürgens, über die hohen Berge unſere Pferde größtentheils an der Hand führend, da der Boden feſt gefroren und ſehr glatt war. — Die dortige Gegend iſt wildromantiſch und maleriſch, — dieſe mit Schnee bedeckten Berge, — die einzelnen Höhepunkte, — rückwärts die Thäler Siebenbürgens, vor uns die fruchtbaren Ebenen des Banats, — alles dieß bot den ſchönen Anblick einer herrlichen Winterlandſchaft, auch hatte die Kälte in den letzten Tagen etwas nachgelaſſen, — und wir Offiziere wie unſere Mannſchaft waren ſehr frohen Muthes, die Feldflaſchen waren gefüllt, und es ging ja dem Feinde entgegen, mit der Hoffnung, im offenen ehrlichen Reiterkampfe einmal unſere Klingen kreuzen zu können. — Von Koſſowa führte unſer Marſch die nächſten Tage über Facſét gegen Lippa. — Am 11. eine halbe Stunde vor letzterem Orte meldeten Kundſchafter dem Commandanten unſerer Escadron Grafen A., daß Lippa von 2 Szekler Infanterie-Compagnien beſetzt ſei. Wir formirten die Avantgarde unſerer Colonne. Ueber dieſe erhaltene Nachricht ſetzte ſich Graf A. ſogleich mit der Escadron in Trab und wir langten eben in Lippa an, als der Feind in zwei großen Plätten die Maroſch nach dem gegenüber liegenden Maria Radnoth überſchiffte. Wir wurden noch mit einer tüchtigen Decharge empfangen, und die Kugeln ſchlugen rechts und links neben uns in die Häuſermauern ein, ohne den geringſten Schaden zu thun. Mit meiner Abtheilung ward ich zur Streifung in die Gäſſen und die nächſte Nähe des Ortes entſendet, und brachte drei feindliche Nachzügler gefangen ein, die uns über die

Stärke des die Feſtung Arad cernirenden Feindes Aufſchlüſſe lieferten, die aber widerſprechend ſowohl mit den anderwärts eingezogenen Erkundigungen als auch ihren eigenen untereinander waren. Indeſſen waren auch die übrigen Truppen der Colonne nachgerückt, und Maria Radnoth wurde nun von unſerer Sechspfünderbatterie lebhaft beſchoſſen, ſo zwar, daß ſich der Feind in das anliegende Gebirge zurückzog. Tags darauf marſchirten wir in die kleine ſächſiſche Ortſchaft Guttenbrunn, wo wir einen Raſttag hielten. *) Es graute kaum der Morgen des 14. December als Trommelwirbel und Trompetenſchall uns das Zeichen zum Aufbruche gaben, und wir uns vorwärts gegen das zu entſetzende Arad bewegten. Um 7 Uhr erreichten wir Engelsbrunn, und auf der weiten Fläche die ſich von hier gegen Szent Miklos entwickelt, gewahrten wir plötzlich eine Truppencolonne auf der Temesvarer Straße heranrücken. Immer mehr und mehr konnte endlich unſer Auge den langen Zug unterſcheiden, der ſich hier mit uns zum Entſatze der hartbedrängten Feſtung Arad vereinte, dieſe ehrenvolle Aufgabe gemeinſchaftlich zu vollführen. Es waren Bataillone der braven Regimenter Sivkovich und Leiningen, aber vor allen die Helden von Lippa und Engelsbrunn, die flinken muthigen Reiter mit den ſchwarzgelben Fähnleins, die dunklen Czapken feſſelten meinen Blick, es waren die wackern Uhlanen vom Regimente Schwarzenberg, deren Treue, Muth und Ausdauer in dieſen Gauen ſprichwörtlich geworden; feierlich klang die Trompete, Freude und Kampfluſt blitzte aus den bereits im Pulverdampfe gebräunten Geſichtern, ein kräftiges Hurrah ſchrie man zum Willkommen gegenſeitig ſich zu, abermals galt es einen heißen Tag, friſche Reiſer muß-

*) Dieſe Skizze ſandte ich als abgeſonderten ſelbſtſtändigen Aufſatz in den öſterreichiſchen Soldatenfreund Jahrgang 1850 ein, welcher unter dem Titel Erinnerung an Arad aufgenommen wurde.

ten erworben, neue Ehre errungen werden. Welch' herrlicher Anblick, alle dieſe vortrefflichen, in ſtolzer Siegeszuverſicht ſchwelgenden Truppen von einem jugendlichen Helden geführt zu ſehen, wir meinen den in der Armee ſo rühmlich bekannten General Grafen Chriſtian Leiningen, in dem wir alle einen geliebten Führer verehrten.

Eben war es 9 Uhr Morgens, als ſich das Treffen auf der weiten Ebene von Szent Miklos, wo ſich der Feind ſtark verſchanzt hatte, vorbereitete. Die Bataillone von Sivkovich und Leiningen formirten ſich auf das erſte Trommelzeichen und bildeten das Zentrum, vor denſelben en front 18 Geſchütze, ein Bataillon Bianchi am rechten Flügel in Sturmcolonnen aufgelöſt, am linken die Cavallerie, beſtehend aus 4 Escadrons Uhlanen und einer Escadron Chevaurlegers. Es herrſchte feierliche Stille, jedes Commando konnte man deutlich vernehmen, bis das Geſchütz mit ununterbrochener Heftigkeit gegenſeitig zu wirken begann; nun rückten die Sturmkolonnen des rechten Flügels vor und griffen begeiſtert, unter lautem Hurrahrufe, mit gefälltem Bajonnet den Feind ungeſtüm an, die von ihm gelegten Barrikaden wurden ſchnell gewonnen, ein heftiger Häuſerkampf erfolgte, der beſonders an dem Gemäuer des Kirchhofs, welcher von den ſogenannten Rothkapplern, einem der tapferſten feindlichen Bataillone, mit wilder Verzweiflung vertheidigt wurde, einen ſehr erbitterten, blutigen Charakter angenommen hatte. Gleichzeitig ſtürmten von einer andern Seite des Ortes die Regimenter Leiningen und Sivkovich und fielen dem bereits weichenden Feind in die linke Flanke, wobei der tapfere Oberlieutenant Hailig des letzteren Regiments den Heldentod fand. Indeß hatte die Cavallerie des linken Flügels unter Commando des Oberſten Baron Blomberg eine Umgehung demonſtrirt, und der Feind, nun völlig geworfen, flüchtete über die Ma-

ros; in demſelben Augenblicke loderten die Kaiſermühlen, durch unſere Raketen entzündet, hoch auf. Der Erfolg war entſchieden, 5 feindliche Geſchütze, viele Gefangene, worunter eine Menge Artilleriſten, waren die Trophäen des glücklichen Tages; unſere Aufgabe war glänzend gelöſt.

Aus der entſetzten Feſtung kamen mehrere Offiziere der bis nun dort eingeſchloſſenen Escadron von Schwarzenberg-Uhlanen zu uns, brüderlich ſich freuend über das vorzügliche Gelingen; aber auch den angeſtrengten Bemühungen der braven Uhlanen war der Erhalt der Feſtung größtentheils zu danken, deſſen Offizier-Corps von dem ritterlichſten Geiſte beſeelt, den früheren glorreichen Ruhm dieſes Regiments, welches nicht lange vorher bei Lippa und Engelsbrunn Wunder der Tapferkeit leiſtete, neu bewährte, und erſt kürzlich zwei tüchtige Offiziere auf dem blutigen Felde der Ehre verloren hatte.

Um 9 Früh hatte der Kampf begonnen, um 4 Uhr Nachmittags war der vorgehabte Zweck mit nur geringen Opfern erreicht. Man konnte die Ordnung und Präziſion, welche während der ganzen Affaire bei allen Bewegungen herrſchte, nicht genug bewundern, und hätte nicht der ſchärfere Donner des Geſchützes und hie und da die Leiche eines Gefallenen an das ernſte Drama gemahnt, man hätte glauben mögen, ein wohl ſtudirtes Friedensmanöver vollzogen gehabt zu haben; nur mit dem Unterſchiede, daß bei dieſem mit den Bomben der Grobheit und Brutalität mindeſtens ſehr häufig auf unſere Ehre mörderiſche Verſuche gemacht werden, während es in jenem nur unſerem Leibe und unſeren Gliedern galt.

Eine mit uns aus Siebenbürgen gekommene, von dem Rittmeiſter Grafen A. in der Gegend und den Gebirgen bei Hermannſtadt mit bewundernswerther Schnelligkeit errichtete Schwadron

wallachiſcher Lanzenreiter rückte einer feindlichen Hußaren-Diviſion vom ehemaligen Regimente Hannover im Trab auf ziemlich weite Diſtanz entgegen. Dieſe irreguläre Truppe hatte nur die Aufgabe eine Attake zu demonſtriren, die wir ſogleich aufnehmen ſollten, um ſo die feindliche Reiterei herauszulocken. — Jedoch die Hußaren ergriffen bei dem ungewohnten Anblick dieſer mit wallachiſchen Pelzen, eben ſolchen Mützen und Spießen, verſehenen Reiterei eine wilde Flucht. Wie wir ſpäter erfuhren, glaubten ſie, es wären Ruſſen.

Noch am Schlachtfelde berief General Graf Leiningen alle Offiziere zuſammen, und theilte uns zwei wichtige Nachrichten mit, es waren die Thronbeſteigung des Erzherzogs Franz Joſef als unſer Kaiſer von Oeſterreich, und das Vorrücken des Feldmarſchalls Fürſten Windiſchgrätz mit der Armee gegen Ungarn.

Die Ehre des Sieges gebührte dem von uns hoch verehrten General Graf Leiningen. Jene männlich ſchöne kräftige Heldengeſtalt auf einem prächtigen Schimmel, am Schlachtfelde, kühn einherſprengend, hier ermunternd, dort ſelbſt anordnend, und wo die Gefahr am größten ſicher an der Spitze, einen ſolchen Commandanten zu ſehen, machte einen unvergeßlichen Eindruck; — ich dachte mir ein Bild von den kampferprobten Marſchällen aus der franzöſiſchen Kaiſerzeit. — Stets unter uns, jedem freundliche Worte ſpendend, die feinſten Manieren des vollendeten Weltmannes ſelbſt im Bivouak, wie im Salon beibehalten, konnte man all' dieſen glänzenden Eigenſchaften unſeres Generals als Krieger und Menſch die gerechte Bewunderung nicht verſagen, und glücklich wird ſich jeder von uns ſchätzen, noch einmal der Ehre theilhaft zu werden, unter den Befehlen dieſes tapfern Führers zu dienen.

Noch einen Tag nach der Schlacht hielten wir die Vorposten am Kirchhof zu Szent Miklos. Ich bezog mit meiner Abtheilung ein Piket, und patrouillirte die ganze Nacht an den Ufern der Maros, der Feind begrüßte uns am frühen Morgen trotz des dichten Nebels, mit mehreren Salven eines Zwölfpfünders, welche aber alle erfolglos waren. Gegen 8 Uhr Früh ward ich abgelöst, und rückte zu meiner am Kirchhofe lagernden Escadron ein. — Schon im Begriffe abzusitzen, gewahrten wir von weitem eine sich gegen uns bewegende Colonne, aber nur undeutlich, denn wegen des sich etwas hebenden Nebels, konnte man nichts näheres unterscheiden. Der Feind hatte Tags zuvor einen Theil des bei Hazfeld stehenden Vecsey'schen Corps als Verstärkung erwartet, die Möglichkeit, daß es dieses sein konnte, war da. — Ich wurde zur Recognoscirung mit meinen Reitern vorgeschickt, mit der Weisung die tête dieser Colonne so lang aufzuhalten, bis die übrige Schwadron aufsitzen und mir nacheilen konnte. Wir sprengten also gegen den vermeinten Feind los, als wir in der Nähe einen ungeheuren Wagen- und Ochsentransport, der zur Verproviantirung der Festung von Temesvar aus heranrückte, erkannten. — Ich dachte unwillkührlich an jenen gegen die Windmühlen attakirenden Ritter.

Am 15. und 16. blieben wir noch in einer halb zerstörten Kaserne von Szent Miklos untergebracht. Am letzten Tage wurden von Temesvar herbeigeschaffte Sechzigpfünderbomben, auf das vom Feinde besetzte Alt-Arad von den Bastionen der Festung geschleudert, zum nicht geringen Schrecken der dortigen uns feindlich gesinnten Bewohner.

Am 17 endlich marschirten wir, dem schönen Banat den Rücken kehrend, Transsilvaniens Gauen wieder zu, wo inzwischen

der Tanz erſt recht losgehen ſollte, und der Funke des Krieges zur hellen Flamme aufgelodert war.

Bei empfindlicher Kälte langten wir nach 7 Märſchen in Szásvaros an, wo wir die weitern Befehle zu erwarten hatten. — Auf dem ganzen Rückwege formirten wir die Arrieregarde der Colonne. — In Szásvaros eingerückt erhielten wir nach langem wieder Nachrichten von unſerem Regimente, das bei Clauſenburg und Banfy Hunyad im Norden Siebenbürgens ſtand. Den 19. Dezember hatten einige Abtheilungen desſelben in den Engpäßen bei Czucza ein heftiges Gefecht zu beſtehen, bei welcher Gelegenheit der freiwillig ſich anſchließende Major Graf St. O.. durch eine feindliche Kugel getödtet worden war. Nebſt dieſen als Menſch und Soldat hochgeachteten Stabsoffizier waren auch von der Mannſchaft viele gefallen, und ganz zwecklos geopfert worden, da man eine Escadron trotz aller Gegenvorſtellungen des Oberſtlieutenants L., unſeres Regiments Commandanten, durch den engen Gebirgspaß auf eine erhöht ſtehende und durch flüchtige Verſchanzung gedeckte feindliche Batterie attakiren ließ, nachdem die Infanterie zweimal daſelbſt zurückgeſchlagen worden war. Helm und Schärpe behielt der feindliche Commandant zum Andenken an dieſen Helden, wie er ſich in einem Schreiben an Oberſtlieutenant L. bei der Rückſendung der Leiche des Grafen St. O.. ausdrückte. Gewiß eine ehrende Anerkennung im Munde eines erbitterten Feindes.

Wenige Tage ſpäter erhielten wir den Befehl in die Gegend der Feſtung Carlsburg abzurücken, daſelbſt das ſich von Klauſenburg zurückziehende Corps des General W.. zu erwarten, und zu unſerem Regimente, welches in jenem eingetheilt war, bei ſeinem Eintreffen zu ſtoßen. In Magyar Igen, einem von dem Landſturm vor kurzem hart mitgenommenem Dorfe

brachten wir die letzten Tage des so ereignißvollen Jahres zu und zwar in einem Hause einquartirt, in dessen Keller zur Zeit noch über 20 unbeerdigte Leichen liegen. — Welch' trauriges Omen für das kommende Jahr!

Februar 1849. Und wieder eine geraume Zeit hat meine Feder geruht, und neue Ereigniſſe — neue Eindrücke habe ich nun den alten anzureihen. — Eine wichtige Wendung war Ende Dezember in den Operationen dieſes Feldzuges eingetreten. Die feindliche Armee hatte in den ehemaligen polniſchen General Bém, der ſich 1831 bei Oſtrolenka einen militäriſchen Ruf in Europa gegründet, einen eben ſo tapfern als intelligenten und kriegserfahrenen Führer erhalten. — Schon ſein erſtes Auftreten als er zu Szilagy Somlyo das Offiziers-Corps der ungariſch-ſiebenbürgiſchen Inſurgenten-Armee muſterte, ſoll charakteriſtiſch geweſen ſeyn. Seine kurze Anſprache an dasſelbe lautete: „Meine „Herren! ich fordere von Ihnen den ſtrengſten Gehorſam. Wer „nicht gehorcht wird erſchoſſen. Ich werde zu belohnen aber auch „zu beſtrafen wiſſen. Sie können abtreten!" — Sein Hauptfach war das artilleriſtiſche. — Seine meiſten Erfolge lagen in Kühnheit ihrer Ausführung. — Bald, nur zu bald ſollten wir auch dieſen gewaltigen Umſchwung der Dinge kennen lernen. —

Am 1. Jänner war das retirirende Corps des General W., der auf dem Marſche, vom Schlage gerührt, geſtorben, bei Carlsburg eingerückt, wo ſich unſere Schwadron nach mehr als zweimonatlicher Detachirung wieder mit dem Regimente vereinte. Den 2. wurde aufgebrochen, und der Marſch über ziemlich ſteile Berge und in der ſtrengſten Kälte nach Monora und Bolkacz fortgeſetzt, den 3. nach Mikeshaza, von wo ſich ein Theil der Colonne trennte,

und zu dem bei Mediaſch ſtehenden ſiebenbürgiſchen Haupt-Corps abrückte.

Einige Abtheilungen des Regiments, worunter auch unſere Schwadron, marſchirten unter Oberſtlieutenant L. über Monora und Buzas Boczard nach Michazfalva, wo wir mehrere Tage ſtehen blieben. — Da meldet eines Morgens ein Fuhrweſens-Unteroffizier, an dem ſich die böhmiſche Nationalität nicht verkennen ließ, den Brand und die Zerſtörung Enyeds dem Oberſtlieutenant L. mit folgenden Worten: „Möld ick gehorſam, daß Enyed von Wallachen verbrennt wurde, beiderlei Geſchlecht haben dos geſogt!“ — Der Oberſtlieutenant war allerdings über dieſe Meldung ſehr überraſcht, wartete jedoch beſtimmtere Nachrichten ab, um ſeine Anſtalten zu treffen. Dieſe kamen durch ausgeſchickte Kundſchafter in wenig Stunden an, und brachten die Beſtätigung dieſer Thatſache.

Es wurde nun am 13. aufgebrochen und über Enyed nach Cſombord gegenüber jenes Ortes am linken Maros-Ufer abgerückt. Der Anblick, als wir durch das zerſtörte Enyed marſchirten, war fürchterlich und herzzerreißend. Der Sachverhalt war folgender: Der wallachiſche Führer Prodan war mit ſeinem Landſturm am 9. aus dem Lager von Muſina gegen Enyed gezogen, und forderte die von ungariſchen Nationalgarden beſetzte Stadt zur Uebergabe auf. Dieſe wurde ihm zugeſtanden mit der Bitte, daß er keinen Mord oder Todtſchlag geſtatten wolle. Kaum aber war Prodan in Enyed eingerückt, als auch ſchon dieſe Stadt an allen vier Ecken brannte, und das Rauben, Plündern und Morden mit entmenſchter Grauſamkeit begann. Nur wenige der unglücklichen Bewohner entkamen durch Flucht in die Wälder ihren Würgern, und langten drei oder vier Tage ſpäter mit erfror'nen Gliedern und halb verhungert in Thorda an. Das gräßlichſte war in Enyed

geſchehen, als ſich gegen fünfzig Frauen in eine Kirche geflüchtet hatten, um in dieſer heiligen Behauſung ein Aſyl zu finden. Der Prieſter ging im Ornate, die Monſtranz in der Hand, den nacheilenden Landſtürmern entgegen um das Leben jener Hilfloſen zu erbitten. Aber ſowohl dieſer, als jene Frauen wurden von den Wütherichen niedergemetzelt. — Unter den in Enyed gemordeten war auch der alte Graf N., ein ſchwacher Greis, deſſen Sohn in unſerem Regimente als Rittmeiſter diente, ferner zwei kaiſerliche penſionirte Offiziere, die beiden Rittmeiſter B. und H., die man trotz ihrer anhabenden Uniform tödtete.

Als wir durchmarſchirten, machten wir einen zweiſtündigen Halt, den nur mehr wenigen aus den Wäldern zurückgekehrten Einwohnern nach Möglichkeit Schutz und Hilfe gewährend, und die noch plündernden Wallachen, wo ſie ſich zeigten, vertreibend. Unter uns Offizieren, wie unter der Mannſchaft, ſprach ſich laut die größte Erbitterung über dieſe Gräuelthaten aus, und es mag wohl ſein, daß einige Wallachen von unſern Leuten bei dieſer Gelegenheit in der erſten Wuth niedergeſäbelt wurden. Schon als wir von der Töwiſer Straße hereinrückten, klammerten ſich Kinder und Frauen an unſere Steigbügel um Hilfe flehend. Es war ein gräßliches, erſchütterndes Bild, deſſen Andenken mein ganzes Leben mich durchſchauern wird; dieſe Unglücklichen meiſt Frauen, welche an bequemes, wohlhabendes Leben einſt gewöhnt waren, hier im bloßen Hemde, ohne Schuhe, mit erfrorenen Gliedern jammernd und händeringend um uns zu ſehen. — Schweſtern erkannten ihre Brüder, Mütter ihre Kinder nicht wieder, welche einige Tage nach dem Brande auf den Landſtraßen und in den Wäldern der Umgegend halb todt gefunden wurden. Nur der Trieb der Selbſterhaltung gab Kunde von dem noch nicht erloſchenen Leben. — Hätten nicht meine

eigenen Augen diese Bilder des Jammers gesehen, — ich hätte es nicht für möglich erachtet, daß so etwas in dem civilisirten 19. Jahrhundert geschehen könne, und würde jede derlei Erzählung für ein Märchen aus altersgrauer Vorzeit gehalten haben. — Wir Offiziere nahmen fast jeder einen der verwaisten 10 bis 12jährigen Knaben mit uns, um sie vielleicht zu unserer Bedienung oder bei den Pferden zu verwenden, oder irgendwo sie übergeben und für sie sorgen zu können. Manche ließen sich auch gut an, — der aber, den ich mir genommen, lohnte mit dem schwärzesten Undank, denn als ich ihm nach ungefähr 14 Tagen wegen seiner Trägheit einen kleinen Verweiß gegeben hatte, verließ er mich eines Nachts, nachdem er noch überdieß, die kleine, aus mehreren Gulden bestehende Baarschaft meines Burschen gestohlen.

Den 15. kehrten wir wieder in unsere vorige Stellung bei Mihaczfalva zurück. Die furchtbare Kälte der letzten Tage, insbesondere die Märsche vom 1. bis 3., welche 8 bis 10 Stunden ununterbrochen dauerten, hatten vielen unserer Leute, wie auch unsern Kameraden H. ihre Glieder gekostet, indem sich dieselben die Füße erfroren. Ich selbst war in diesem Fall, der sich jedoch in so weit noch glücklich herausstellte, daß ich kein Glied einbüßte. Meine ganze linke Seite war gelähmt, und ich hatte die Sprache verloren, jede Zeitversäumniß konnte mir das Leben kosten, oder mich für ewig zum Krüppel machen. Doch der Sorgfalt und Güte meines Schwadrons-Chefs, Grafen A. dankte ich meine Rettung, er ließ mich entkleiden, und rieb mich selbst mit Schnee, so daß Sprache und Leben wiederkehrten. — Diesem Freundschaftsdienst verdanke ich es allein, daß ich noch im Stande bin diese Zeilen zu schreiben. — Eine große Schuld habe ich dem Grafen A. hiefür abzu-

tragen, möge er in dieſen Blättern meinen wärmſten, tiefgefühlten Dank freundlichſt hinnehmen, — ich werde jenen kameradſchaftlichen Dienſt gewiß nie vergeſſen.

Mittlerweile kam die Nachricht, daß Bem gegen Mediaſch vorgerückt, und das dortige ſiebenbürgiſche Haupt-Corps nach zwei ungünſtigen Gefechten bei Sikoſalva und Galfalva gegen Hermannſtadt im vollen Rückzuge ſei. — Hier hatte Bem das erſtemal in dieſem Feldzuge ſein Kriegstalent entfaltet, und man konnte nun ſehen, daß es nicht mehr irreguläre Banden, ſondern eine gutgeführte feindliche Truppe war, die man ſich gegenüber hatte. Die ſo häufig beliebte übermüthige Geringſchätzung des Feindes ſollte bitter enttäuſcht werden.

Kaum hatte Oberſtlieutenant L. die Kenntniß dieſer Wendung der Dinge erhalten, als er am 19. Mittags aus Mihaczfalva aufbrechen ließ und Mühlenbach rechts laſſend, in Eilmärſchen nach Hermannſtadt abrückte, wo er am 20. Abends anlangte. Dieſes rechtzeitige, freiwillige Erſcheinen L. hat weſentlich zu dem günſtigen Erfolge, der am andern Tage geſchlagenen Schlacht von Hermannſtadt beigetragen. Dieſe jedoch, wie die nächſtfolgenden Wochen, gehören der Geſchichte und ſind ſammt ihren Details zu ſehr bekannt, um ſie hier zu wiederholen, umſomehr da wir uns der Anmaßung wehren, eine Geſchichte dieſes Feldzuges zu ſchreiben, ſondern nur die weniger bekannten Momente und unſere eigenen Anſchauungen hier als Nachhilfe unſeres Gedächtniſſes für eine ſpätere Zeit aufzeichnen.

Es folgen nun am 24. der Angriff auf Stolzenburg, bei welchem ſämmtliche Abtheilungen des Regiments zwar anweſend, aber in Unthätigkeit blieben. — Die ganze kaiſerliche Armee blieb Ende Jänner in und um Hermannſtadt conzentrirt, ſo auch

das Regiment, welches nun alle seine Abtheilungen vereint hatte. — Am 4. Februar wurde die Schlacht bei Salzburg (Vizàkna) geschlagen. Alle Schwadronen des Regiments waren bei den wiederholten Attaken in Thätigkeit, und hatten auch an Leuten und Pferden einen ziemlichen Verlust. Wie bekannt endete dieser, für die kaiserlichen Waffen so ruhmvolle Tag mit dem schnellen Rückzug des Feindes.

Rittmeister Graf A. wurde mit seiner Schwadron beordert dem flüchtigen Feinde am Fuße zu folgen, um über dessen Rückzugslinie Bericht zu erstatten. Bei dieser Gelegenheit gelang es diesem gewandten, tapfern Offizier zwei Handstreiche auszuführen, welche dem Feinde beidemale zusammen gegen 700 Mann an Gefangenen kosteten. Nicht genug damit, erschien Graf A. den 6. Früh auf den Höhen vor Mühlenbach, welches Bem mit dem gros seiner Armee besetzt hielt, und sandte den Lieutenant T., einen geborenen Galizianer, zu Bem, um ihn im Namen des Obersten zur Capitulation aufzufordern, zugleich ließ er vorgeben, daß Mühlenbach von allen Seiten umringt und jeder Widerstand deshalb nutzlos sei. — Der Umstand, daß der Parlamentär ein Pole war, machte Bem äußerst ungehalten, er machte diesem die heftigsten Vorwürfe, wegen seines Dienstes im kaiserlichen Heere, und äußerte auch, daß er mit Truppen, welche feindliche Parlamentäre gefangen nehmen, wie dieß mit dem ungarischen Obersten Ivanka*) der Fall gewesen wäre, nicht in Unterhandlung treten wolle, und jener es nur seiner Großmuth zu danken habe, wenn er ihn nicht erschießen lasse. Die letzte entscheidende Antwort Bem's war:

*) In der Schlacht vor Schwechat wurde allerdings der als Parlamentär ins kaiserliche Lager abgesandte ungarische Oberst Ivanka zurückbehalten. Jedoch erklärt sich dies damit, daß Ivanka seines Eides als kaiserlicher Offizier nicht entbunden, und somit als treubrüchiger Deserteur behandelt wurde.

„Sagen Sie Ihrem Oberſten, daß ich mich unter keiner Bedingung ergebe.“ — Hiemit war die Unterhandlung beendet.

Die Beſchreibung Bem's die T. über deſſen äußere Erſcheinung gab, war folgende: Bem iſt von unanſehnlicher durchaus nicht impoſanter Geſtalt, mehr klein und von ſchwächlichem Gliederbau, ein ovales polniſches Geſicht, blatternarbig und von gelblicher Hautfarbe, an der rechten Wange eine Narbe, graue etwas loſe Haare auf dem Haupte, einen braunen Honved-Attilla mit rothen Schnüren und Goldborten, dazu einen Stock in der Hand, der ihm als Stütze diente. Aber aus ſeinen blitzenden Augen, aus ſeiner ſinnenden, beweglichen Phyſiognomie konnte man den Mann von Energie, des Gedankens und der raſchen That, — den im Felde gereiften Soldaten wohl erkennen.

Sein Entſchluß nach jener Unterhandlung war auch eben ſo ſchnell gefaßt, als ausgeführt, und Bem's Avantgarde rückte aus Mühlenbachs Thoren auf der Straße gegen Szásvaros in demſelben Augenblicke vor, als ſich auf den Höhen jenſeits des Ortes und bei dem Dorfe Petersdorf die Tête der zum Angriff vormarſchirenden öſterreichiſchen Kolonnen erblicken ließ.

Am 7. Abends hatte der ſeit den Schlachten von Hermannſtadt und Salzburg bedeutend herabgeſchmolzene Feind größtentheils reguläre Truppen nebſt 12 Geſchützen Verſtärkungen aus dem Banat erhalten, und erwartete an der Brücke der Strehl bei Piski den Angriff der kaiſerlichen Truppen. Am 8. geſchah der blutige Zuſammenſtoß. Hartnäckig vertheidigte der Feind die Brücke, welche im Laufe des Tages mehrmals von der kaiſerlichen Infanterie genommen, wieder verloren und endlich gegen Abend behauptet wurde. Es war dies einer der heftigſten und blutigſten Kämpfe des ſiebenbürgiſchen Feldzuges; den andern Morgen am 9. ward er mit gleicher Hartnäckigkeit fortgeſetzt. Dieſer Tag hatte wieder

dem Regimente, welches nur Abtheilungsweise anwesend, und zu mehreren Attaken mit den Hußaren gekommen war, einige blutige werthvolle Opfer gekostet, denn nebst vieler Mannschaft war auch der tapfere Kommandant Oberst L. tödtlich verwundet worden, Oberlieutenant W. aber geblieben.

Das siebenbürgische Armeekorps trat nun seinen Rückzug gegen Hermannstadt an, wo es bis Ende Februar verblieb, sich zu dem Beginn neuer Operationen rüstend. —

Indessen hatte mein durch die Kälte zugezogenes Fußleiden es mir unmöglich gemacht, — länger bei der Truppe auszuharren, ich konnte nur mehr mit den stützenden Stock mich weiter bewegen, und alle Aussichten vielleicht Zeitlebens ein Krüppel zu werden, standen in jämmerlicher Gestalt offen vor mir. Schöne Zukunftsbilder im Alter von 22 Jahren! — Meine Vorgesetzten selbst, meinen Zustand erkennend sandten mich zur ärztlichen Behandlung in die Festung Carlsburg; mit schmerzlichem Widerstreben mußte ich der traurigen Nothwendigkeit das Opfer bringen, und mich hoffentlich nur für kurze Zeit von meinen werthen Kampfgenossen trennen.

Wie viele ungünstige Ereignisse waren seit drei Monaten vorübergegangen! wir wollen versuchen sie in aller Kürze hier darzustellen. Ende Mai 1849.

Mein gegenwärtiger Aufenthalt Carlsburg (Károly fejervar) liegt so ziemlich in der Mitte Siebenbürgens, auf der die beiden Hauptstädte des Landes, Klausenburg und Hermannstadt verbindenden Straße. In militärischer Beziehung ist hier der Knotenpunkt der beiden Haupt-Operationslinien in Siebenbürgen, nämlich der natürlichen längs der Maros, und der transversalen in der Richtung von Klausenburg auf Hermannstadt, also gleichsam der Ausgangspunkt jeder aus den Centrum gegen Norden oder Süden

auszuführenden Operation. Stephan Bathori und Bethlen Gabor hatten hier ihre festen Burgen, in denen die Gräber der Hunyaden die Patrioten Siebenbürgens zu frommer Pilgerfahrt einluden. Kaiser Karl VI. ließ jene Schlösser zu einer förmlichen Festung umstalten. Auf dem sich nordwestlich von der eigentlichen Stadt (Varos) hinziehenden Bergplateau, welches sowohl jene, wie überhaupt das ganze Marosthal auf eine Stunde weit beherrscht, wurde ein Vauban'sches Fünfeck mit Ravelins und Bastionen erbaut, und daselbst ein Artillerie Zeughaus, eine Pulverfabrik, ein Monturs-Depot und ein kaiserliches Münzamt errichtet. Zwar erhielten die Festungsmauern Cassematen, aber diese waren nach einem alten Systeme gebaut und zu enge. Die Festung wird von den westlich gelegenen Höhen gänzlich dominirt, und ist bei hinlänglichem Materiale, und zureichender Truppenmacht des Belagerers, nicht so schwierig zu nehmen, da gleich nach Cernirung zur Eröffnung der dritten Parallele geschritten werden kann. —

Ende Februar hatte die siebenbürgische Armee die Operationen wieder begonnen, — und die Offensive ergriffen. Am 3. März war bei Mediasch eine Schlacht geschlagen worden, die folgenden Tage hatte Bém eine Umgehung der kaiserlichen Truppen mit unglaublicher Kühnheit unternommen, Hermannstadt erreicht, am 11. die dortige k. rußische Besatzung geschlagen, nach einem mehrstündigen heftigen Kampfe diese Stadt erobert, und so beinahe ganz Siebenbürgen in seine Gewalt bekommen. Unsere Armee mußte geschwächt, an Munition Mangel leidend, nach dem Vorposten Gefechte bei Zeidea durch den Tömöser-Paß Siebenbürgens Grenze überschreiten und sich in die Wallachei zurückziehen.

Diese Nachricht, durch Gerüchte nur noch mehr entstellt, traf am 15. in unserer Festung ein, der Angriff, die Belage-

rung dieſes wichtigen Punktes war nun wohl mit apodiktiſcher Sicherheit anzunehmen. Man ſah in der Eile mit den Nothwendigſten ſich vor, alles lief auf die Wälle, Erdarbeiten, bisher unbegreiflicherweiſe vernachläßigt, da ſchon der Krieg fünf Monate währte, wurden nun mit deſto größerem Eifer betrieben, Geſchütze aufgeführt, die über die Maros führende Brücke bei Maros Porto einem ungariſch-wallachiſchen Orte, wo ein Cameral-Salz-Expeditions-Amt iſt, abgetragen, mit einem Worte, man rüſtete ſich nach aller Möglichkeit für die nahe drohende Gefahr. Täglich ſtrömten einzelne Flüchtlinge und Verſprengte den Mauern Carlsburgs zu, alles ward geſpannt! Jedes patriotiſche Herz durch die Schlag auf Schlag kommenden Hiobsposten zwar niedergeſchlagen, keines aber entmuthigt. Der Gedanke an eine göttliche Vorſehung, an das theuere Vaterland, das Bewußtſein der Treue und das Pflichtgefühl, dieſe nothwendigen Eigenſchaften jedes Soldaten-Charakters, ſtärkten uns, ſpornten zu Muth und Ausdauer. Der Entſchluß dem Feinde die Spitze zu bieten, und die Feſtung auf die möglichſt kräftigſte Weiſe zu halten, ward von den Offiziers einſtimmig gefaßt, und die geſammte Garniſon vernahm ihn mit Beifall. Am 17. überbrachte der Poſtenmeiſter von Reißmarkt ein eigenhändiges Schreiben Béms vom 16., aus dem Rothenthurmer Paſſe datirt, worin er die Feſtung zur Uebergabe aufforderte. Der Commandant von Carlsburg Oberſt A., ein alter ehrenhafter Veteran, der ſchon 1793 bei der Belagerung von Valenciennes ſeine erſten Kriegsdienſte geleiſtet, verſammelte das Offiziers-Corps, verlas den Inhalt jenes Schreibens, der mit einſtimmiger gerechter militäriſcher Entrüſtung vernommen wurde. Folgende treffende Worte ſprach der Commandant zum Schluße aus: „Eine Feſtung von Männern beſetzt, fordert man nur dann zur Uebergabe auf,

wenn der Platz enge eingeschlossen, die Tranchéen eröffnet, aus seinen vielfach errichteten Batterien bereits beschossen, und man die Approchen vorzupoussiren begonnen hat." — Die Aufforderung Béms wurde daher gar nicht beantwortet. Die Besatzung Carlsburgs bestand aus 10 Compagnien Infanterie und einer halben Escadron Chevauxlegers.

Am 12. März endlich zeigten sich die ersten feindlichen Truppen, und eine große Vedettenlinie zog sich vom Fuße der bischöflichen Weingärten über Borband bis an die Ufer der Maros hin, zugleich erschien vor den Thoren der Festung ein Hußarenofficier mit der Aufforderung des feindlichen Commandanten, Obersten Baron Kemény-Farkas, die Festung gegen günstige Bedingungen zu übergeben, eine ehrenvolle Capitulation abzuschließen. Noch denselben Abend wurde ein Cavallerieoffizier in's feindliche Lager mit der Antwort abgesandt: die Festung sei entschlossen, dem geleisteten Eide treu, sich auf's Aeußerste zu vertheidigen, wie es einer braven Truppe gezieme, und einen ehrenvollen Tod einer schmählichen Uebergabe vorzuziehen.

Der feindliche Commandant Baron Kemény war ein alter Krieger, der einst als Lieutenant bei Kienmayer-Hußaren die letzten französischen Feldzüge mitgemacht hatte. Der Ausbruch dieses Krieges fand ihn in stiller Zurückgezogenheit in Thorda, wo er sich zum Major der dortigen Nationalgarde wählen ließ, und nach Organisation und Abrichtung derselben, mit dieser zur feindlichen Armee gestoßen war. Er war einer der tapfersten und unerschrockensten Soldaten im feindlichen Heere, wenn auch höhere militärische Kenntnisse und Befähigung zum Führer ihm mangelten. In seiner Umgebung befand sich der Commandant der von Bem errichteten polnischen Lanciers, Fürst Wo-

roniecki, der früher als Lieutenant in einem kaiſerlichen Dragoner-Regimente ſtand, die Uebrigen waren ſehr unbedeutende Geſtalten.

Nun begann in unſern Feſtungsmauern ein ſehr reges, thätiges Leben, Kanonenſchüſſe, welche faſt ſtündlich ertönten, riefen uns immer auf die Wälle, bis man ſich überzeugte, daß ihre Urſachen oft nur einzelne feindliche Reiter oder ſonſt ſehr geringfügig, und dieſes Schießen vielmehr ein Zeichen der Ungeduld und Kampfluſt unſerer eifrigen Artillerie waren.

Endlich nach beiläufig zwei Tagen donnerten gegen 3 Uhr Früh auch die feindlichen Geſchütze, und einige Granaten, Raketen, ſo wie auch Vollkugeln, fielen in unſere Feſtung, ohne auch nur den geringſten Schaden zu thun. Nachdem auch unſerer Seits dieſes Bombardement heftig erwiedert wurde, ſtellte der Feind, die Erfolgloſigkeit ſeines Unternehmens gewahrend, das Feuern nach Verlauf einer Stunde wieder ein.

Auf dem Thurm der hieſigen Domkirche hatten wir unſer Obſervatorium, und den ganzen Tag mußte daſelbſt ein Offizier, mit bewaffnetem Auge, alle feindlichen Bewegungen und Vorkehrungen beobachten, und hievon mittelſt Sprachrohr durch den Inſpectionshauptmann der Garniſon dem Feſtungs-Commando ſchleunige Kunde geben.

Mittlerweile war ich, Dank der ärztlichen Pflege und meiner guten Natur, ſo weit von meinem Fußleiden hergeſtellt, daß ich mit Unterſtützung wieder auf- und abſitzen konnte. Ich meldete mich zur Dienſtleiſtung und wurde dem Cavallerie-Feuerpikete zugetheilt.

Den 2. April halb fünf Uhr Nachmittags erſcholl plötzlich die Allarmtrommel und der Ruf durch die Gaſſen: „Der Feind rücke an!“ Vom Thurme rief der beobachtende Offizier herab:

„Die Geſchütze fahren auf!“ und alles, alles ſtürzte kampfgierig auf die angewieſenen Poſten, entſchloſſen dem kalten Würgengel muthig ins Auge zu ſehen. Da eröffnet um halb ſechs Uhr der Feind ein ziemlich heftiges Bombardement, welches von uns in gleicher Weiſe erwiedert wurde. Die Schüſſe des Feindes, gar wohl gezielt, beſonders auf Kaſernen, äräriſche Gebäude u. ſ. w., verfehlten zwar nicht ihr Ziel, hatten aber mit Ausnahme zweier Leute, die verwundet wurden, keinen weiteren Erfolg.

Ein ſeltſam impoſanter Anblick war es: wie hie und da eine Granate zerplatzte, Pulverdampf und Rauchwolken die Luft erfüllten, wie Alles ſtill und mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſeinen Poſten betrat, ja ſelbſt der energiſche hieſige Garniſons-Caplan Th. ein faſt 70jähriger Veteran, man kann ſagen des Kreuzes und des Schwertes, welcher ſchon in der franzöſiſchen Campagne durch perſönlichen Muth und Aufopferung das geiſtliche ſilberne Verdienſtkreuz ſich als ſichtbaren Beweis dankender Anerkennung ſeines Monarchen erwarb, nahm die Muskete zur Hand, Patrontaſche und Säbel und ging vom wahren Patriotismus beſeelt, der friedliche Gottesdiener als ſchönes Beiſpiel uns kriegeriſchen Herrndienern voran.

Alle dieſe Scenen werden mir ſtets lebhaft im Gedächtniſſe bleiben, die Erinnerungen an die Kriegsgeſchichten meiner Kinderſtube wurden ſehr lebhaft durch die Gegenwart aufgefriſcht, jene Gemählde meiner einſt ſo farbenreichen Fantaſie — ich ſah ſie nun alle plötzlich verwirklicht. So wechſelt das Leben mit ſeinen Licht und Schattenbildern, nur daß die letztern häufiger uns erſcheinen, vielleicht auch nur um den Glanz der erſtern zu erhöhen. Eine Stunde ungefähr hatte dieſe Beſchießung gedauert, als ein feindlicher Parlamentär erſchien, und die Aufforderung General Béms zur Uebergabe brachte. Man entließ

ihn mit verneinender Antwort. Gegen 9 Uhr Abends wurden wir von Neuem auf die heftigſte Weiſe mit Hohlkugeln und Raketen durch volle anderthalb Stunden beſchoſſen, jedoch eben ſo erfolglos wie das erſtemal. Bém, der an dieſem Tage beim Zernirungs-Corps ſich befand, und die Beſchießung ſelbſt leitete, begab ſich in ſein Hauptquartier nach Mühlenbach zurück, und beſchloß erſt einen vollſtändigen Belagerungspark ſich hierher zu holen, um dann deſto wirkſamer und kräftiger gegen Carlsburg auftreten zu können.

Einige Spione wurden in dieſen Tagen aufgegriffen, wovon einer ſtandrechtmäßig durch Pulver und Blei erſchoſſen wurde. Es fanden nun mehrere Ausfälle ſtatt, welche jedoch, da man bei der ſchwachen, überdieß aus vielen Rekruten beſtehenden Garniſon, in kein ernſteres Unternehmen ſich einlaſſen konnte, ohne wichtige Reſultate, die Allarmirung des Feindes ausgenommen, waren. Gerüchte der verſchiedenſten Art drangen zu uns, und dienten bei den Optimiſten die kühnſten Hoffnungen, bei den Peſſimiſten die ſchrecklichſten Beſorgniſſe zu erwecken. — Kanonendonner, der von den nahen Bergen des Maroſchthales herübertönte, kündete uns an, daß die Schweſterburg Deva, unſer Schickſal theilend, vom Feinde hart bedrängt, aber bis jetzt dennoch ihre kriegeriſche Jungfräulichkeit bewahrt habe.

So verging denn der Monat April, ohne weitere beſondere Ereigniſſe, Parlamentäre wurden häufig hin und her geſandt, jedoch größtentheils das Intereſſe des hieſigen Domkapitels oder auch einige Penſionen und Privat-Angelegenheiten betreffend.

Ich will nun meine Blicke von der feindlichen Außenwelt abwenden, und ſie vielmehr auf das innere ſoziale Leben zwiſchen unſern Feſtungsmauern werfen. Vor allem andern iſt zu bemerken, daß ſich ſogleich beim Beginne unſerer Einſchließung

ein Kriegsrath bildete, der unter dem Vorsitze des Festungs-Commandanten noch aus dem Platzmajor, einem Stabsoffizier der Artillerie, einem Hauptmann des Genie-Corps, und zweien der Infanterie bestand. —

Und nun der gesellige Verkehr! Hierüber ließen sich viele amüsante und pikante Anekdoten schreiben, — wenn auch nicht für jedes Ohr hörbar! — Vielleicht selten wurde Angesichts drohender Gefahren so viel gelacht, gescherzt, getanzt, und auch geliebt als hier. Vormittags fanden häufige Zusammenkünfte der Offiziere statt, deren Zweck hauptsächlich war, sich gegenseitig zu besprechen oder zu erheitern, und das Unangenehme unserer Lage theilweise vergessen zu machen. Da wurde manche Flasche ausgestochen, mancher Toast erklang, theils aus Höflich- theils aus Herzlichkeit, und viele Lieder, tragisch und komisch, ästhetisch und unästhetisch, ergötzten die Zuhörer. Besonders trugen unsere braven Kameraden von der Artillerie, die voll guter Laune und Späße waren, zur allgemeinen Aufheiterung bei. Diese Art Reunions wurden von uns militärischerweise Rapporte genannt, und waren sehr beliebt, da die Hungrigen dabei gesättigt, und die Durstigen gelabt, wurden. — Bei Gelegenheit einer solchen Versammlung ward auch folgendes Lied auf Carlsburg gedichtet, welches von einem Offizier der Garnison verfaßt, und von einem andern in Musik gesetzt, selbst bei der deutschen Mannschaft sehr populär, häufig gesungen wurde. Es lautet:

Carlsburg.

In sieben Strahlen glänzt ein Stern im Land
Er prangt noch heut zu Tage ungetrübt.
Wie auch das Meer, es treibt den Schlamm zum Strande,
Doch seine Klippen sind noch nie zerstiebt.

Drum Brüder harrt, als ehrenfeſte Säulen,
Ein jeder Mann hat jetzt viel eig'nen Werth,
Und wenn auch noch der Hoffnung Anker weilen,
Wir haben zaghaft ſie noch nie begehrt.

Klein iſt die Welt, die dieſer Stern umfaſſet,
Sie iſt erſtarkt jedoch im Bruderbund,
Und wenn des Feindes Macht ſie auch umraſet,
Droht ihr der Tod auch tauſendfachen Schlund:
Sie ſoll zerziſchen in der Hölle Feuer,
Ein dicht Gewölke mahnen an die Zeit!

Hoch Carlsburg, mit deinen Baſtionen!
Hoch Commandant, mit deiner Kriegerſchaar!
Und kämen auch der Feinde Millionen,
Sie ſeien zerſtäubt wie Sand auf immerdar!
Der Muth der Kämpfer ſoll Rebellen lehren
Was echte Treu fürs Vaterland vermag,
Und wenn dereinſt Kameraden wiederkehren
Sei unſer Lohn: daß ſie nicht unterlag.

Aus Transſilvaniens weit gezognen Gränzen
Iſt zwar verdrängt des Doppeladlers Schwung,
Nur noch allhier ſieht man ſein Banner glänzen
In ewig treuer Rückerinnerung.
Auf Brüder drum! die Bruſt nur treu bewahrt
Dem Vaterland — dem theuern Kaiſerhaus
Sei ſelbſt der letzte Blutreſt nicht geſpart,
Und nur der Tod tilgt dieſe Schwüre uns.

Wohlan denn Brüder! auf zum heh'ren Reigen
Den deutſchen Aar ſoll keine Macht uns beugen.
Ein jeder Mann ſei Held in dieſem Sturme,
Dem nur ein Lebensherz im Buſen glüht.
Und fallen Alle, töne hoch vom Thurme
Vom letzten Manne noch dies Kriegerlied.

Dieſer Geſang iſt die Stimmung, welche Offiziere und Soldaten unſerer Beſatzung beſeelte, genau kennzeichnend. Kam dann der Abend herbei, ſo war öfters ein geglücktes Septleva oder mißlungenes Paroli der Gegenſtand unſerer Aufmerkſamkeit, und unſere ganze Politik war auf ein geſchicktes Guſtirn, unſere Hoffnungen auf einen Pagat ultimo oder ein tous les trois beſchränkt. Mancher von uns ging dann mit gefüllter oder geleerter Börſe, die Dampfwolken ſeiner Cigarre mehr oder minder ſelbſtbewußt, von ſich blaſend, in ſein beſcheidenes Quartier, in der Feſtung ſelbſt oder den Kaſematten des Feſtungsgrabens.

Auch die Damen, größtentheils Frauen und Töchter von Offiziers, Beamten oder hieſigen Honoratioren thaten das ihre, um unſere Lage zu verſüßen. Soirées dansantes wurden gegeben, und von uns allen Terpſichoren gewaltig Weihrauch geſtreut, man hörte die Klänge eines Walzers, einer Mazur oder Francaiſe, ſah manch glücklichen Seladon mit der Miene eines Triumphators, manch ſchwärmenden Adonis von Liebeskummer gedrückt, hie und da eine ſchmachtende Blandine, oder verlangende Kunigunde. Auch geſungen wurde ſehr viel, und ſo manch' liebliche Melodie ertönte in den verſchiedenſten Variationen dem lauſchenden Ohre. Und zu all' dieſem die Poeſie des Krieges, — der ſtündlichen Gefahr! Wie oft ruft uns irgend ein Schuß mitten aus dem Tanze auf den Wall, und wir kehren, nachdem wir uns überzeugt, daß nichts erhebliches vorgefallen, dahin zurück. Es iſt ein Spiel mit dem Vergnügen des Lebens, — und dem Ernſt des Todes! —

Ein Hauptſpatziergang war die mitten in der Feſtung vor der Hauptwache angelegte Promenade, welche aus zwei ſich durchſchneidenden Akazienalleen beſtand. Man durfte ſich nur dahin bemühen, um die verſchiedenſten Typen der Liebe, die ſüßeſten

Bande, die zarteſten Platonismen, und Freundſchaften jeder Art zu bemerken. Hier erblickte man allerlei Geſtalten vom Kinde bis zum Greiſe, poetiſch und proſaiſch, glückliche und ſchüchterne Dilettanten in der Liebeskömödie, gefällige und eiferſüchtige Ehemänner, Mütter mit Argusaugen oder auch mit kurzſichtiger Nachſicht. Aber gar erſt an Sonntagen; wie Regenbogenſtrahlen leuchtete da der buntgefärbte Damenkreis dem trunkenen Auge entgegen, hier ein freundliches Lächeln ſpendend, dort einen einladenden Blick, den kalten Gruß oft zu herzlich, den höflichen zu ſtolz erwiedern, wodurch manch' liebebedürftiges Kriegerherz in keine geringe Verwirrung kommen kann. Nachdem ich nun einige Zeilen den Hauptlaunen des Soldaten gewidmet, will ich zu ernſterem übergehen, und zwar zu dem Geiſte der Truppe. Dieſer war im Allgemeinen ein ausgezeichneter zu nennen, vorzugsweiſe aber bei den Polen und der Artillerie, die von Kampfesluſt brannte und dieſer häufig, wo es nur irgend eine Gelegenheit gab, durch Abbrennen einiger Schüße Luft machte.

So war denn der Wonnemonat herbei gekommen, der Mai der wunderliebliche Mai „wo alle Knospen ſprangen", — aber für uns war er unerquicklich, er brachte uns keine Entſcheidung — keine Erlöſung! — Von der ganzen übrigen Welt, wie auf einer Inſel im weiten Ocean, abgeſchnitten, ohne die mindeſte Kunde aus der Heimath, nicht wiſſend, ob je wieder? und wann? unſer Fuß die vaterländiſche Scholle betritt, ob ich meine Lieben wieder zärtlich umarmen, theueren Freunden noch einmal herzlich den warmen Händedruck werde erwiedern können? Wie manchem braven Kameraden hat bis jetzt vielleicht das mörderiſche Blei die tapfere Bruſt durchbohrt? Wie manches an Hoffnungen überreiche, glückliche Herz bis jetzt zu ſchlagen auf-

gehört, und was wir im Troſte frohen Wiederſehens einſt verließen, glücklich und blühend ruht jetzt vielleicht, ein Raub des finſteren Geſchickes, unter der Erde, harrend der himmliſchen Reveille, um wieder zu erwachen! — Wie manche zärtliche Mutter, theuere Schweſter, oder liebende Braut harrt ſehnſuchtsvoll in der Ferne des braven Sohnes, des theueren Bruders, des innig Geliebten! Ihre Blicke ziehen mit den Wolken, ſie harren noch immer, bis endlich ein Unglücksbothe ihnen verkündet, daß der Gegenſtand ihrer Liebe und Sehnſucht am einſamen fernen Schlachtfelde verblutet, oder auf tapfer vertheidigten Wällen ſein Soldatenleben beendet habe, hie und da von einem wackern Kriegerherzen betrauert. Aus dieſen Betrachtungen werde ich plötzlich durch Kanonen-Donner geweckt, — er ruft zum Kampfe, zu Ehre und Pflicht!

Ende Juli 1849.

Ich beginne dieſe Blätter wieder dort, wo ich ſie geendet, und will die Ereigniſſe, welche ſich ſeit Mitte Mai in unſerer Feſtung zugetragen weiter ſkizziren. — In der genannten Zeit hörte man plötzlich von dem Anrücken des romaniſchen Landſturmes unter Führung ihrer Präfekte Janku und Axentie in den gegenüber von Carlsburg nordweſtlich liegenden Gebirgen! Wir haben den Namen Janku ſchon mehrmals genannt, wir wollen nun dieſen Mann, denn wir genau kannten, mit kurzen Zügen zu ſchildern verſuchen. Derſelbe, einer der merkwürdigſten Anführer der Wallachen in dieſem Kriege, iſt der Sohn eines Popen aus Bisztra, und gab ſich ſelbſt den Beinamen eines Königs der Wälder. Er war für die Advocatur beſtimmt, hatte in Nagy-Enyed ſeine Studien gemacht, und ſodann in Hermannſtadt durch einige Jahre bei der ſiebenbürgiſchen oberſten Gerichtstafel als Kanzelliſt gedient. Sein Wuchs iſt hoch und ſchlank, ſein Aeußeres nicht unangenehm, er ſcheint anſpruchslos und be-

ſcheiden in Geſellſchaft, aber aus dem Leuchten ſeines Auges blitzt das Feuer eines ſtarken energiſchen Geiſtes, und die bis nun gedrückte Lage ſeiner Landsleute goß eine Art von Schwermuth über ſein ganzes Weſen, deren er ſich niemals vollkommen erwehren konnte. Unter ſeinen Freunden iſt das der beſtändige Stoff ſeiner Geſpräche, und die Befreiung ſeines Volkes von jeder drückenden Feſſel, durch was immer für ein Mittel, iſt ſein Lieblingstraum. Dieſer Mann war auch ganz dazu geſchaffen, dem wilden Haufen ſeiner rohen Landsleute zu imponiren, und ſeinen Willen als Geſetz gelten zu laſſen. Von allen wallachiſchen Volksführern war er noch der menſchlichſte, denn wo es ihm möglich war, ſuchte Janku der Raub- und Mordſucht ſeiner Schaaren Einhalt zu thun, außer er glaubte es nothwendig, oder es war perſönliche Leidenſchaft im Spiele.

Zur beſſeren Organiſirung dieſes in den nahen Bergen ſich herumtreibenden Landſturmes war Oberlieutenant M., von vier Scharfſchützen begleitet, ausgeſandt worden, dem es auch gelang, jenen zu erreichen. Am Nachmittage des 17. Mai erſchien M. mit dem Landſturm auf den naheliegenden Höhen, eröffnete ein lebhaftes Kleingewehrfeuer mit dem Feinde, zugleich rückten von der Beſatzung Truppen aus, unter deren Schutze die Landſtürmer die feindlichen Vorpoſtenketten durchbrechen und in die Feſtung gelangen konnten. Hier wurde ihnen der Eid der Treue abgenommen, ſie erhielten beſſere Waffen und Munition, und wurden nach einigen Tagen gegen 3 Uhr Früh unter dem Schutze ausgerückter Truppen wieder entlaſſen, wobei ſie die im Pulverthurme gelegene feindliche Beſatzung, einen Offizier mit 40 Mann, überfielen und niedermachten.

Gegen 1. Juni hörten wir plötzlich in Entfernung von zwei Stunden gegen Töwis eine ziemlich heftige Kanonade, zugleich

erschien auf den umliegenden Bergen wieder der Landsturm. Einige Tage später erfuhren wir, daß die Romanen Töwis überfallen und den Feind beunruhigt hätten.

Schon seit längerer Zeit hatte der feindliche Oberst Baron Stein statt Baron Kemény den Befehl des Cernirungs-Corps übernommen. Stein galt in den feindlichen Reihen als eine militärische Capacität höhern Ranges. Der Sohn eines kaiserlichen Generals, hatte er in der Ingenieur-Akademie zu Wien fleißige Studien gemacht, und wurde als einer der ausgezeichneteren Zöglinge in das Genie-Corps eingetheilt. In Spanien hatte er kurze Zeit als Volontär bei den Carlisten gedient und sich daselbst einige Erfahrungen über den Bürgerkrieg gesammelt. Die Ereignisse des Jahres 1848 trafen ihn als Genie-Hauptmann in Peterwardein. Stein führte, als FML. Hrabowski zum bevollmächtigten königlichen Commissär ernannt worden war, sehr gewandt dessen damals ziemlich verwickelte politischen Correspondenzen. Später entwarf er einen Plan zur Besetzung von Szt. Tamas, wurde Chef des Generalstabes bei der ungarischen Banater-Armee, hierauf General-Adjutant bei dem ungarischen Kriegsminister und Chef der Militär-Central-Kanzlei der ungarischen Armee. In dieser Anstellung hatte sich Stein besonders das Vertrauen Kossuths erworben, sein Einfluß war bedeutend, und machte ihn zu einem der wichtigsten militärischen Lenker der ungarischen Bewegung. — Er ist ein Mann von mittlerer, ziemlich beleibter Statur, mit ins Graue spielenden Haaren, feinem Mund und geistreichen Augen. Sein beißender Witz, seine schneidenden Sarkasmen machen ihn im feindlichen Heere von alt und jung gefürchtet. — Besonders liebt er die Genüsse der Tafel und des Weines. Unsere Parlamentäre empfing er immer mit ausgezeichneter Höflichkeit, lud sie jedesmal zum Speisen ein,

ja er ſchickte einmal dem ganzen Offizierskorps eine Einladung zu ſich nach Marosporto, wo er ſein Hauptquartier hatte, von welcher wir aber aus leicht begreiflichen Urſachen doch keinen Gebrauch machten. — Uns Cavallerie-Offizieren, da wir ihm gegenüber von dem Ueberfluß unſerer Lebensmittel ſprachen, ſchon zu einer Zeit, wo ſich Mangel bemerkbar machte, — und nur bedauerten ſchlechte Cigarren zu haben, — überließ er 1000 Stück der beſten und feinſten Sorte mit der Bitte um einen Eimer von dem in der Feſtung befindlichen guten Rózsamaler Wein, welchen wir ihm auch mit Bewilligung des Feſtungskommandanten gleichfalls mittelſt Parlamentärs übermitteln ließen.

Auch gab er uns Zeitungsblätter, welche traurige Wahrheiten noch ſchlimmer, häufig aber auch die frommen Wünſche unſerer Gegner als vollendete Thatſachen darſtellten. So war überall die Revolution im Siegen, überall flatterte die Tricolore, der Doppel-Aar ſchien im letzten Todeskampfe, und das gräßlichſte Schickſal ward uns in dieſen Blättern zu Theil. — Das Benehmen Stein's uns gegenüber hatte einen Anſtrich von Ritterlichkeit, die wieder durch manches Lügen geſtraft ward, mit einem Worte es lag etwas Unſicheres in dem ganzen extravaganten Charakter Steins, dem Genialität, wie perſönliche Bravour nicht abzuſprechen iſt. *)

Es fanden wieder vielfache Ausfälle ſtatt, deren Zweck war: einige unſere Ausſicht auf den Feind hemmende Bäume und Sträuche niederzuhauen, das anderemal aber Mühlſteine zu

*) Baron Stein befand ſich ſpäter unter den in die Türkei geflüchteten, nahm den Islam an, wurde Fehrad Paſcha, als welcher er in dem letzten Orientkriege in Klein-Aſien nicht ohne Geſchick ein türkiſches Corps gegen die Ruſſen befehligte, iſt 1860 in einer Unterſuchungshaft geſtorben.

unſerm Bedarf in die Feſtung zu bringen, was beides auch gelang. Das Kleingewehrfeuer war von beiden Seiten immer außerordentlich heftig, bis endlich auch zwei Geſchütze des Feindes und eine Raketenbatterie zu wirken begannen. Für uns Reiter war das Terrain leider ein äußerſt ungünſtiges, da die hohe Frucht, welche zum Verſtecke der Plänkler diente, der raſchen Attake ein ſchweres Hemniß wurde. —

Einmal wurde ich, in ſtockfinſterer Nacht, mit Anempfehlung der größten Eile, als Schleichpatrouille mit ſechs Mann gegen den vom Feind beſetzten Pulverthurm abgeſandt, und zwar durch Felder, wo ſich bei hellem Tage nur mit Mühe der Infanteriſt durcharbeiten konnte. Einige 50 Schüſſe knallten mir und meinen Reitern entgegen, — kein einziger aber traf, unſer Zweck, zu wiſſen was der Feind beſetzt halte, war erreicht, und wir rückten nach einer Stunde wieder ein. Ueber die Verwendung der Cavallerie war man hin und wieder nicht immer einig.

Nun erſchien der Abend des 23. Juni, man kündigte bereits vom Thurme, unſerm ſchon erwähnten Obſervationspunkte an, daß der Feind ausgerückt, alle ſeine Geſchütze gegen die Feſtung gerichtet, auf einer jene dominirenden Höhe aufgefahren ſeien. — Es erſcholl die Allarmtrommel, und alles rückte auf die Baſtionen. Wir wurden, die Pferde an der Hand, unter den beiden Feſtungs-Thoren aufgeſtellt. —

Da beginnt um halb 6 Uhr Morgens den 24. der Feind das Bombardement auf die heftigſte Weiſe mit Bomben, Granaten, Vollkugeln und Raketen, und ließ ſeine Geſchütze, die von unſern mit gleicher Kraft erwidert wurden, durch volle 7 Stunden ſpielen. Der Thurm, das Zeughaus, die Franziskanerkirche, das Seminar, die biſchöfliche Reſidenz und viele andere Gebäude

geriethen gegen 10 Uhr Vormittags in hellen Brand. Nur mit Mühe, wie durch ein Wunder konnte ſich unter dem heftigſten Feuer, der am Thurme obſervirende Offizier, Lieutenant O., von demſelben mittelſt Feuerleitern, vor dem Tode des Erſtickens retten, da bereits die Stiege in Trümmern war. Während dieſes ſiebenſtündigen Bombardements verloren nur zwei Privatdiener mehr durch eigene Unvorſichtigkeit das Leben. — Imponirend und düſter zugleich war das Bild der Feſtung während des Brandes, das Geprasſel der Flammen, der Donner des Geſchützes, der feierliche Ernſt auf jeder Miene zu leſen, dieß Alles machte einen eigenthümlichen Eindruck. Die Garniſon ſtand auf den Wällen bereit, jedes feindliche Wagniß zurückzuſchlagen; von den Einwohnern aber Weiber und Kinder händeringend mit herzzerreißendem Gewimmer in den Kellern, um wenn auch durch die Flammen ihre Habe verlierend, mindeſtens das nackte Leben zu ſchützen. —

Endlich nach 12 Uhr Mittags verſtummen gegenſeitig die Geſchütze und ein feindlicher Stabs-Offizier, Major Litsken, ehemals Rittmeiſter bei Szekler-Hußaren, erſcheint als Parlamentär um im Namen des feindlichen Commandanten die Aufforderung, zur Uebergabe der Feſtung unter allen uns nur immer beliebigen Bedingungen erneuert zu wiederholen. Aber von der geſammten Garniſon, insbeſondere dem Offiziers-Corps ward dieſer Antrag im Bewußtſein erfüllter Pflicht mit edlem Stolze verworfen, und man erwiderte dem Parlamentär: „die Feſtung werde ſich, ſo lange Lebensmittel und Patronen vorhanden, nie ergeben.“ Dieſe kurze und heroiſche Antwort rührte ſelbſt den feindlichen Offizier und eine tief empfundene Thräne der Anerkennung benetzte deſſen Augen. Mochte er wohl nicht in dieſem Augenblicke an ſeinen verletzten

Standarten-Eid gedacht haben! — Wir möchten es beinahe glauben.

Nachmittags wurde Hauptmann Cz. von unſerer Beſatzung als Parlamentär mit derſelben Antwort ins feindliche Lager geſandt, um einen vom Feinde angetragenen Waffenſtillſtand, der bis 5 Uhr Morgens dauern ſollte, hinſichtlich der Löſchung der bedeutenden Brände, anzunehmen.

Baron Stein äußerte ſich dieſem gegenüber: „Er beuge ſein Haupt vor ſolchen Ehrenmännern!" — Gewiß ein ſchönes Zeugniß im Munde eines Gegners, — welches beide Theile ehrt! —

Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes, Früh 5 Uhr, fing das Bombardement von Neuem mit Heftigkeit an, und dauerte durch volle 14 Stunden bis zum Einbruche der Dunkelheit, wobei aber merkwürdiger Weiſe nur ein Mann getödtet, und ein Offizier leicht bleſſirt wurde.

Der vom Feinde durch beide Bombardements verurſachte Schaden beläuft ſich gering gerechnet auf drei Millionen. Auch den 26. dauerte das Bombardement fort. Die Stimmung unſerer Truppen, welche mit dem die Varos beſetzt haltenden Feinde ein ſtarkes Plänklerfeuer unterhielten, war vortrefflich, und ließ bei jeder Gelegenheit, wenn das feindliche Geſchütz eine Salve gab, ein lautes Vivat oder Hurrah ertönen, was bedeutend zur Entmuthigung der Feinde beitrug. Eine von dieſen ausgeſteckte Tricolore zerſtäubte durch unſere Kugeln in alle Winde! — Scherze jeder Art wurden auf den Wällen getrieben, kurz man überließ ſich im Angeſichte des Todes der ungetrübteſten Fröhlichkeit. Tags darauf wurde von Seite der Feſtung die untere Stadt (Varos) mit Granaten beſchoſſen, um den Feind daraus zu vertreiben, dieß aber ohne Erfolg, da ſich jener in feſte Gewölbe zurückgezogen hatte, und nur einige Häuſer in Brand gerathen waren.

Wenn auch das dreitägige Bombardement des 24., 25. und 26. Juni der Festung großen Schaden verursacht, und deren schönste Gebäude in rauchende Trümmer verwandelt hatte, so war dennoch die Absicht des Feindes vollkommen vereitelt. Zwar hatte der ungarische Kommandant, Baron Stein, Einsicht, Kenntnisse und kriegerische Erfahrung mitgebracht, aber ihm fehlte das Nothwendigste ein tüchtiger Park Belagerungs-Geschütz, und er mußte sich lange darauf beschränken die Festung möglichst eng nach allen Regeln der Belagerungskunst zu zerniren. Mit großer Energie schuf er sich selbst ein kleines Belagerungs-Geschütz, recrutirte und bewaffnete dasselbe, errichtete in Marosporto eine Waffen-Reparatursanstalt, ließ Zünder anfertigen, verschrieb sich Bomben aus Vayda Hunyad und Rußberg, baute Ricochet- und Mörser-Batterien, ließ sich selbst von Großwardein eine Raketen-Batterie kommen, aber trotz aller dieser Anstalten war an eine eigentlich wirksame, erfolgreiche Belagerung nicht ernstlich zu denken. Erst spät im Juni hatte Stein vier Vierundzwanzigpfünder, und vier Mörser erhalten, und dieß war der Zeitpunkt, in welchem er die dreitägige Beschießung unternommen hatte; — sie länger fortzusetzen fehlte es ihm an gefüllten Bomben.

Bald nach dem Bombardement kamen mehrere feindliche Deserteure zu uns herüber, worunter bei Pest gefangene Oesterreicher, deren gegen 600 Infanteristen und 40 Kavalleristen, bei den Insurgenten, durch die freigelassene Wahl zwischen Einreihung und Hungertod, zu diesem letzten Mittel Zuflucht nehmend, mit der Aussicht bei der ersten günstigen Gelegenheit sich zu ranzioniren, gezwungen dienen mußten. —

Sie erzählten: Bém sei bei dem Bombardement anwesend gewesen, daß Couriere die Nachricht von dem Einmarsch von 80,000 Russen bei Bistritz und Kronstadt ihm über-

bracht hätten, worauf er ſchleunigſt zu ſeiner Armee an einen dieſer beiden Orte abgereiſt ſei. — Solch günſtige Nachrichten hatten ſich ſchon zu viele als ungegründet erwieſen, um ihnen blindlings Glauben zu ſchenken, „aber wir Menſchen hoffen und träumen ſo viel von beſſeren künftigen Tagen," und ſo hofften denn auch wir nun ſchon ſeit vier Monaten, wenn auch bisher vergebens auf Erlöſung! — jede derlei Nachricht war uns als neuer Hoffnungsſtrahl in dieſem Dunkel herzlich willkommen, gleich einem Einzelnen auf einer Klippe im weiten Meere geſtrandeten, der ungeduldig und ſehnſüchtig aus der Ferne jedes Getöſe für das Annahen ſeiner Rettung, jede wogende Welle für den Vorbothen ſeiner endlichen Erlöſung begrüßt, alſo auch wir! —

Beinahe täglich fanden theils größere, theils kleinere Ausfallsgefechte ſtatt, die entweder Rekognoszirungen, oder Abwehr der häufig vorprellenden Plänkler bezweckten, welche das auf den Glacis weidende, der Feſtung gehörige Vieh zu rauben verſuchten. So wollte am 4. Juli Nachmittags der Feind das Abmähen eines Brachfeldes unſererſeits verhindern, und näherte ſich in einer ſtarken Kette aufgelöſt unſern Arbeitern. In dieſem Augenblicke ſprengten wir aus dem Graben der Außenwerke vor, machten unter dem heftigſten Kugelregen eine wirkſame Attake, wobei gegen 24 Plänkler fielen, die übrigen aber in wilde Flucht zurückgejagt wurden. Unſer Verluſt beſtand aus einem einzigen verwundeten Pferde. Hierauf unterhielt die Infanterie noch gegenſeitig ſcharfes Kleingewehrfeuer bis bei Einbruch der Dunkelheit, nach Erreichung des vorgehabten Zweckes, ſich alles zurückzog.

Der durchgehends braven Beſatzung einen Beweis der Anerkennung, wie auch eine Aneiferung zu geben, hatte das Feſtungs-Commando nach abgehaltenem Kriegsrathe beſchloſſen, in dem

hiesigen Münzamte goldene und silberne Tapferkeits-Medaillen prägen zu lassen, um mit dieser Auszeichnung die Brust würdiger Krieger zu schmücken, deren Muth auf diese Art noch mehr zu stärken, die allgemeine wetteifernde Ambition zum Enthusiasmus zu entflammen.

Zwei der wichtigeren Ausfälle dieser Zeit waren unstreitig die des 9. und 15. Juli. — Am ersten Tage entspann sich gegen neun Uhr Vormittags ein heftiges Gefecht mit dem Feinde, welches nach und nach größere Dimensionen annahm. Während der Feind wie gewöhnlich in starker Kette aufgelöst, auf der einen Seite vorrückte, und von einer Kompagnie des siebenbürgischen Regiments Graf Leiningen unter Oberlieutenant G. zurückgeworfen wurde, drang auf der andern eine Kompagnie des polnischen Regimentes Baron Bianchi in der Varos vor, erstürmte unter der umsichtsvollen Führung ihrer tapfern Offiziere mit ausgezeichneter Bravour durch einen Bajonneten-Angriff den vom Feinde besetzten Stadt-Theil. Ein erbitterter Häuserkampf hatte dem Feinde 40 bis 50 Todte, worunter zwei Offiziere und viele Verwundete, gekostet. Bei dieser Gelegenheit geriethen einige wichtige Papiere, darunter ein Armee-Befehl Bem's in die Hände der kühnen Stürmer. Durch jenen Befehl erhielten wir den ersten bestimmten Aufschluß über die Anwesenheit kaiserlich russischer Truppen in Siebenbürgen.

Er lautet wörtlich:

Vom siebenbürgischen Ober-Commando.

Tagsbefehl.

Hauptquartier Tekendorf, den 29. Juni 1849.

„Mit innigem Bedauern wurde mir zur Kenntniß ge-
„bracht, daß bei Gelegenheit des Gefechtes, auf den ersten
„Donner des Geschützes, Honveds (Vaterlandsvertheidiger)

„und auch Offiziere davon liefen und im Lande nach allen „Richtungen ſich entfernend die freien Bewohner mit Schre„ckens-Nachrichten beängſtigen.“

„Für derlei Individuen iſt in Kriegszeiten die Todesſtrafe „ausgemeſſen.“

„Ich befehle daher allen Diſtrikts-Commandanten, derlei „Deſerteure, Ausreißer, einfangen zu laſſen, bei Waſſer und „ Brod zu halten, ihre Bataillons zu eruiren, und ſolche „gebunden dahin abzuſenden, wo ſelbe nach den Kriegsge„ſetzen abgeurtheilt, und das Urtheil mir zur Bekräftigung „vorzulegen kömmt.“

„Indem derlei Deſerteure ſich unterfangen, auf die mit „Stroh gedeckten Häuſer zu ſchießen, damit ſelbe in Brand „gerathen, und dadurch mehrere Dörfer abgebrannt ſind, hie„durch die Bewohner von der guten Sache der Ungarn „ablenken, und zu den Ruſſen hinneigen, ſo mache ich es „jedem Offizier der Infanterie und Cavallerie zur Pflicht, „derlei Verbrecher ſogleich mit dem Säbel zu durchbohren, „die Cavallerie hingegen hat ſolche mit dem Piſtol nieder„zuſchießen. Diejenigen Offiziere, welche dieſen Befehl nicht „vollziehen, werden einem Kriegsrecht unterzogen, und ihrer „Würde entſetzt werden.“

„Dieſer Befehl iſt allen Offiziers, und der geſammten „Mannſchaft, durch drei nach einander folgende Tage be„kannt zu geben.“

Bém m. p. General-Lieutenant.

Daß dieſe Abſchrift dem Originale vollkommen gleichlautend ſei, beſtätigt

Becke m. p. Kotzo m. p. Major.

Magyari m. p. Hauptmann.

Dieſer ſtrenge, den energiſchen Charakter Bems vollkommen bezeichnende Befehl zeigte uns deutlich; daß die feindliche Armee ſchon auf einem hohen Punkte der Demoraliſation angelangt war.

Unſer eigener Verluſt an dieſem Tage betrug 9 Todte und 16 Bleſſirte, war alſo gegen den feindlichen ein verhältnißmäßig geringer.

Tags darauf zündete der Feind, unſere Futter-Vorräthe zu ſchwächen, die Fruchtfelder in der Nähe des Pulverthurmes an, wobei es zu einem unbedeutenden Gefechte kam.

Den 15. aber Nachmittags attakirte das Feuerpiket eine feindliche Raketen-Batterie, deren Bedeckung vor dem gefürchteten Säbel der polniſchen Reiter Reißaus nahm. Glück krönte den muthigen Angriff, und mit verdientem Lobe wurde der tapfere Commandant Oberlieutenant B. mit ſeinen Braven bei ſeiner Rückkehr in die Feſtung begrüßt.

Feindliche Deſerteure, meiſt Romanen und Sachſen, kommen, die verſchiedenſten, mitunter ſehr günſtige Gerüchte cirkuliren wieder in unſern Mauern, ſo z. B. von dem Anrücken des bereits todt geglaubten Oberſten Urban vereint mit den Ruſſen von der Biſtritzer Seite her, ferner von der gänzlichen Räumung Hermannſtadts durch die Inſurgenten, wie auch von einem Vorrücken kaiſerlich ruſſiſcher Truppen gegen dieſen Ort. Auch die Einnahme Debreczins, dieſes Hauptſitzes koſſuthiſcher Agitationen, wollen einige theils durch die öſterreichiſche Hauptarmee, theils durch die Ruſſen behaupten. — Wie dem auch immer ſei, ſo harren wir ſehnſüchtiger als je täglich unſerer einmaligen Befreiung entgegen, die, wenn der Himmel gerecht iſt, nicht mehr lange ausbleiben kann.

Am 22. wurde unter dem Jubel der ganzen Garniſon, dem Gewirbel der Trommeln, dem Schalle feierlicher Muſik auf der

Reiterstatue des letzten Habsburgers, Kaiser Karl VI., als Gründer dieser Festung, eine neue Fahne mit den kaiserlichen Farben und der kurzen, aber bedeutungsvollen Inschrift: „Leben oder Tod" aufgepflanzt, da die alte sowohl durch erhaltene Schüsse, den Einfluß des Wetters; als auch durch heftige Windstöße vielfach gelitten hatte.

Im Beisein des Festungs-Commandanten, umgeben vom ganzen Offiziers-Corps hielt der schon erwähnte hiesige Garnisons-Caplan Th., ein alter Krieger, eine sehr kurze aber feurige und gehaltvolle Rede in deutscher, polnischer und romänischer Sprache, worin er zur steten Bewahrung von Treue und Tapferkeit als den ersten Tugenden eines christlichen Kriegers aneiferte.

Während dieser Feierlichkeit eröffnete der Feind aus den Häusern des Glacis ein heftiges Kleingewehrfeuer gegen diesen ganz bloßgestellten Versammlungsort, jedoch ohne die geringste Wirkung. Das grobe Geschütz der Bastionen gab von unserer Seite die etwas derbe Antwort darauf.

Mitte August 1849.

Der fünfte Monat von Carlsburgs Belagerung war bereits weit vorgerückt, die Vorräthe fingen an immer mehr zu schwinden, Mangel und Noth sich einzustellen, — nur die Ausdauer, die Treue und der Muth seiner braven Besatzung blieben sich beständig, ja wurden im gleichen Grade erhöht. Das dreitägige Bombardement des 24., 25. und 26. Juni hatte, wie schon gesagt, großen Schaden verursacht, und die schönsten Gebäude der Festung waren in rauchende Trümmer verwandelt, täglich hatten wir Ausfälle, täglich Gefechte zu bestehen. So war denn, unter abwechselnden Launen des Kriegsgeschicks, noch

immer ohne alle Kenntniß von unserer braven Armee und ihrer Operationen, abgeschnitten von Allem, was uns lieb und theuer, und endlich auch mit der materiellen Sorge unseres sofortigen Unterhaltes kämpfend, das Ende des Juli herangerückt.

Den 25. Juli, Früh 5 Uhr, hörten wir plötzlich, kaum unseren Ohren trauend: Kanonen- und Kleingewehrfeuer, der romänische Landsturm hatte von den umliegenden Bergen herab eine Diversion gegen das Zernirungs-Corps unternommen, und dieses zum Kampfe herausgelockt. Das Feuerpiquet wurde nun zur Beobachtung aus der Festung entsendet, und kam auch bald mit einer halben Escadron vom ehemaligen k. Hußaren-Regiment König Württemberg ins Handgemenge. Der feindliche Commandant ließ seine Hußaren gar bald schmählich im Stich, die sich nach äußerst kühner Gegenwehr zurückzogen, wobei sie zwei Verwundete in unserer Gefangenschaft lassen mußten. Als ich die kornblumenblauen Dolmans mit den noch beibehaltenen schwarzgelben Schnüren, ja sogar den kaiserlichen Namenszug auf den Eschabraquen sah, bemächtigte sich meiner mitten im Momente des Kampfes ein Gefühl tiefer Wehmuth. Es waren Hußaren von jenem berühmten Regimente, das in den Kriegen gegen die Preußen als Palfy und Hadik, in der französischen Campagne unter dem Namen der wilden Blankensteiner bekannt und gefürchtet war. — Und jetzt! — Tapfer waren und blieben sie! echte, alte Hußaren, aber die Treue? Sie hatten ihre Schwüre vergessen, — gebrochen, — ihren alten Ehrenplatz verlassen! — ach sie waren durch unzählige Mittel Verführte, blinde Werkzeuge in den Händen einer Zahl ehrgeiziger Agitatoren, die, auf ihre egoistischen Interessen bedacht, das ganze schöne Ungarland in Verzweiflung und Elend gestürzt, und diese so kräftige, hochherzige und edle Nation so bitter getäuscht hatten. — Vor 18 Monden hatte ich noch in

Sarmatiens Fluren dies Regiment geſehen und kameradſchaftlich begrüßt, — jetzt kreuzten ſich feindlich unſere Klingen! — Wer hätte ein ſolches Jetzt damals geahndet! —

Gegen Abend dieſes Tages läuft plötzlich das Gerücht innerhalb unſerer Feſtungsmauern herum, der Feind wolle in dieſer Nacht die Varos verlaſſen, die engere Zernirung aufgeben, und ſich über die Maros zurückziehn. Dieß wäre wohl Alles für uns zu wichtig und erfreulich geweſen, um unbedingten Glauben zu finden, aber, dem Himmel ſei Dank, nach Mitternacht fand es in dem völligen Abzuge der Inſurgenten nach dem jenſeitigen Maros-Ufer eine glänzende Beſtätigung; wir waren nun im Rayon von einer Stunde Entfernung frei geworden.

Schon bei der Dämmerung hatte dieß günſtige Gerücht durch die auf den anliegenden Höhen viel ſpärlicher als ſonſt brennenden Wachfeuer des Feindes bedeutende Nahrung erhalten, gegen 11 Uhr aber in deren Erlöſchen beinahe die ſichere Beſtätigung. Es ließ ſich nun mit aller logiſchen Sicherheit annehmen, daß ein glänzender Entſatz in Kurzem zu erwarten ſei, denn der Feind hätte ſonſt gewiß nicht grundlos ſeine uns ſo enge einſchließende, jede Zufuhr abſperrende Poſition aufgegeben.

Es wurden ſogleich am frühen Morgen des 26. große Verproviantirungen und Requiſitionen angeſtellt, und auf dieſe Art die Feſtung wieder in Stand geſetzt, ſich noch längere Zeit zu halten. Am Abende dieſes Tages kam aber Alles wieder zur Reiterſtatue des Gründers der Feſtung. Die 23. Jäger ſpielten die Volkshymne, und ſtille Gebete des Dankes ſtiegen aus unſerem Innerſten zum Schöpfer empor, ſelig waren die Gefühle, die damals ſelbſt profaner Seelen ſich bemächtigten, — es waren Momente des Ruhmes und der Selbſtzufriedenheit, des Dankes

und der Freude, solche, die sich im Leben nur selten wiederholen, und die man, einmal durchfühlt, nie wieder vergißt. —

Den 31. überbrachte ein walachischer Bauer ein Schreiben des k. russischen Generallieutenants Haßforth, der dem Festungs-Commando anzeigte, daß er mit seinen Truppen hinter Reißmarkt stehe, und nur die Verbindung mit den im Anmarsche gegen Hermannstadt befindlichen Corps des Generalen der Infanterie von Lüders abwarte, um mit diesen vereint Carlsburg gänzlich zu entsetzen. Es wurde in derselben Nacht noch ein Commando von 25 Chevaurlegers unter Oberlieutenant B., dem auch der Oberlieutenant T. vom Genie-Corps und ein paar romanische Wegweiser beigegeben wurden, mit dem Auftrage entsendet, das russische Hauptquartier auf irgend eine Weise zu erreichen, und dem Commandanten desselben Nachricht über Schicksal und Lage der Festung zu bringen. Nach zwei mühevollen Nachtmärschen durch die unwegsamsten Wälder und Gebirge, unter beständiger Nachspürung des Feindes, lösten diese beiden tapfern Offiziere mit ebensoviel Klugheit als Energie diese schwierige Aufgabe.

In den nun darauf folgenden Tagen fanden mehrere Ausfalls-Gefechte gegen das noch vom Feinde besetzte Maros-Porto statt, wobei stets einige Gefangene gemacht, und Vorräthe an Proviant oder auch Waffen und Munition erbeutet wurden.

Den 12. August endlich schlug die lang ersehnte Stunde der gänzlichen Entsetzung Carlsburgs. Von den Festungswällen konnte man schon Früh 7 Uhr mit freiem Auge auf den Höhen von Mühlenbach gegen Schiboth und Alvincz große Truppenbewegungen und ein heftiges Geschützfeuer bemerken, die Besatzung machte ihren letzten Ausfall, griff die rechte Flanke des von den Russen unter Lüders geworfenen Feindes an; und drei eroberte Geschütze nebst 200 Gefangenen waren die rühmlichen Trophäen

des siegreichen Tages. Am andern Morgen, des für Carlsburg und seine Vertheidiger unvergeßlichen 13. August, kam der kaiserlich russische General der Infanterie von Lüders, umgeben von einer glänzenden Suite, die so tapfer vertheidigte Festung zu besichtigen. Der Donner sämmtlicher Geschütze verkündete seine Ankunft; — am Portale empfing ihn der greise Festungs-Commandant mit dem Offiziers-Corps, wo sie sodann die beschossenen Wälle, die kaum verrauchten Trümmer der Gebäude in Augenschein nahmen. Lobenswerthe Anerkennung und gerechte Würdigung ward hier der tapfern Besatzung zu Theil, uns allen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von Seite des k. russischen Feldherrn für unsere Ausdauer zuerkannt.

Um 1 Uhr Mittags begab sich General Lüders in sein, diesen Tag in Szás Varos stehendes Hauptquartier zurück. Sehr erfreut war ich, meinen Escadrons-Commandanten Grafen A. in der Suite des russischen Generals zu sehen, da er nämlich als Colonnenführer demselben zugetheilt war. Durch ihn erhielt ich die erste Nachricht über die österreichische Hauptarmee in Ungarn, — so wie unserer Siebenbürger in der Walachei, von den neuen Führern und Feldherrn, vor Allem von unserm braven Regiment. Alles dieß natürlich in den wenig Stunden nur in gedrängtester Kürze, — und dieß war ja Alles schon ein Stück Geschichte, — eine fünfmonatliche Vergangenheit. So ungefähr müßte einem zu Muthe sein, der so lange in der Einöde, fern von allen Menschen ohne die geringste Nachricht zugebracht, oder der aus einem mehrmonatlichen Schlafe erwacht!

Auch wir benützten an diesem Tage die wiedererlangte Freiheit, und eilten mehrere nach dem nahen Mühlenbach, wo die russische Besatzung sehr zahlreich und stark war, überdieß auch gerade die Arriere-Garde des russisch-siebenbürgischen Haupt-Corps am

Marsche sich befand. Unsere alliirten Kampfgenossen hatten uns mit kriegerischer Gastfreundschaft aufgenommen, und unzählige Toaste wurden unter dem herrlichen Schalle der Trompeten und Hörner des Lubliner Jäger-Regiments gewechselt.

Die Ordnung und Nettigkeit des russischen Lagers war staunenswerth. Mit Herzlichkeit schieden wir gegen Abend aus der Mitte unserer wackern Kampfgenossen, und eilten wieder dem befreiten Carlsburg zu, wo wir in den folgenden Tagen auch mehrere Gegenbesuche von den Russen erhielten.

Einige Tage darnach marschirte General Dyk an der Spitze eines mit lauter Fuchsen berittenen Uhlanen-Regiments durch Carlsburg, wir ritten ihnen entgegen. Dieselbe Farbe der Pferde macht wirklich einen guten Effekt. Wir erfahren zwei wichtige erfreuliche Nachrichten, und zwar: die Einnahme Clausenburgs durch die Russen unter General Grotenhjelm, und die Ergebung Görgey's bei Villagos. — Nach diesen Vorfällen konnte man mit Ausnahme der noch vom Feinde besetzten Festung Comorn diesen unseligen Krieg als beendet betrachten. — Auch hatte mittlerweile unsere österreichisch-siebenbürgische Armee nach einigen glücklichen Treffen und der vollendeten Räumung des Szeklerlandes, unter den Befehlen des FML. Grafen Clam-Gallas, in Clausenburg ihr Hauptquartier genommen.

Eine große Freude ward uns in diesen Tagen gewährt. Es erschienen plötzlich fünf Männer mit vollbebärteten Gesichtern, zerfetzten, alten Kleidern und zerrissenen Stiefeln in der Festung; ihr Aussehen war im höchsten Grade abenteuerlich, was man aber in diesem Kriege schon längst gewohnt war. Groß war unsere Ueberraschung, als wir bei näherer Betrachtung lauter alte Freunde, Offiziere erkannten, die das Unglück hatten, in diesem Feldzuge Kriegsgefangene zu werden, — unter ihnen war auch Oberlieu-

tenant H., einer der beliebtesten und tapfersten Cameraden meines Regiments. — Sie hatten sich alle zwei oder drei Tage vor der Ergebung Görgey's, von Lippa aus, in der Nacht ranzionirt, und waren über die Wälder und Gebirge nach sieben mühsamen Tagen hier angelangt. —

Mein Camerad H. war im Treffen bei Gálfalva auf die Suite Bém's mit einigen seiner Leute losgeritten. Schon im Begriffe, den feindlichen Feldherrn niederzuhauen, drangen mehrere, darunter Graf Teleki, zugleich auf ihn ein; der Helm wurde ihm am Kopfe gespalten, und er selbst erhielt mehrere schwere Kopfhiebe. Ohne aber der Aufforderung sich zu ergeben Folge zu leisten, vertheidigte sich H. so lange, bis er bewußtlos vom Pferde sank, und so gefangen wurde. Bém selbst befahl alle Sorge für diesen heldenmüthigen Krieger, wie er sich ausdrückte, zu tragen, und ihm den Rapport über dessen Zustand täglich zuzusenden. H. wurde in das Spital zu Maros-Vasarhely gebracht, und alle höheren Offiziere des Bém'schen Corps gaben ihm sichtbare Beweise ihrer Hochachtung. — Nach einiger Zeit wurde H. mit mehreren andern Gefangenen auf einem Wagen nach Clausenburg geschleppt. Kaum war die Bedeckung im Stande, die österreichischen Gefangenen vor der Wuth des fanatisirten Pöbels von Vasarhély zu schützen, der mit Steinen nach den Wägen warf, wobei H.'s Siegelring zerschlagen wurde. In Clausenburg beraubte man ihn seiner geringen Habe an Wäsche und Kleidung, die er sich in der Gefangenschaft gekauft hatte; von da wurde er mit andern nach Großwardein geschleppt, und so kam er unter abwechselnd bald besserer, bald schlechterer Behandlung, nach fast siebenmonatlicher Gefangenschaft bis Lippa, wo er hauptsächlich die Idee der Ranzionirung entwarf, und, wie wir sehen, glücklich durchführte.

Am 18. August kündeten 101 Kanonenschüsse das Geburts-Fest unseres Monarchen und obersten Kriegsherrn. Sämmtliche Besatzung war zur feierlichen Messe ausgerückt, und defilirte sodann in schönster kriegerischer Haltung vor dem Commandanten der Festung unter den Klängen des Jägermarsches vorüber. — Es war dieß nach Langem wieder unsere erste Friedens-Parade. — Ein glänzendes Festmahl vereinte uns alle beim Obersten A. — Die Musik und Kanonen-Donner begleiteten unsere zahlreichen, auf das Wohl Seiner Majestät und seines Alliirten, des ritterlichen Kaiser Nikolaus, ausgebrachten Toaste! — Ihnen folgte einer auf den tapfern Commandanten Obersten A., welcher von diesem uns mit Herzlichkeit erwidert wurde. Es war zwar dieß nicht ganz den Regeln der Etiquette gemäß, aber man mußte es uns schon verzeihen, wir waren alle noch nicht an die Formen und den Ton des Friedens gewöhnt, — wir lebten noch geistig unser kriegerisches Soldatenleben durch, — und die uns umgebende Gegenwart trug noch zu sehr alle Spuren des Kampfes an sich, um uns sogleich dessen Gewohnheiten ablegen zu lassen.

Unter den Toasten kam unter andern auch folgender vor: —

„Der große Kampf, den Oesterreich seit zwei Jahren „durchmachte, er ist wenigstens momentan zu Ende. — Nicht „alle, aber theuere Brüder, die ihn mit uns begonnen, haben „ihn mit uns geendet. Viele von denen, die bei Volta, Lucia, „Custozza, bei Prag und Wien, bei Ofen und Szolnok gekämpft, weilen nicht mehr unter den Lebenden, nicht mehr „dankend können wir ihnen herzlich die warme Bruderhand „drücken; — aber wenn unsere Geister einst die seligen Gefilde des Jenseits durchschreiten, dann treten uns ihre „Schatten anerkennend entgegen, von ewigem Lorbeer be-

„kränzt. Darum auch die Todten sollen leben, denn „unsere Lieben sterben für uns nicht! —"

Ein Ball in der Wohnung des Festungs-Commandanten endete unter allgemeiner Fröhlichkeit diesen Tag, der das Gepräge glücklicher, nach so langen Erwartungen und Leiden wieder selbstzufriedener und erfreuter Menschen an sich trug.

Am Morgen dieses Tages hatten sich die letzten feindlichen Truppen in Siebenbürgen zwischen Deva und Dobra den russischen Heeresabtheilungen ergeben. Zwar wollte sich der alte Bém noch einmal auf der Straße von Deva diesen entgegenstellen, aber die Demoralisation hatte unter seinen Soldaten schon zu sehr überhand genommen, die Entmuthigung war zu groß, die Auflösung zu allgemein, kein Gott hätte die Trümmer seiner Armee mehr zusammenhalten können. Da hatte nun Bém das Commando an den Obersten Beke übergeben und beschlossen, über Rußberg auf einem Gebirgswege die türkische Gränze zu suchen. Wunderbare Fügung des Schicksals, in der Gegend von Piski streckte Beke die Waffen!

Am 19. August Mittags fuhr Bém mit Guyon und 20 seiner Offiziere nach Lesnek, wo er ein Pferd bestieg, sein kleines leinenes, mit seinen Habseligkeiten gefülltes Päckchen zu sich nahm und auf Gebirgspfaden über die türkische Gränze zog. Von diesem Augenblicke gab es keine feindliche Armee mehr in Siebenbürgen.

Unstreitig war Bém eine der hervorragendsten Erscheinungen der ungarischen Bewegung *). Seine Tapferkeit war im feindlichen Heere sprichwörtlich, — seine Energie, seine Kühnheit in der Ausführung seiner Pläne, sein überraschendes Auftreten, gerade dort, wo man ihn am wenigsten vermuthete, rechtfertigten

*) Wie bekannt, ist Bém als Murad Pascha in Aleppo gestorben, — wo er auch begraben liegt.

ſeinen Ruf als Krieger und Feldherr. Außerdem läßt ſich Humanität gegen beſiegte und gefangene Feinde bei ihm nicht abſprechen, Disziplin und Ordnung unter ſeinen Truppen hielt er ſtrenge, und machte auch mit ſeinen Offizieren wenig Umſtände. So degradirte er nach der Schlacht von Hermannſtadt eine Menge zu Gemeinen. — Das Bild des befreiten Polens war ſein Traum, das Ziel aller ſeiner Wünſche und Hoffnungen, — insbeſondere heftig war ſein Haß gegen Rußland, und mit beſonderer Vorliebe ſuchte er den Kampf gegen dieſes, welcher aber mit ſeiner Niederlage endete.

Nachdem die verſchiedenen Abtheilungen der Beſatzung Carls- burgs nun durch andere erſetzt wurden, kam auch an uns die Reihe und wir verließen die Feſtung, froh, die ſo lange vermißten Cameraden wieder zu ſehen, und zum Regimente einzurücken. In Reißmarkt gelangten wir zu einer aus Slavonien, wo ſie ſich neu formirt hatte, einrückenden Diviſion des Regiments in den letzten Tagen des Auguſts. — Wir marſchirten in die Umgegend von Hermannſtadt, wo wir einige Tage Raſt hielten. In dieſer Zeit überfiel mich die Cholera, und nur der aufopfernden Pflege des Rittmeiſters T., der väterlich-gütigen Sorgfalt des Majors S. danke ich das Leben. — Es wäre mir doch traurig geweſen, nach einer glücklich geendeten Campagne, — nachdem ich dem Tode ſo häufig ins Auge geſchaut, — und er mich geſchont, — nun im Bette ſterben zu müſſen! — „Doch rechte keiner mit dem Schickſal.“ — Ende Oktober 1849.

Mitte September marſchirten wir in's Burzenland, und Ende dieſes Monats endlich rückten wir nach ſo langwieriger Trennung bei unſerem Regimente, welches die Friedens-Garni-

ſon in dem ſächſiſchen Städtchen Mediaſch bezogen hatte, wieder ein. — Der beſte Empfang ward uns von Vorgeſetzten und Kameraden zu Theil; ein gegenſeitiges Fragen und Erzählen wollte durch längere Zeit kein Ende nehmen. — Manche hatten wir leider nicht mehr getroffen, — ſie ruhten ſanft, den ewigen Todesſchlaf ſchlummernd, — aber wir weihten ihnen in den Tiefen unſerer Bruſt warmes Mitgefühl und ein bleibendes Andenken.

Der Friedensdienſt begann nach kurzer Zeit wieder ſeinen wenig Reiz der Abwechslung bietenden Gang, Reitſchule und Abrichtung von Rekruten und Remonten waren nun unſere Tagesbeſchäftigungen, und mußten die kriegeriſchen Bilder einer an blutigen und ruhmvollen Szenen reichen Vergangenheit erſetzen, — aber unſerem Gedächtniße leben jene Erinnerungen in lebendiger Friſche lange noch nach! — *)

Te souviens tu! mais ici je m'arrête
Car je n'ai plus de nobles souvenirs
Viens avec moi partager ma retraite,
En attendant un meilleur avenir;
Et si la mort, planant sur ma chaumière,
Viens m'appeler au repos qui m'est dû,
Tu fermeras doucement ma paupière,
En me disant: Soldat, t'en souviens — tu?

Und jetzt wird mein Leben mit ſeinen Ereigniſſen alltäglicher, und wiewohl meine Tagebücher an Umfang nicht abgenommen, ſo bin ich doch beinahe verlegen, was ich aus ihnen herausziehen ſoll, was nur irgend ein geringes Intereſſe für meine dieſe Blätter durchleſenden Freunde bieten könnte. — Die

*) Einiges aus dieſen Skizzen über die Belagerung Carlsburgs habe ich im Auszuge als ſelbſtſtändige Aufſätze in die Militärzeitung eingeſandt, wo ſie in den Jahrgängen 1850 und 1855 erſchienen.

Beschäftigungen der Friedens-Garnison sind zu gewöhnlich und gleichförmig, das Leben in der Gesellschaft zu sehr von den starren Formen der Convenienz beherrscht, um aus diesen beiden hervorzuheben, das der Mühe werth wäre, geschrieben oder gelesen zu werden! — Von meinen Wanderungen in die Fremde zu sprechen? auch diese beschränken sich nur auf bekannte Orte, bekannte Gegenden; von meinem Innern? dieses zu enthüllen? Ach! da ließe sich wohl manches sagen! Ich könnte von Gewittern, von Stürmen und Orkanen erzählen, doch wie in eine offene Gauklerbude in die Tiefen meiner Brust blicken, mit all dem mir Heiligen vielleicht Spott treiben zu lassen, — nein! das will ich nicht — und so mögen denn meine Hoffnungen und Wünsche, meine Träume und etwaigen Täuschungen gänzlich verschwiegen bleiben. —

Aus der Gesellschaft und aus der Fremde will ich denn hie und da eine kleine Erinnerung aufzuzeichnen und festzuhalten mich bemühen.

Die Campagne und die großen Ereignisse der letzten zwei Jahre waren an meinem Innern nicht spurlos vorübergezogen, sie hatten das noch zu Jugendliche meines Charakters hinweggenommen und mich vor der Zeit um einige Jahre gealtert. Mein Kopf war voll, voll von grausigen Bildern, in allen möglichen, selbst blutigen Farben, von ehrgeizigen Träumen, von schimmernden Hoffnungen! mein Streben richtete sich nach glänzendem Glück! — —

Teplitz in Böhmen. August 1850.

Siebenbürgen hatte durch die letzten Jahre fürchterlich gelitten, alles war verödet, lag darnieder, Straßen und Wege lange noch unsicher. Im Juli verließ unser Regiment dieses Land nach 18jähriger Anwesenheit mit einer Menge Kriegs- und

Friedens-Andenken, um im Banate eine neue Dislocation zu beziehen. Ich aber hatte Urlaub erhalten, meine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, und bin nun seit nahe sieben Wochen in Teplitz, diesem so freundlichen Badeort mit seiner malerischen Gegend, um sowohl an Körper als Geist mich von den physischen Fatiquen wie von den moralischen, sich überstürzenden Eindrücken der verflossenen zwei Kriegsjahre auszuruhen, oder vielleicht auch diese letztern durch neue friedlichere zu ersetzen.

Noch in keinem Jahre, selbst nicht zur Zeit, wo der verstorbene König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., den glänzendsten Zusammenfluß von Besuchern hier veranlaßte, ist Teplitz so gefüllt gewesen, wie dieses Jahr. Und doch ist die Zahl vornehmer und reicher Badegäste im Verhältniß zu der Anzahl im Allgemeinen nicht sehr groß. Glänzendere Zeiten, was Rang und Lebensverhältnisse des Besuches anbelangt, hat diese Stadt schon bei weitem gehabt, aber nie sollen die Wohnungen, die Badestuben, die table d'hôtes und öffentlichen Gärten, genug Alles, worauf Alle Anspruch haben, so besetzt gewesen sein, als in dieser Saison. —

Seit einigen Jahren sind mancherlei Veränderungen in und um Teplitz vorgegangen. Die Zahl der Spazierwege ist vermehrt, ihr Zustand wesentlich verbessert worden, besonders ist der Gang nach dem Schloßberg hinauf zu einem so bequemen Parkweg eingerichtet, daß selbst schwächere Curgäste diesen nicht unansehnlichen Berg leicht besteigen, und sich der imposanten umfassenden Schloßruine, und der so überaus reichen Aussicht erfreuen können. — Stündlich hört man die, neue Ankömmlinge verkündende Trompete am Thurme, so wie die so gewöhnlichen Standmusiken.

Unter den mannigfaltigen Vergnügungs-Oertern hat diesmal die Schweizermühle entschieden die Vorliebe der Badegäste gewonnen, und verdient diese Würdigung auch wohl durch ihre reizende Lage. Entferntere Punkte haben durch ihre romantische Lage sich auch entschiedenen Vorzuges zu freuen, wie z. B. die Wilhelmshöhe und Rosenburg. Trotz der Schrecken und traurigen Eindrücke der letzten zwei Jahre und ihrer trüben Nachwehen entfaltet doch der Unternehmungsgeist seine Schwingen, und sowohl Teplitz als das freundliche Schönau werden jährlich an hübschen Gebäuden reicher, fast überall sieht man Neubauten.

Unter den Badegästen findet man heuer vorzugsweise viele österreichische Offiziere aller Waffen und jeden Ranges, darunter mehrere aus den letzten Feldzügen Verwundete. — Diese, so wie viele Personen des heimischen Adels und Fremde von Distinction haben fast Alle einen geselligen Mittelpunkt in den Salons des Fürsten Cl. gefunden. — Sowohl dieser als die Fürstin, eine der anerkanntesten Frauen-Schönheiten, wie auch zugleich der liebenswürdigsten, gastfreundlichsten Hausfrauen, so wie deren Aeltern, der geistreiche General Graf F., dieser als Diplomat und Soldat so hochverdiente Mann, und die Gräfin, eine der wohlwollendsten und gebildetsten Damen, tragen Alles bei, um ihren Gästen die bei ihnen verlebten Abende zu den vergnügtesten und angenehmsten zu machen.

Häufig unterhalten sich die Fürstin und ihr Gemal wie ein Theil ihrer nähern Umgebung mit theatralischen Darstellungen, in welchen sie selbst die künstlerischen Aufgaben übernehmen. Diese finden im Schloßtheater statt, welches sonst von einer Theatergesellschaft benützt wird, die zu wenig lockende Kräfte besitzt, um zu einem häufigeren Besuch dieses Musentempels zu locken.

Auch dieser Tage ward eine solche Vorstellung veranstaltet, wozu viele Badegäste durch Karten geladen waren. Es wurden drei Stücke gegeben, und zwar ein deutsches: „Nehmt Euch ein Exempel dran;“ eine französische Posse: „Le magazin de la Graine de lin,“ und „das Andenken,“ eine mimische Darstellung vom Grafen P. arrangirt.

In allen-dreien hatten die Fürstin und der Fürst Hauptrollen, die andern Mitspielenden waren der Graf Louis Z. . ., die Gräfin B., Gräfin N., Frau von O., eine Russin, Gräfin S. und Graf Cl. . . .

Die Stücke wurden mit großer Lebendigkeit und in der vollendeten Gewohnheit feiner Sitte gegeben. Besonders war das Französische charakteristisch aufgefaßt und in lebhaften Formen ausgeprägt. Wenn schon die schöne und anmuthsvolle Erscheinung der liebenswürdigen Dame des Hauses unser Urtheil bestechen mag, — so müssen wir dennoch auch bei aller Billigkeit, ja selbst Strenge ihrem ausgezeichneten Spiel den vollsten Tribut bewundernder Anerkennung zollen. Leichtigkeit in Sprache und Vortrag, — wie in der Bewegung zeigten ein seltenes Talent. Außer dieser wirklich ausgezeichneten Auffassung ihrer Rolle von Seite der Fürstin, war auch das Spiel der geistreichen Gräfin N., wie jenes des Fürsten und des Grafen Z. als sehr gelungen hervorzuheben.

In dem letzten mimischen Drama, dessen Inhalt eine in Italien vorgehende Räuberscene bildet, konnte auch überdieß der reiche Glanz der Toiletten mitwirken, und da alle Darstellenden Schönheit oder charakteristische Gesichtsbildung und Gestalt ganz im Erforderniß ihrer Aufgabe besaßen, so erregte dieser Theil der Vorstellung, den man als eine Reihe beweglicher lebender Bilder bezeichnen könnte, in der That einen sehr hohen Grad

von Intereſſe. Die aus den verſchiedenſten Piecen und Opernſtücken zuſammengeſetzte, und die betreffende Action genau bezeichnende Muſik war das Meiſterſtück eines Compoſitums, welches dem Erfindungsgeiſt und Talente ſeines Compoſiteurs Grafen P. alle Ehre macht, der überdieß nebenbei geſagt ein eben ſo tüchtiger tapferer Offizier, als angenehmer und geiſtreicher Geſellſchafter iſt. — In dieſer Pantomine, wenn wir es ſo nennen wollen, galt es nicht ſeine Rolle zu ſpielen, man mußte ſie auch durchfühlen, um ſie gut durchzuführen. Die von der Fürſtin vorgeſtellte Hauptrolle war brillant, — in dem glänzendſten geſchmackvollſten Coſtume ſtrahlte die wunderbare Schönheit dieſer hohen Frau. – Im Spiele iſt beſonders die meiſterhaft durchgeführte Rolle der Gräfin Albertine B. hervorzuheben. Mit unnachahmlicher Grazie gab ſie durch ihre Action, ja ſelbſt den Ausdruck ihrer ſchönen Augen alle Gefühle und Emotionen zu erkennen, die ſie in ihrer Aufgabe zu durchleben hatte. Das einfache Coſtume einer neapolitaniſchen Bäuerin, die angeborne Anmuth dieſer eben ſo ſchönen als liebenswürdigen Frau, vereint mit ihrem lebhaften, vortrefflichen Spiel machte allgemein den bezaubernſten Eindruck. — Der Compoſiteur Graf P. ſtellte einen jungen Offizier aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts dar, und hatte nächſt der Fürſtin die Hauptrolle, welche durch ſeine richtige Auffaſſung und männlich ſchöne Erſcheinung ſehr gelungen durchgeführt war. Der Fürſt und Graf Z. waren italieniſche Banditen, beide ſpielten mit Fachkenntniß, letzterer jedoch erinnerte durch ſeine große Lebhaftigkeit an einen wahren Rolando furioso.

Allerdings iſt der Beifall bei ſolchen Vorſtellungen nur etwas Conventionelles, ein Ausdruck der Höflichkeit. Allein die Art und Weiſe, wie dieſe Aeußerung der Höflichkeit unverabredet

und allgemein eintrat, der wiederholte überaus lebhafte Applaus gab unverholen und deutlich den allgemeinen Beifall, den günstigsten Eindruck zu erkennen, und war zugleich ein sichtbares Zeichen der künstlerischen Anerkennung, welches die Darstellenden so oft und wohl verdient hatten. Um halb eilf Uhr war die Vorstellung beendet, nun folgte ein glänzender Ball. Die Erzherzoge Albrecht und Leopold waren anwesend. — Die Toilette der Damen, die verschiedenen Uniformen der Herren, ein strahlendes Lichtmeer, die heitern Klänge einer guten Musik, dies Alles gewährte eine schöne sehr befriedigende Anschauung. — Unter den Damen waren nächst der hervorragenden glänzenden Erscheinung der Frau des Hauses, noch die lebhafte amüsante Comtesse W., eine herrliche junonische Gestalt voll geistvollen Witz, die um sich stets einen Kreis von Bewunderern zu bannen wußte; die durch ihre Anmuth entzückende Gräfin B., der ideale Typus einer echt südlichen Schönheit mit prächtigen Augen und einem bezaubernden Ausdruck; die heitere freundliche Gräfin D., eine eben so hübsche als artige junge Frau; — die russische Fürstin D., eine durch Anmuth, Jugend und natürliche Heiterkeit äußerst angenehme Erscheinung, eben so wie ihre Landsmännin Frau v. O., die durch einen sanften freundlichen Blick Alles zu gewinnen scheint; endlich das liebliche Fräulein v. W., eine junge Sächsin, ein sanftes Madonnengesicht mit schönen dunkelblauen etwas träumerischen Augen bemerkenswerth. Ich könnte noch fort und fort von diesen hier vereinten schönen und liebenswürdigen Frauen-Erscheinungen sprechen, ich habe mich begnügt, die aus der Menge hervorstrahlenden flüchtig zu bezeichnen.

Unter den Anwesenden fand ich den General L., meinen einstigen Commandanten in der Schlacht von Arad. —

Immer mir ein wohlwollender Gönner, war er auch hier so freundlich mich zu bemerken und zu sich nach Bilin, wo er gegenwärtig stationirt, zu laden. Auch fand ich aus derselben Zeit einen Kriegsgefährten in den Grafen R., wir hatten uns zuletzt am Schlachtfelde gesehen. Und jetzt, welche Kontraste, nicht mehr beim ernsten Schlachtruf, beim Klang von Trompete und Trommel, beim Donner der Kanonen inmitten der todesdrohenden Gefahr, nein, bei fröhlich rauschender Ballmusik, in der gewähltesten Gesellschaft, im glänzendsten Salon hatten wir uns wiedergefunden.

Mit Lust und Heiterkeit genossen wir der Gegenwart — keine Gefahren mehr umgaben uns — oder doch mindestens ganz anderer Art; aber wir plauderten in einer Fensternische über das Einst, wir weihten einige freundliche Gedanken dem Andenken des Vergangenen, und warfen uns dann mit fröhlichem Sinn in das heitere Treiben der uns umgebenden so vergnügten Gegenwart. Auch den würdigen Oberstlieutenant P., diesen mir so lieben hochverehrten väterlichen Freund, fand ich hier. Es war noch einer der immer mehr und mehr von uns schwindenden Zeugen der Napoleonischen Kriege, die er in Deutschland und Italien mit Auszeichnung mitgekämpft hatte. — Unter vielen angenehmen Eindrücken verließ ich einer der Letzten um 4 Uhr früh den Ball.

Alle Samstage waren im Gartensaale Reunionen, wo gleichfalls immer sehr viel getanzt wurde. Aus der Nähe und Ferne kamen Damen und Herren, besonders zahlreich waren die in der Umgegend stationirten Cavallerie-Offiziere vertreten, und nicht nur diese, sondern auch aus Sachsen kamen die Offiziere der dortigen Reiter-Regimenter als unermüdliche Tänzer angefahren. —

In der letzten Zeit wurde die Geselligkeit von Teplitz noch durch die Ankunft der Fürstin C. M., welche hier ein eigenes Haus zu ihren Sommer-Sejours gekauft, besonders erhöht, da diese geistreiche liebenswürdige Frau ihren äußerst angenehmen Salon eröffnet hatte, und es vorzüglich verstand, die verschiedenen Elemente der Gesellschaft zu vereinen, wie auch eine Menge Vergnügungspartien in den malerischen Umgebungen zu arrangiren.—

Aber es ist nicht dies allein, was die Fürstin in sozialer Beziehung auszeichnet, es sind dies ihre Verdienste im Interesse der leidenden Menschheit, der prunklose im Stillen wirkende Wohlthätigkeitssinn, womit sie das traurige Los so vieler Unglücklichen zu erleichtern bestrebt ist. So hatte sie im vorigen Jahre noch während des Feldzuges hier ein Lokale für 13 verwundete Offiziere gestiftet, und nächst den Bädern auch noch für deren ärztliche Behandlung und Medikamentenherbeischaffung wahrhaft mütterliche Sorge getragen. An 30 Offiziere haben bis nun gänzlich geheilt diese Anstalt verlassen, und es befinden sich in diesem Augenblicke nur mehr wenige darin, die gewiß wie jene und alle übrigen Menschen, welche Zeugen dieser Wohlthaten sind, mit hoher Verehrung dieser hochherzigen Frau gedenken werden.

In Bilin besuchte ich mehrmals meinen gnädigen Protektor Grafen L., dessen freundliche, wohlwollende Herzlichkeit sich in meinem Gedächtniß ein werthes, dankbares Andenken für immer begründet hatte. Häufig führte mich mein Weg nach dem freundlichen Dux mit seinen lieblichen, reizenden Gärten und seinen liebenswürdigen Bewohnern. Wie viele heitere vergnügte Abende verbrachte ich nicht auf der Terrasse jenes Schlosses in angenehmer, fröhlicher Gesellschaft, unter heiterem Gespräche und launigen Scherzen.

Seit acht Tagen bin ich in München, dem modernen deutſchen Athen. Den erſten Tag widmete ich den Kirchen, unter den ältern iſt die Frauenkirche Münchens, einſtige Metropole, im gothiſchen Style aufgeführt. Mehrere Standbilder der Wittelsbacher, als Albrecht V. und Wilhelm V., wie eine türkiſche Fahne, an einem Pfeiler des Mittelſchiffes befeſtigt, und bei Belgrad 1688 von dem tapfern Churfürſten Max Emanuel erobert, erregten mein Intereſſe. — Mehr noch war mir das Grabmal des edlen Eugen Beauharnais, nachmaligem Herzog von Leuchtenberg, mit dem ſo bewahrheiteten Spruch dieſes ritterlichen Mannes: Honneur et fidelité, in der St. Michael-Hofkirche, bemerkenswerth. Die Pfarrkirche der Vorſtadt Au und vorzugsweiſe die Baſilika des heiligen Bonifacius erregten als ſehenswerthe Kunſtdenkmale meine beſondere Bewunderung. München September 1850.

Die nächſten Tage war ich vollauf beſchäftigt, und faſt von den vielen verſchiedenen Anſchauungen ermüdet, darunter die alte und neue Pinakothek mit ihren Meiſterwerken eines Tizian, Murillo, Raphael, eines Dürer, Cranach, Holbein, Rubens, Rembrandt, Van Eyk und mehrerer Anderer, kurz der italieniſch, deutſch und niederländiſchen Schule, — die Glyptothek, das Muſeum Schwanthaler's, die noch nicht beendete Bavaria mit der Ruhmeshalle vorzugsweiſe zu erwähnen.

Im königlichen Schloſſe waren es die Nibelungenfresken, das Kabinet mit den 36 Frauenbildniſſen, unter welchen die wegen ihrer Abenteuer merkwürdige Lady E., ſo wie die Gräfin B., beide anerkannte Schönheiten; der Barbaroſſaſaal und die zwölf prächtigen Standbilder der Wittelsbacher im Thronſaal, die meine Aufmerkſamkeit im hohen Grade beanſpruchten. Auch wanderte ich viel unter den Arkaden des Hofgartens auf und ab, die geſchichtlichen Fresken, die wichtigſten Be-

gebenheiten aus der Geſchichte Baierns darſtellend, ſind eine herrliche Mahnung und ſinniges Andenken an Baierns Regenten und deren glänzende Thaten, und werden gewiß zur Hebung des Nationalgefühls bei der dieſelben täglich anſtaunenden Menge beitragen.

Die Ludwigsſtraße, eine Schöpfung König Ludwig's, 60 Schritte breit, 1800 lang, iſt den Linden in Berlin nicht unähnlich, und enthält faſt durchgehends Prachtbauten, am Schluſſe derſelben iſt ein Siegesthor, von Gärtner und Metzger ausgeführt, ſeiner Vollendung nahe. Es iſt der baieriſchen Armee vom König Ludwig gewidmet. — Das Reiterbild des Churfürſten Maximilian I., des Hauptes und Gründers der Ligue im dreißigjährigen Kriege, iſt auf dem Wittelsbacher Platz aufgeſtellt und aus erobertem türkiſchen Geſchütz gegoſſen. Die Züge zeigen jenen feſten Charakter, aber unduldſamen Geiſt, der dieſen Fürſten beſeelte.

In keiner europäiſchen Hauptſtadt ſind neuerer Zeit ſo viele ausgezeichnete Bauten unternommen worden als hier, in jedem Bauſtyle findet man vollendete Kunſtdenkmäler. Der Reichthum an Bildhauer- und Malerwerken macht München unſtreitig in dieſer Hinſicht zur erſten Stadt Deutſchlands, wir möchten es nennen das Athen deutſcher Kunſt, Berlin hingegen jenes deutſcher Wiſſenſchaft. Was München gegenwärtig iſt, verdankt es einzig und allein dem Kunſtſinne König Ludwig I., welcher ſeit Jahren ſchon als Kronprinz die künſtleriſchen Notabilitäten um ſich verſammelte.

Bei einem Diner des hieſigen Geſandten Grafen E. traf ich auch den Marſchall Marmont, eine der berühmteſten Perſönlichkeiten der Napoleoniſchen Zeit. Zwar hatte ich noch aus meiner Kinderzeit die Ehre denſelben zu kennen, da

ich ihn zur Jagdzeit mehreremale in S. gesehen. Von erhöhtem Interesse war mir der Marschall aber jetzt. Seine Gestalt, über die gewöhnliche Größe hoch, seine Bewegungen gemessen, doch leicht und gewandt, lassen beim ersten Anblick den einstigen Reiter und Soldaten erkennen. Das Gesicht, obzwar gefurcht, läßt keine Schätzung des Alters zu, und jeder glaubt vielmehr einen im Feuer früh gealterten Krieger, als einen wirklich alten Mann vor sich zu sehen. Sein ruhiger gemäßigter Gang, sein hoch und gerade getragenes Haupt bezeugen, daß der Mann, welcher also einherschreitet, mit dem Leben abgerechnet hat, und nur nach rückwärts in eine thatenreiche Vergangenheit, aber in keine verheißende Zukunft mehr blickt, oder irgend einem Ziele nachzujagen sucht. Trotz der anspruchslosen Einfachheit seines Anzuges muß diese Erscheinung jedermann auffallen. Charakteristisch sind die zwei kohlschwarzen hochgeschwungenen Augenbrauen, welche die lebhaften Augen dieses Greises besonders hervorheben. Ein silberweißes Kopfhaar umfließt die glänzend hohe Stirn, der Teint des Gesichtes ist bräunlichgelb. Es ist in dieser Erscheinung eine merkwürdige Mischung von Jugend, Manneskraft und Greisenalter. Seine dunkeln feurigen Augen glänzen und blitzen bei seiner Rede, und die liebenswürdigste Freundlichkeit ist dem Marschall im hohen Grade eigen. — Er examinirte mich bis in die kleinsten Details über den siebenbürgischen Feldzug, und schien, da er das Land vor mehreren Jahren bereist hatte, ziemlich lebhaftes Interesse daran zu haben; ich antwortete so gut ich konnte, ich gestehe nicht ganz unbefangen, doch war er so liebenswürdig, durch meine Angaben befriedigt zu erscheinen. In meiner Kindheit hatte der Marschall, der sich auch mit Phrenologie beschäftigte, meinen Kopf betastet, und mir ein glückliches Gedächtniß prophezeit. Noch mehrmals bin ich mit diesem historischen Mann während

meines hieſigen Sejours ſowohl bei Graf E., wie der Fürſtin R. zuſammengetroffen, und es war mir ſtets ein hoher Genuß, wenn er auf ſeine Erlebniſſe zufällig im Geſpräche zu reden kam, wiewohl er ſie immer nur mit kurzen, wenn auch deutlichen Worten berührte. Ich beſuchte mehrere Abende verſchiedene hieſige Verſammlungsörter der Geſellſchaft, welche nur aus Diplomaten und Offiziers beſtanden, und äußerſt originelle Namen hatten, das eleganteſte hieß Wachsfiguren-Cabinet, ſodann eines Stearin-, eines Apollokind u. ſ. w.

Die baieriſchen Offiziere, die ich hier kennen lernte, waren alle gebildete und äußerſt zuvorkommende Männer, mit vieler militäriſchen Geradheit und deutſcher Treuherzigkeit, — ihr Ton unter ſich, wie auch gegen Fremde war anſtändig und fern von aller gezwungenen Steifheit; beſondere Anerkennung und Sympathie äußerten ſie für die öſterreichiſche Armee, und von deren Führern waren es vorzüglich der Marſchall Graf Radetzky und nach dieſem der heldenkühne General Graf Schlick, denen ſie am meiſten Bewunderung zollten. Sie äußerten ihr Bedauern, nicht an den letzten Feldzügen Theil nehmen gekonnt zu haben, und hofften aber ſehnlichſt, in der nächſten Zukunft an der Seite ihrer öſterreichiſchen Waffenbrüder zu kämpfen. — Alle dieſe Aeußerungen waren nicht der Ausdruck conventioneller Höflichkeit, ſie trugen zu ſehr das Gepräge wahrer militäriſcher Treuherzigkeit an ſich. — Weniger vortheilhaft ſprachen ſie über die Preußen, und der alte eiferſüchtige Groll wegen deſſen Großmachtſtellung, dieſes Ueberholen des in ſeiner einſtigen Churfürſtenthumwürde jüngeren Hauſes Brandenburg ſchien in dem Herzen der baieriſchen Krieger nicht verſchmerzt zu ſein. — Die baieriſche Armee hat eine ſchöne, ruhmvolle Geſchichte, — den tapfern, ehrlichen, eiſernen Tilly, — den ungeſtüm todesbegeiſterten Pappen-

heim, — den heldenmüthigen, verwegenen Reiterführer Johann von Werth, dieſe alle konnten ſie einſt die ihrigen nennen, — die ſpätern Kämpfe gegen die Türken, dem Erbfeind der Chriſtenheit, der Entſatz von Wien, die Erſtürmung der Wälle von Ofen und Belgrad ſind Ehrentage in der Geſchichte des baieriſchen Heeres und ſeines kriegeriſchen Churfürſten Max Emanuel! Und auch unter den Befehlen des größten Feldherrn vom zweiten Jahrtauſend, — des franzöſiſchen Imperators, wenngleich im traurigen Bruderkampfe der Deutſchen gegen Deutſche, finden wir die Baiern in der großen Armee Napoleon's eine hervorragende Stellung, was Tapferkeit und militäriſchen Geiſt anbelangt, behaupten. Der Feldzug von 1809, und insbeſondere die Tage von Abensberg und Landshut ſprechen dafür. — Der Feldzug 1812 in Rußland, der heiße Tag von Poloczk, wo die Baiern, obwohl von St. Cyr und deſſen Truppen in der höchſten Noth treulos verlaſſen, Wunder der Tapferkeit wirkten und das Corps Witgenſtein's ſchlugen, ebenſo das blutige Rückzugsgefecht bei Wilna waren erneuerte Beweiſe für die Tüchtigkeit und den Ruhm baieriſcher Krieger. — Aber vor allen iſt es der Schlachttag von Hanau (30. October) und jene von Brienne und Arcis; — vorzüglich ſind es die Namen der tapfern Feldherrn Deroy, Wrede, Prinz Carl, der Generale Rechberg, Zoller u. m. a., welche dem baieriſchen Heere ein ſchönes Monument in der Geſchichte der deutſchen Befreiungs-Kriege errichtet haben. Die meiſten ſeiner Regimenter ſind ſehr alt, einige noch aus dem Ende des 17. Jahrhunderts (als von 1682), die andern größtentheils aus dem Anfange und der Mitte des vorigen, den Zeiten Max Emanuel's und Kaiſer Carl's VII.

Nach wenig Tagen verließ ich die Metropole der Kunſt, das freundliche München! Die Vereinigung ſo vieler herrlichen Gallerien, die Anhäufung ſo vieler Kunſtſchätze, Antiken und Gemälde,

die Malerakademie unter Leitung des berühmten Cornelius, die neuen von Henge geleiteten Prachtbauten, unter denen vorzugsweise die Glyptothek, die Pinakothek, der große Königsbau, die Ludwigskirche, die Aukirche, die Arkaden ſich auszeichnen, zeigen von dem Kunſtſinne des Königs Ludwig, der ebenſo deutſcher Fürſt und Patriot, als Schützer und Kenner der Wiſſenſchaft iſt.

Ober-Öſterreich October 1850.

Nach einem recht angenehmen zehntägigen Aufenthalt in München führte mich mein nächſtes Reiſeziel nach Regensburg, der einſtigen alten deutſchen freien Reichsſtadt. Wie viele hiſtoriſche Erinnerungen treten uns hier entgegen! — Einſtige Hauptſtadt Bojariens, — einer der älteſten biſchöflichen Sitze, die Abhaltung von 62 deutſchen Reichstagen, von 1663 bis 1806 ſtändiger Sitz der Reichs-Verſammlung, ſeit 1810 unter baieriſcher Landeshoheit, und ein Jahr früher wegen der vor ihren Mauern geſchlagenen Schlacht denkwürdig. — Die vielen alterthümlichen Häuſer ſetzen uns in längſtvergangene Zeiten zurück, und die Wohnungen der einſtigen Reichtags-Geſandten ſind noch durch Wappen der verſchiedenen Länder bezeichnet; ſo bemerkte ich den Löwen von St. Marcus u. m. a. — Ich beſah mir während meines nur ſehr kurzen Aufenthaltes den ehrwürdigen Dom mit ſchönen Grabdenkmälern mehrerer Biſchöfe, das Rathhaus mit dem noch ziemlich im alten Zuſtande befindlichen Reichstagsſaal, ſo wie die Gefängnißgewölbe mit den Foltergeräthen, traurige Sinnbilder einer finſteren, vorurtheilsvollen und barbariſchen Rechtspflege. — Aber einer der dortigen intereſſanteſten Ausflüge war mir jedenfalls der Gang zur Walhalla, „dieſes Tempels deutſcher Ehren.“ Der Eindruck iſt ein erhebender, der Gedanke ein echt patriotiſcher! Herrliche Ausſicht von der Freitreppe des Tempels über die reiche Ebene von Straubing, den Donauſtrom und die

dunkeln Abhänge des baierischen Waldes zur Linken, — die Ruinen von Stauf, das vielthürmige Regensburg zur Rechten, — und über dem Ganzen bei klarem Himmel die Kette der Alpen. Der ganze Hügel selbst ist ringsherum von schöner Eichenwaldung beschattet, was an die Haine unserer deutschen Urväter mahnt, — Anlagen umgeben ihn. — Die 96 Büsten der Genossen der Walhalla stellen ausgezeichnete Männer und Frauen des deutschen Volkes, von dem Cheruskerfürsten Armin bis auf die jüngste Gegenwart, dar. — Alle Stände, alle Confessionen, alles Wissen sind hier vereint, und die Fürsten der Länder und Kirche neben berühmten Kriegern und den Fürsten der Künste und des Wissens fanden hier ihren Ruhmesplatz. Viele der Büsten haben in ihrer Unterschrift eigenthümliche Zusätze, deren Verfasser der kunstsinnige königliche Gründer dieser Ruhmeshalle selbst ist. So heißt Justus Möser „Advocatus patriae" — Klopstock „der heilige Sänger," Ulrich von Hutten hat seinen eigenen Wahlspruch, „Ich hab's gewagt," und Franz von Sickingen das Alles sagende Wort: Ritter. — Auch den Kirchhof von Regensburg besuchte ich, welcher jedoch nichts Besonderes enthielt. — Ein Grabstein bezeichnet die Frau Eleonore Salome Freidl Freiin von Hautzenstein, verwitwete Freiin von Jägerreuter, geborne Gräfin von Windisch-Grätz, geb. 1680.

Auf dem Dampfboote trat ich meine Heimfahrt an. Von Regensburg bis unterhalb Straubing bietet die Donaufahrt des Interessanten wenig. — Die Brücke von Straubing hat durch den Sturz der Gemalin Albrecht III., der schönen goldblonden Augsburger Bürgerstochter Agnes Bernauer (1436), historisches Interesse. An Schönheit — Frauenwürde — und finstere Grausamkeit gleichmäßig mahnend. Ihr Leichnam ruht auf dem dortigen St. Peterskirchhof.

Unter Deggendorf wird die Fahrt ſchöner und abwechſelnder, wozu die bewaldeten Berge des linken Ufers das Ihrige beitragen.

Eine der ſchönſten Burgruinen iſt Hildegardsberg, einſtiger Wohnort der heiligen Hildegard, im öſterreichiſchen Erbfolgekriege von Trenk's Panduren zerſtört. —

Gegen Mittag kamen wir an Paſſau, dem einſtigen Castra batava der Römer, vorüber, — die Lage dieſer Stadt bildet einen der ſchönſten Punkte der Donaufahrt, — namentlich iſt der Rückblick auf Stadt und Umgebung unmittelbar nach Abfahrt des Dampfbootes maleriſch! — Das rechte Ufer iſt von Paſſau an öſterreichiſch, das linke bis Engelhardszell noch baieriſch. Steile Waldgebirge ſteigen nun auf beiden Ufern auf, und im engen Bette wälzen ſich raſch die blauen Wogen der Donau in unzähligen Krümmungen dahin. Alte Bergſchlöſſer und Ruinen zeigen ſich unſerem Blick, — ſtolze Ueberbleibſel der Vergangenheit, mahnen ſie an dahingeſchwundene Größe und eine von dem Geiſte der Zeitverhältniſſe bezwungene Macht! ſo Ranaridl und Marsbach, noch jetzt bewohnte Bergſchlöſſer, die fichtendurchwachſene Ruine Weſenſtein, das von Kaiſer Maximilian I. zerſtörte Hagenbach, auch Kirſchbaumerſchloß genannt, das ſtattliche Neuhaus, einſt den Schaumburgern, nun den Grafen von Taxis gehörig.

Vor Aſchach tritt die Donau mit Einemmale wieder in die Ebene, nach ſtundenlanger Fahrt zwiſchen einſamen Waldburgen. Von hier ſieht man die öſterreichiſchen und ſteiriſchen Alpen als Hintergrund der Landſchaft, worunter der Traunſtein beſonders hervorragt; aber nur zu bald verſchwinden ſie hinter den zahlreichen buſchigen Auen, welche die Donau [illegible]n einfaſſen.

Dieſes ganze Donauthal bis Linz war beſonders zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, ſo wie des oberöſterreichiſchen Bauernkrieges häufiger Zeuge blutiger Kämpfe. Insbeſondere hatte der berühmte Pappenheim, — der grimmige Schwedenfeind, der ſpäter bei Lützen zugleich mit ſeinem königlichen Gegner Guſtav Adolf fiel, — mehrere glückliche Gefechte gegen die aufrühreriſchen Bauern hier beſtanden.

Von vorzüglich geſchichtlichem Intereſſe aber ſind die Trümmer der Schlöſſer Stauf und Schaumburg, die von ihren ziemlich ſteilen Hügeln herabblicken. Letzteres war das Stammſchloß eines mächtigen Dynaſtengeſchlechtes, welches einſt das Donauthal zwiſchen Paſſau und Linz beherrſchte, 1559 aber mit ſeinem letzten männlichen Sproſſen Grafen Wolfgang von Schaumberg, der ſich, dem Beiſpiele ſeines kaiſerlichen Herrn, jenes mächtigen Herrſchers, in deſſen Reichen die Sonne nie unterging, folgend, in ein Kloſter zurückzog, erloſch. Die großen Beſitzungen der Schaumberger gingen nun an die Starhemberge über, da Erasmus von Starhemberg die letzte Gräfin Anna von Schaumberg zur Gemalin hatte, die ihm 18 Kinder gebar. — Von ihr ſtammen die jetzigen Starhemberge, in deren Beſitz jene Burgen noch ſind. — Die Schaumburg iſt durch eine dreijährige Belagerung von Seite des Herzogs Albrecht III. von Oeſterreich bekannt. — Im Monate Mai 1380 hatte der Graf Heinrich von Schaumberg, in Verbindung mit dem benachbarten mächtigen böhmiſchen Geſchlechte der Herren v. Roſenberg und deren Seitenlinie Neuhaus, dem Herzoge von Oeſterreich den Krieg erklärt, welche Kriegserklärung auf dem Wiener Rathhauſe bekannt gemacht wurde. — Als die herzoglichen Truppen unter dem Landeshauptmanne von Oberöſterreich Herrn Reimprecht von Wallſee die Burg und Stadt Efferding erobert hatten, zogen ſich die Roſenberge vom Kampfe zurück, und auf der Schaumburg

wehrte sich Graf Heinrich mit Erbitterung gegen die Belagerer, die von dem Herzoge selbst und Herrn Hans von Traun befehligt, nicht minder glimpflich dem Platze zusetzten. Mittelst Wurfmaschinen wurden Fässer mit Menschenkoth in die Festung hinein und aus derselben heraus auf das Lager geschleudert, ein damals sehr häufig vorkommender Kriegsgebrauch! — Es kam zwar 1381 zu einem Waffenstillstand, aber erst nach Wieder-Erneuerung der Feindseligkeiten wurde 1383 zwischen dem Herzoge von Oesterreich und dem Grafen von Schaumberg der förmliche Friede auf einem eigens zu Linz abgehaltenen Congresse geschlossen. — Dies war die Macht des Adels im 14. Jahrhunderte in Oesterreich, — und gerade vor deren gänzlichem Verfall trug man den letzten dieses mächtigen Dynasten-Geschlechtes der stolzen Schaumburger-Grafen zu Grabe, — als ob sie lieber untergehn, als von den Stürmen der Zeit sich bezwingen lassen wollten! —

Wien November 1850.

Seit wenig Tagen wieder in Wien, finde ich Alles in gespannter Aufregung, besonders alle Militärs voll kriegerischer Hoffnungen! — Die Bewegung in Hessen-Kassel, die Intervenirung Preußens, die Besetzung der Ettapenstraße, die Abberufung der Gesandten, das Aufgebot der Landwehr und gar erst als österreichische und preußische Vorposten am 8. d. bei Bronnzell einige Schüsse wechselten, scheint alles dieses den Ausbruch eines Krieges zwischen den beiden deutschen Großmächten beinahe unvermeidbar zu gestalten. — —

Jeder Tag bringt den Durchmarsch eines Regimentes nach Böhmen oder Mähren, und besonders rücken viele Cavallerie-Regimenter aus Ungarn dahin ab. — Selbst Vater Radetzky, unser ewig junge Marschall, ist eigens hieher berufen worden, und seit einigen Tagen angekommen. Ich hatte das Glück, den greisen Helden mit den lieben freundlichen Augen, dem herzlichen

wohlwollenden Ausdruck auf der Bastei ganz in der Nähe zu sehen, ein ebenso interessanter als erhebender Anblick für jedes treue vaterländische Herz — ein hochbefriedigender begeisternder Eindruck für jedes Soldatengemüth, ihn, den Nestor der Feldherrn, den Sieger so vieler Schlachten, den Helden-Veteranen, der unter Lascy begonnen, und seinen Lehrmeister noch weit an Ruhm und insbesondere im Erfolg übertroffen! — Aber es ist nicht der militärische Ruhm, die historische Größe allein, welche wir vorzugsweise bewundern! — es ist die edle Menschlichkeit, die alle seine Untergebenen umfassende väterliche Sorge! — die ihr Vertrauen so schnell gewinnende Leutseligkeit und Herzensgüte, welche so ferne ist von jener oft verletzenden Art gnädiger Herablassung. — Wie die wahre Größe, wie das wahre Verdienst ist der Marschall allem Hochmuth fremd, — und eine seltene Bescheidenheit leuchtet aus seinem ganzen so natürlichen und herzlichen Benehmen hervor, mit einem Wort, es ist nicht nur der erhabene ruhmgekrönte Feldherr und Held, — es ist der wahre, seines innern Werthes bewußte, — allen äußern Prunkes leicht entbehrende, wirklich große Mann!

Der Marschall soll für den Fall eines Krieges den Oberbefehl über das gesammte Heer führen, dessen linker Flügel (Baiern und Oesterreich) in Deutschland unter dem baierischen General der Cavallerie Fürsten Thurn-Taxis, dessen Centrum in Böhmen unter General der Cavallerie Graf Wratislaw, und dessen rechter Flügel in Mähren unter General der Cavallerie Graf Schlick steht.

Auf preußischer Seite werden der Prinz und Prinz Carl, wie auch die Generale der Cavallerie Graf von der Gröben und Baron Wrangel als oberste Befehlshaber genannt. Da mein Regiment aus dem Banate nach einer von den nach Böh-

men vorgerückten Caval.-Regimentern leergelaſſenen Station in Mittelungarn nachgeſchoben wurde, und ſomit nur ſehr geringe Ausſicht hatte, vor den Feind zu kommen, ſo war mir die Zutheilung bei dem Hauptquartiere eines der erſten Generale und Helden aus dem italieniſchen Feldzuge doppelt angenehm, um ſo mehr, da mein Chef, eine Rittergeſtalt in jeder Beziehung, treu, — bieder, offen und wahr, nebſt allen Tugenden eines ausgezeichneten Kriegers, noch jene eines der edelſten und liebenswürdigſten großen Herrn in ſich vereinte, deſſen gütiges Wohlwollen mir Zeitlebens in dankbarer Erinnerung bleiben wird.

Prag Jänner 1851.

Ende November war ich mit deſſen Haupt-Quartiere nach Prag, in die alte Böhmer-Hauptſtadt gekommen. Ich kannte ſie bisher nur von flüchtiger Durchreiſe; einen überraſchenden Anblick bot mir dieſer geſchichtliche Ort mit ſeinen Brücken, ſeinen vielen Thürmen, — dem majeſtätiſchen Hradſchin, und den zahlreichen Paläſten der Kleinſeite! Die Zeiten der heidniſchen Herzoge, — der mächtigen Przemysliden, — der Luxemburger, — der blutigen Religionskämpfe vom Huſſiten- und dreißigjährigen Kriege, — Geſtalten wie Ziska, Podiebrad, — Mathias Thurn und des ſtolzen Friedländers zogen in mannigfachen Eindrücken an meinem Geiſte vorüber. Unſtreitig iſt Prag von allen Städten Deutſchlands diejenige, in welcher ſowohl alterthümliche Bauart, Lage und eigenthümliche Geſtaltung ſich vereinen, um den majeſtätiſchen Eindruck, gehoben durch die hiſtoriſche Weihe der Erinnerung an die alte Herrlichkeit des Landes und manche wunderbare Sage aus dem ſlaviſchen Heidenthum, in uns hervorzubringen. — Dieſer Cultus ſeiner hiſtori-

ſchen Vergangenheit übt Prag einen ganz eigenthümlichen Zauber!

Die damals zahlreichen in ſeiner Umgebung cantonirten Cavallerie-Regimenter erhöhten das lebendige Treiben der Stadt, — jeder Tag brachte friſche Truppen.

Zu den Salons der böhmiſchen Hauptſtadt, wo man im Carneval tanzte, gehörte mit wöchentlichen beſtimmten Tagen jener der Fürſtin S., — ferner waren Bälle beim Statthalter Baron M., bei der Gräfin T., und einige von den jüngeren Herren arrangirten Picknicks, die ſich der etwas originellen Bezeichnung Garcon- (zu deutſch Junggeſellen-) Bälle zu erfreuen hatten. — Außerdem waren mehrere kleinere Soiréen, worunter jene bei den Fürſtinen L. und W. die gewählteſten waren.

An bemerkbaren, hervorragenden Schönheiten bot die Damenwelt Prags ein ſtarkes Contingent, auch zeichnet ſie ſich durch eine diſtinguirtere, höflichere Art gegen den Einheimiſchen wie den Fremden aus, als dieß in Wien meiſtens der Fall iſt. Zu den anziehendſten, in die Augen fallendſten Zierden der Damen Prags gehörten: die Fürſtinen Gabriele R. und W., Gräfin Erneſtine N., Baronin Marie Ae., Gräfin Johanna Th., die Comteſſen Octavie Cz., Ida W., Sp. und W.; beinahe die ganze Prager Societät iſt verwandt und verſchwägert und ſo kam es, daß, als die alte Gräfin Th. gleich in den erſten Wochen des Faſchings ſtarb, faſt Alles und gerade der ſchönere Theil der Geſellſchaft trauerte und die ſo fröhlich begonnenen Bälle auf einmal meiden mußte, was eine bedeutende unausfüllbare Lücke verurſachte.

Wien Oſtern 185[illegible]

Ende Jänner kam ich wieder nach Wien, nachdem der Ausgang der Dresdner Conferenzen den Rückmarſch der in Böhmen concentrirt aufgeſtellten großen Truppenmaſſen zur Folge hatte. Auch hier beſuchte ich noch einige Bälle, als: den großen Hof-Ball, mehr noch Intereſſe als Vergnügen gewährend, ferner jene der Fürſten Liechtenſtein und Schwarzenberg; dieſe zeichneten ſich durch Pracht, Reichthum ſo wie die große Belebtheit, welche bis zum früheſten Morgen in gleichem Grade herrſchte, vorzüglich aus, und waren würdig ihrer Geber.

Bei letzteren Bällen hatte ich Gelegenheit, unſern nun im 21. Jahre ſtehenden Monarchen zu beobachten. Wie er ein kühner geſchickter Reiter, ſo zeichnete er ſich auch im Tanze durch Anmuth der Bewegung und vorzügliche Gewandtheit aus. Insbeſondere ſchien die Mazur einer der Lieblingstänze des Kaiſers zu ſein, welche er, was bei dieſem Tanz ſo ſelten der Fall iſt, mit großem Geſchick und ohne die geringſte Affektation tanzte. Meiſt in der Uniform eines ſeiner zahlreichen Regimenter gekleidet, — wurde die jugendliche ſchlanke Geſtalt, die Leichtigkeit ihres ganzen Auftretens durch dieſe nur mehr gehoben, am häufigſten war es die Cüraſſier- oder Uhlanen-Uniform, — am Halſe den Toiſon, an der Bruſt das für Raab 1849 erhaltene ruſſiſche Georgskreuz, und ſo konnte man in dem jugendlichen, gewandten Reiter-Oberſten — erſt bei näherer Betrachtung den mächtigen Herrſcher eines der Großſtaaten Europa's erkennen. —

Unter den in dieſem Carneval im Gebiete der Eleganz und vollendeten Schönheit, — oder noch jugendfriſcher Anmuth und ausnehmender Lieblichkeit hervorragenden Damen, glauben wir folgende andeuten zu können, als: die Fürſtinen Cl., Zdenka L., Wilhelmine A., Julie L., — die Gräfinen Julie M., Fanny B., Julie H., Nandine D. und Caroline G., Frau v. Fo. u. ſ. w.

In den Faſten waren mehrere theils fixe, theils beſonders geladene Soiréen, die aber mehr oder weniger ſich durch langweilige Monotonie bemerkbar machten, — die einzige Ausnahme bildeten drei Abende im Salon des Fürſten Cl., wo drei franzöſiſche Luſtſpiele von mehreren Gliedern der Geſellſchaft mit ebenſoviel Gewandtheit als Geſchmack gegeben wurden. Die ſchöne und liebenswürdige Hausfrau ſpielte in zweien die Hauptrolle: nebſt dieſer nur Herren, als: deren Gemal, Graf Moriz O. und einige ruſſiſche und franzöſiſche Mitglieder des diplomatiſchen Corps, ſo der Graf Bl., Baron Me., Baron Fai. und Herr von Ou. Die gegebenen Stücke waren: L'image von Scribe, Brutus lache César, von Roſier, und A la Bastille von Xavier. Da die Apartements nicht hinreichend geräumig waren, um mit einemmale die ganze große Societät Wiens unterzubringen, ſo waren die Herren des Hauſes liebenswürdig genug, die Aufführung dreimal zu wiederholen, um Alle dieſes heitern Genuſſes theilhaftig zu machen.

Mit den Oſtertagen beginnen die notoriſchen Praterfahrten. — Elegante Frauen in ſchönen Equipagen, flinke Reiter auf hübſchen Pferden, und beſcheidene Fußgänger ſind zu bemerken; aber es iſt dennoch nichts mehr als das ewige Einerlei, die Wiederholung früherer Jahre. Es iſt der alte Prater der gemüthlichen ſtets ſchauluſtigen Wiener. — Wie Madrid und Mailand ihren Corſo, Paris ihre Champs Elysées und Bois de Boulogne, Neapel ſeine Via Toledo und Berlin ſeine Linden und ſeinen Thiergarten hat, wie Alles dies beinahe ein nothwendiges Anhängſel dieſer Städte geworden iſt, ſo auch bilden für Wien der Stephansthurm und Prater die nöthigen Eigenthümlichkeiten. —

Steier-
mark
Oktober
1851.

In den letzten Tage meines Aufenthaltes in Wien Ende Juni wohnte ich zwei erhebenden Feierlichkeiten bei, die eine war ein Fest der Freude, die andere eines der Trauer, diese ein Bündniß fürs Leben, jene ein Abschied von diesem, Myrthenzweige und junge Rosen begrenzten das eine, Cypressen und Todtenblumen das andere, — hier junges, frisches, freudiges Leben, dort das erreichte Ziel einer fast 90jährigen Wanderung. — Das erstere war die Trauung des Grafen Ernst W. mit der Fürstin Marie Sch. — Einer der höchsten Kirchenfürsten vollzog diese an dem eben so anmuthigen als schönen und liebenswürdigen Brautpaare, — die Blüthe der österreichisch und böhmischen Aristokratie war anwesend, die höchste Eleganz, Reichthum mit sinnigem Geschmack entfalteten sich in Allem. — Freudig gestimmt, mit dem Wunsche einer glücklichen Zukunft für das junge Ehepaar verließ man die glänzende Versammlung. —

Anders war meine Stimmung Tags darauf, traurig und ernst, bei dem Begräbnisse der 86jährigen Gräfin M. — Nur von sehr Wenigen, ihrem schon bejahrten Sohne, ein paar alten Dienern und mir begleitet, ging der stille Leichenzug zur letzten Behausung. Mit wehmüthigem Gefühle und schmerzlichen Gedanken warf ich die Handvoll Erde auf den sinkenden Sarg. Das Memento mori trat mir lebhaft vor die Seele. Die Verstorbene war die Enkelin des berühmten Staatsmannes der theresianischen Glanz-Epoche, Fürsten von K., von dessen berühmten Gedächtnisse etwas geerbt zu haben, gab sie noch in ihren letzten Jahren glänzende Beweise. —

Anfangs Juli führte mich meine Bestimmung aus der Residenz in einen kleinen steierischen Marktflecken, — nur wenige Stunden vom Bade Gleichenberg. — Systematische Dienstespflichten, Tag für Tag gleiche aber doch nothwendige Berührun-

gen von Menſchen und Pferden bilden die ernſtere — ſchlechtes Wirthshausleben untermiſcht mit obligaten Scherzen und kameradſchaftlicher Langeweile die heitere und bisweilen komiſche Seite meiner gegenwärtigen Beſchäftigungen.

Einigemale beſuchte ich Gleichenberg. Dies bereits den Römern bekannte, aber erſt ſeit 15 Jahren wieder neu organiſirte und aufblühende Bad hat eine ſehr ſchöne freundliche Lage in einem parkartig angelegten, mit zahlreichen Wohnhäuſern und Villen geſchmückten weiten Thale. Auf einem von drei Seiten unzugänglichen Felſen liegt das wegen mehrerer Sagen und Hexenprozeſſe verrufene alte Schloß Gleichenberg. Meiſt Bruſtkranke beſuchen dies Bad, deren wohlthätige Quellen dieſem Leiden Heilung verſprechen, und man kann auch wirklich bei einer Promenade nach den Hauptſpaziergängen des Ortes den Huſten in allen möglichen Tonarten hören. — Ein Kur- und Reunionsſaal vereint die Badegäſte zu einer Tombola, wohl auch zu einem ausnahmsweiſe von dem äußerſt thätigen zuvorkommenden Dr. Pr. geſtatteten Tanze, der ſich jedoch hauptſächlich auf Francaiſen beſchränkt, und jeden meiſt ſtürmiſchen Cotillon ſorgſamer Weiſe ausſchließt. — Einen äußerſt angenehmen heitern Vereinigungspunkt bildet der gaſtfreundliche Salon der liebenswürdigen, durch wahre Herzensgüte von Allen, die das Glück haben ſie zu kennen, hochverehrten Gräfin W. — Alles was Gleichenberg gegenwärtig iſt, was es ziert, ſeine gemeinnützigen Anſtalten, ſeine Verſchönerungen, ſeine Anlagen verdankt es weſentlich dem menſchenfreundlichen Sinn und der Munificenz des Grafen W., dem dieſes edle Wirken wohl auch durch ſeine mehrjährige amtliche Stellung als Gouverneur der ſchönen Steiermark bedeutend erleichtert wurde. — Groß ſind daher die Verdienſte des edlen Grafen, der ſich hiedurch in den

Herzen der leidenden Menschheit, für deren Interessen er so heilsam gewirkt, ein unvergängliches Denkmal für ewige Zeiten gegründet, und künftige Geschlechter werden den wohlthätigen Gründer des Bades Gleichenberg gewiß noch in spätern Tagen dankbar segnen! — Auf einer Anhöhe ist eine von dessen Familie erbaute Kapelle, die sehr geschmackvoll gezkert und durch die im Chor angebrachten verschiedenen Familienwappen auch das Interesse des Heraldikers beansprucht. Auf dem großen Altarbilde sind vor der himmlischen Mutter in stiller Anbetung kniend die gegenwärtigen Familienglieder des Hauses W. abgebildet.

Vor wenigen Tagen erhielt ich die traurige Nachricht von dem frühen Tod der liebenswürdigen Fürstin Karoline B., die durch ihr freundliches Wohlwollen, ihren lebhaften Geist, ihre vollendete Schönheit stets eine der anziehendsten unvergeßlichen Frauenerscheinungen bleibt, die mir auf meiner Lebensroute begegnet sind. Als ich bei den klangvollen Tönen rauschender Musik an ihrer Seite so manche Contredanse durchging, als ich sie als kühne Reiterin über Stock und Stein dahin sprengen, mit eben so viel Anmuth als Geschick ihr Roß lenken sah, — als ich sie im glänzenden Salon, von einer Menge Bewunderer umgeben, im vollen Nimbus strahlender Schönheit, jedem ein freundliches, gewinnendes Lächeln, ein geistreiches und immer passendes Wort spenden, anstaunend bemerkte, als ich endlich öfter an manchem schönen Sommerabende, im herrlichen Park von D.. an ihrer Seite herumwandernd, ihrer schwungvollen Rede lauschte und sie über Welt, Menschen und Schicksal, Gegenwart und Vergangen-

heit philoſophiren hörte, — da dachte ich mir wohl nicht, daß dieſe anmuthsvolle Erſcheinung von der Welt und ihren Freuden, — mitten im Glücke ihrer Häuslichkeit, in der erſten Wonne ſüßen Muttergefühls, ſo früh für immer dahinſcheiden werde, daß dieſe blühende, bewunderte Schönheit ſo bald in die Arme des kalten unerbittlichen Würgengels, des Todes, ſinken würde! — Meine Gedanken waren bei Erhalt dieſer Trauer-Kunde trübe und ernſt, ſie waren voll Wehmuth und Schmerz, — ſie waren um ſo wahrer, als ich nie ein wärmeres Intereſſe als das eines ergebenen Freundes für jene liebenswürdige Frau gefühlt. — Die Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Alls trat mit aller Lebhaftigkeit vor mein geiſtiges Auge, — wie lange wird es dauern, ſo iſt jenes ſchöne Frauenbild nur mehr Staub und Aſche, an deren Grab gleichgiltig fremde Generationen vorüberwandern, und von den einſt zahlreichen Bewunderern erinnern ſich vielleicht bald wenige mehr jener glänzenden Erſcheinung, nach deren Lächeln ſie einſt geſtrebt. So iſt die Welt, ſo die Menſchen, was ſie bewundern, vergeſſen ſie weit ſchneller.

Die letzten Tage des ſcheidenden Jahres verlebe ich, in die totale Einſamkeit eines winzigen ſchlechten Dörfchens verſchlagen, oder noch beſſer eingeſchneit, und dennoch bin ich in meiner kleinen ſtillen Bauernſtube nicht ſo ganz und gar verlaſſen, — gute Bücher umgeben mich, — Hoffnungen der Zukunft — Erinnerungen der Vergangenheit umgaukeln, — nur geringe Sorgen der Gegenwart plagen mich, und ſonderbar, gerade die Langeweile flieht mich hier mehr als irgendwo, ich komme faſt zu dem Glauben, daß man ſich in ſeiner eigenen Geſellſchaft am

Ende Dezember 1851.

beſten befindet! — Die Nachrichten großer politiſcher Ereigniſſe bringen dennoch in meine Einſamkeit, überraſchen — und mahnen an das Treiben bewegter Außenwelt. Es ſind dieß: das Auftreten Louis Napoleon's am 2. Dezember, — eines an hiſtoriſchen Erinnerungen überreichen Tages; — es iſt jener von des erſten Napoleon Kaiſerkrönung (1804), und von deſſen Siege in der Dreikaiſerſchlacht auf den Feldern von Auſterlitz (1805). Die plötzliche Niederwerfung der parlamentariſchen Oppoſition, die Verhaftung ſo vieler Generale und Deputirten, die Wiederholung des Staatsſtreiches ſeines Oheims (am 18. brumaire 1799), und Louis Napoleon, der einſtige Anhänger des Carbonarismus, — der ſchweizeriſche Artillerie-Offizier, der Flüchtling von Ham, der Abenteurer von Boulogne, der nunmehrige Präſident, ſcheint eine neue Aera in Frankreich beginnen zu wollen. —

Es gehört dies Alles wieder zu dem Kreislaufe der franzöſiſchen Geſchichte in den letzten ſechs Dezennien. Vor wenig Wochen erſt laſen wir den Todesfall der durch ihr Unglück notoriſchen Dulderin, der Herzogin von Angoulème.

In der Mitte des glänzenden alten königlichen Hofes, in Verſailles mit ſeinen weiten impoſanten Räumen, ſeinen geſchmackvollen Gärten, ſeinen ſpielenden Wäſſern, ſeiner halb abendländiſch halb orientaliſchen Pracht, in Verſailles, des ſtolzen mächtigen Königs, des prachtliebenden kunſtſinnigen Ludwig des XIV. großartiger Schöpfung, — in Verſailles, dieſem Sitz der Könige — dieſem in der neuern Geſchichte hervorragenden Ort war die Nachkommin des heiligen Ludwig, die Enkelin Marie Thereſiens geboren; ihre erſte Jugend fiel in die Gräuelſcenen von 1793, auf der Guillotine ſah ſie das königliche Haupt ihres Vaters durch den wilden Fanatismus wüthender Jakobiner fallen, im Tempel

und der Conciergerie war ſie die treue Gefährtin ihrer unglücklichen Mutter, und endlich mußte ſie auch dieſe, die einſt wegen ihrem Geiſt, ihrer Schönheit ſo gefeierte Königin Marie Antoinette, die ſtolze Cäſarentochter, unter den rohen Flüchen und gemeinſten Verläumdungen ihren Hals vor den grauſamen Henkern entblößen, — mit ungebeugtem Muthe den verhängnißvollen Streich empfangen ſehen. Welch' fürchterliche Jugend, welche Erinnerungen voll eines grauenerregenden Schmerzes!

Fern von ihrer Heimat, flüchtig die Fremde durchirrend, kehrte ſie nach zwei Dezennien wieder in ihr geliebtes Vaterland zurück, wieder in die Mitte ihrer Landsleute, ihres Volkes, welches alle ihre Lieben getödtet, den Thron ihrer Väter zertrümmert hat; — und man muthete ihr zu alle Unbilden zu vergeſſen, ja mit wohlwollender Güte zu vergelten. Wohl zu viel für einen Menſchen, — in ſeinen zärtlichſten Gefühlen ſo tief verletztes Frauenherz. — Kaum 15 Jahre ſchwanden dahin, und mit den ſtürmiſchen Tagen des Julius mußte die unglückliche Fürſtin zum zweitenmale fliehen, um wieder in der Fremde ſchützendes Obdach und jetzt ein einſames Grab zu finden.

Nach einem 72jährigen Leben, voll von Elend, Kummer und Schmerz, ohne Jugend, dieſer Roſenzeit des Menſchen, oder vielmehr mit dem Andenken an deſſen blutrothe Färbung, ſchied dieſe moderne Antigone gewiß froh vom bewegten Schauplatz einer für ſie nur Trauer bietenden Welt.

Die Zutheilung zu einer Rekruten-Aſſentirung brachte mich in das gebirgige romantiſche Kärnten und ſeit wenig Tagen hierher, zwei Stunden von der Grenze Italiens, deſſen blauer Him-

Tarvis März 1852.

mel ſchon hier ſich zeigt. — Wenn auch mein Geſchäft, über das Wohl und Weh der künftigen Vaterlands-Vertheidiger mein entſcheidendes Votum abzugeben, an und für ſich nicht ſehr anſtrengend iſt, ſo leidet es dennoch an Mangel ſpannenden Intereſſes, und der Vormittag in der dumpfen Amtsſtube, umgeben von paradieſiſchen Jünglingen, übt ſeine Wirkung faſt ausſchließend nur auf die Sinne des Geruches. Die Nachmittage und Abende ſind dem Herumſtreifen in der Gegend und dem Genuſſe ländlichen Wirthshauslebens gewidmet, — die Fahrten durch die verſchiedenen äußerſt pittoresken Gegenden, welche das maleriſche Bild idealer Winterlandſchaften bieten, haben auch ihren nicht zu überſehenden Reiz. Meine Gefährten ſind der Infanterie-Major Pl., der zugleich Präſes und Chef der Kommiſſion iſt, ein Würzburger, der bereits über dreißig Jahre dient, keiner von den Glückskindern unſeres Standes, und nicht nur ein durch und durch ehrenhafter braver Soldat, ſondern auch ein höchſt wiſſenſchaftlich gebildeter Offizier und liebenswürdiger Geſellſchafter iſt. Er hatte in Neapel, Sicilien und Mailand ſeine militäriſche Jugend verlebt, erzählte gut und geläufig, darunter manche intereſſante und pikante Scene aus dem Leben, und über den Charakter der heißblütigen Sizilianerinen, — der liebedurſtigen und intriguanten Töchter Neapels und Mailands. — Ferner Rittmeiſter Baron O., ein fein und vielfach gebildeter Mann, der ſich auf allen Wegen und Stegen Europa's herumgetrieben, den Orient genau kannte, und mehrere Jahre am Hofe zu Athen verlebt hatte. — Später längere Zeit Hußaren-Offizier, dient er gegenwärtig in der Gendarmerie. Die übrigen noch zugetheilten drei Herren ſind ein unbedeutender Infanterie-, ein luſtiger Jägeroffizier und ein ſich wichtig machender Arzt. — Ich hatte im Ganzen alle Urſache mit meiner Umgebung erfreut zu ſein, da

mir die zwei erstern Herren von vieler Ressource sind, besonders O's. interessante Mittheilungen über Griechenland und die Levante; — seine vielfachen Erfahrungen, seine kaustischen Bemerkungen, seine treffenden Skizzen, und vor Allem die humoristische Art seines Vortrags tragen zur allgemeinen Erheiterung und Belehrung im hohen Grade das Ihrige bei, und üben auf Fantasie und Zwerchfell die wohlthätigste Wirkung. Unter vielen andern seiner Anekdoten will ich hier einige äußerst komische aus dem Leben des vor mehreren Jahren als General verstorbenen Hußaren-Obersten O..., in dessen Regiment der Erzähler gedient hatte, zur Erheiterung meiner Freunde aufzeichnen.

Es war bei Gelegenheit der eben beendeten Regiments-Concentrirung, daß das Offiziers-Corps dem Brigadier zu Ehren ein großes Festdiner veranstaltete. Diesem wohnten auch einige alte pensionirte, in der Stabsstation lebende Offiziere des Regiments bei. Der militärischen Etikette gemäß brachten die Herren ihren ersten Toast dem anwesenden Generalen aus, den zweiten jedoch statt dem Obersten einem ehemaligen Rittmeister des Regiments, worüber Oberst O... nicht wenig pikirt war. Tags darauf war das letzte Regiments-Exercieren. — O.., rief die Offiziere vor die Front und hielt ihnen folgende Anrede: „Meine Herren! das Exercie„ren geht im Ganzen gut, ich habe nichts dawider (sein beliebtes Sprichwort), aber im Allgemeinen fehlt noch Aufmerksam„heit, und hie und da Attention. Gestern, meine Herren! waren „beim Diner der Regiments-Caplan, der Rechnungsführer und „Auditor, folglich ein halbdiplomatisches Diner; ich habe nichts „dagegen, daß man Veteranen leben läßt; aber, meine Herren! bei „einem ganz- oder auch selbst halbdiplomatischen Diner, wie gestern, „nur langsam! langsam! — Ueberhaupt bemerke ich seit einiger „Zeit, daß man mir überall Gegenstände in den Weg legt, daß,

„einige von den jüngſten Herren den Ton angeben, und ſtatt „moderando, decidando gehen wollen, — das geht nun einmal „nicht, — kommandiren, befehlen iſt leicht, — das trifft auch „ein Eſel, im Regimente aber kommandire ich allein! — „Merken Sie ſich dieß, meine Herren, und kompromendiren Sie „mich nicht mehr, es thäte mir leid, Sie an das Reglement „erinnern zu müſſen, und die Dienſtesvorſchriften müſſen be„folgt werden. Auch bemerke ich viele Herren mit flatterhaften „Zügeln reiten, was für einen Hußaren-Offizier durchaus nicht „paßt. — Der Trompeter iſt ein ärariſcher Mann, das iſt „nämlich Alles vom Wachtmeiſter abwärts, merken Sie ſich dieß, „und“ (zu den Regiments-Adjutanten gewendet) „laſſen Sie mir „alle 4 Diviſions-Trompeter bis Morgen 48 Stunden kurz „ſchließen. Und nun iſts gut, meine Herren! ich habe nichts „dawider.“

Auch hatte Oberſt O. die unglückliche Gewohnheit alle fremden Wörer ſtets zu verdrehen, was zu den komiſcheſten Aeußerungen Anlaß gab. So ſagte er: Poëſancen ſtatt Puiſſancen, Lisi d'Amore ſtatt Elisir d'amore, Taſſo Torquaſſo ſtatt Torquato Taſſo, Frau von Diavolo ſtatt Fra Diavolo, und Pförtner von Rotterdam ſtatt Notre-Dame.

Einſt war im Salon der Gräfin A. die Rede von einer liebenswürdigen Dame, die ganz zurückgezogen lebte, was allgemein bedauert wurde. — „Ach! rief O..., wie Schade, daß dieſe Frau ganz in der Retirade lebt.“

Seinen zehnjährigen Knaben übergab er zur höhern Ausbildung dem Regimentspater mit folgenden Worten: „Hier übergebe ich Ihnen meinen Jungen, lehren Sie ihm Geographie,

Mathematik und Geſchichte, auch können Sie ihm im Vorbeigehen einige Begriffe über die Tugend beibringen!"

Ein Officier des Regiments hatte ſein halbjähriges Thema im letzten Momente, ſehr kurz und ſchleuderiſch verfaßt, eingegeben. Oberſt O... ſchrieb nachſtehende Bemerkung auf dasſelbe: „Die „Ausarbeitung zu ſummariſch und kurz, der Gefertigte ſoll mehr „militäriſche Bücher leſen als Pulfers Romane."

O... m. p. Oberſt.

In einem Officiers-Befehl aber gab er heraus: „Die Herren Stabs-Officiere wollen ihre Bemerkungen über die Ausarbeitungen der gegebenen Themas auf der Rückſeite der Herren Verfaſſer anſetzen."

Steiermark September 1852.

Ich kehre eben nach langer Abweſenheit wieder in mein ſteieriſches Dorf zurück. — Ich hatte das Land jenſeits der Berge (trans silvas), an welches mich ſo viele Erinnerungen an blutige Scenen, — an Kampf und Gefahr, — an Ruhm und Ehre, — an Tapferkeit und Treue feſſelten, nach drei Jahren wieder betreten, da mich ein Befehl zur Abholung eines Remonten-Commandos nach Siebenbürgen beſtimmt hatte. — Das Andenken mancher ſchweren Stunde, aber auch manches lohnenden Augenblicks wurde in jenen Gegenden wieder in mir lebendig! — Ueber Wien, Peſt, Szegedin und Großwardein ging mein Weg. In Arad, wo ich in Dienſtes-Geſchäften in der Feſtung zu thun hatte, fand ich eine Menge ehemaliger Kameraden, die in die letzten ungariſchen Wirren verflochten, als frühere öſterreichiſche Officiere gravirt, gefangen

hier weilen, ſie haben ihre kleinen Zellen mit Gärten, und ihr Schickſal iſt durch die edle Humanität des Feſtungs-Commandanten Feldmarſchall-Lieutenants C.... weſentlich erleichtert.— Ich bedauerte ſie ſo finden zu müſſen, — alle die ich als blühende Jünglinge kannte, waren in den kurzen vier Jahren früh gealterte Männer geworden. Wenn ich auch als Soldat das Sträfliche, ja Verbrecheriſche ihrer That in ihrem ganzen Umfange vollkommen und gerechterweiſe anerkennen muß, — ſo fühlt dennoch das Herz des Menſchenfreundes ſchmerzliches und lebhaftes Bedauern mit jenen Unglücklichen, deren Jugend und deren Zukunft ſo zu ſagen verloren und gebrochen iſt; um ſo mehr ſteigert ſich dieß Gefühl, wenn man weiß und ſelbſt mit eigenen Augen geſehen hat, welche allgemeine Begriffs-Verwirrung im Jahre 1848 überall herrſchte, — welche Verführungen angewandt, — welche Irrwege von maßgebenden höheren Behörden ſelbſt angegeben wurden, — und wie wenig Offenheit und Ehrlichkeit damals in der Politik zu finden waren.

Das Dunkel, welches über jene trübe Zeit noch ſchwebt, — wird ſpäter gewiß noch erhellt, — und die nicht ausgeſprochenen Ahnungen gerechtfertigt werden, wo und in welchem Getriebe von Leidenſchaften die erſten Urelemente und der eigentliche Beginn jener heilloſen Bewegung und blutigen Kämpfe zu ſuchen wären! Die ewig ſich widerſprechenden, von allen Seiten ausgehenden Befehle ſetzten damals höhere und ältere Offiziere, ja ſelbſt ganze Truppenabtheilungen in Verwirrung, und ſehr oft war es, daß ſie nur durch eines der höchſten militäriſchen Vergehen — den Ungehorſam, das Auflehnen gegen den Befehl, die angeſchworne Treue ihrem Fürſten erhalten konnten, — was dann die Folge auch bewies. — Dieß unnatürliche Verhältniß vortrefflich bezeichnend, ſagt der Verfaſſer der vielbekannten Be-

kenntniſſe eines Soldaten: „aber gefährlich iſt es, wenn der Soldat ſich rühmen kann, er habe durch ſeinen Ungehorſam zum Siege der guten Sache beigetragen.“

Mein Weitermarſch nach Siebenbürgen, — wie auch mein Rückmarſch ging ohne weitere Ereigniſſe, ohne beſondere Vorfallenheiten vorüber. — Die Spuren jener großen Verwüſtungen, welche der letzte Krieg über jenes Land gebracht hatte, — waren in den letzten drei Jahren nicht verwiſcht worden, — und durch viele zerſtörte Ortſchaften, — durch Brandruinen führte mich mein Weg. Wie lebhaft fühlte ich die traurige Wahrheit jener Worte unſers unſterblichen Schiller:

„Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.“

Auf meinem Rückwege fand ich in Thereſiopel meinen alten Jugendfreund Z., den ich ſeit Jahren nicht mehr geſehen. Wir hatten durch mehrere Jahre auf einer Schulbank die alten Griechen und Römer, den Homer und Virgil, den Horaz und Ovid zuſammen ſtudirt, die kleinen winzigen Freuden und Leiden unſerer akademiſchen Jugendjahre redlich getheilt, und wie viele Entwürfe, wie viele Pläne hatten wir nicht für die Zukunft beſprochen. Ach, unſere damaligen kindiſchen Ideen, unſere knabenhaften Pläne hatte die Zeit uns theilweiſe geändert, theilweiſe geraubt.

Durch eine Unzahl Erinnerungen feierten wir unſer Zuſammentreffen als Männer, blickten bald erfreut — bald bedauernd auf vergangene Tage der erſten Jugend, ja wir ergötzten uns an den einſtigen Streichen, mit denen wir manchen unſerer milzſüchtigen und leberkranken Profeſſoren theils überliſtet, theils halb zu Tode geärgert hatten. — Und jetzt — erſcheint uns die Welt in einer etwas andern grelleren Färbung wie damals, tempora mutantur, et nos mutamur in illis! — Andern Tags marſchirte ich weiter

über Almas, Baja, Lanczok führte mich mein Weg in die Ebenen von Mohacz, wo einſt ein junger ritterlicher König ſammt Streitroß im Sumpfe erſtickte und 160 Jahre ſpäter Carl von Lothringen Oeſterreichs Banner über den türkiſchen Halbmond ſiegen machte; am intereſſanteſten aber auf meinem Heimwege war Szigeth, durch den ſo edlen Sänger von Leier und Schwert erhielt dieſer Ort nebſt ſeiner hiſtoriſchen auch ſeine poetiſche Weihe, — Szigeth, ein treues Bild der jetzigen Zeit, gegenwärtig Wohnort vieler ſtinkender und ſchachernder Juden, — und wo einſt Treue, Tapferkeit, ritterliche Tugend geübt wurde, herrſcht jetzt Spekulation und Schacher!

Wie natürlich beſuchte ich die ehemalige Feſtung, — ſtand bei der Ruine des Ausfallthores Niclas Zriny, des ungariſchen Leonidas, — und ſah deſſen Portrait wie jenes ſeines Frau (Eva von Roſenberg), ſeiner Tochter Helene und des kühnen Fahnenträgers Juranitſch in einer kleinen Kirche, ja man zeigte mir noch in einer Seitenkapelle vier Todtenſchädel als die Zriny's und der eben Genannten, was aber hiſtoriſch mehr als unwahrſcheinlich iſt. — In dieſer Feſtung, deren Wälle, Graben und Ruinen nebſt einigem niederen Mauerwerk noch ſichtbar ſind, befinden ſich die Poſt und Wohnungen einiger armen jüdiſchen Familien. — Ich ſetzte mich drei Jahrhunderte zurück und ſah die wilden Osmanen in fanatiſcher Wuth unter lautem Allahrufe Szigeth's Wälle berennen, gewaltig vorwärts getrieben von des blinden Fatums unwiderſtehlicher Glaubensmacht, — und bei dem Hauptthore ſtürzen ſie heraus die todesmuthigen Vertheidiger des Kreuzes, tapfere Ungarſöhne, ungebeugten Stolzes, — echte Spartaner des ſechszehnten Jahrhunderts, — Zriny, ihr kühner Führer, an der Spitze, noch einmal weht das Reichspanier in mächtiger Hand, — bis es mit ſeinem Träger ſinkt, von Feindesleichen umge-

ben, und unter den Trümmern der in Flammen einſtürzenden Veſte Sieger und Beſiegte ein gemeinſames ehrliches Heldengrab finden.

Vor mir ſpielten einige Judenknaben auf den geborſtenen Wällen mit Erdwerfen und Stöcken ein Kriegsſpiel, ohne zu gedenken jener Heldenthaten, die auf demſelben Flecke einſt vollführt wurden. Ich ſah ihnen eine Weile zu, dachte viel über Ehrgeiz und Ruhm, — Soldatenehre und Tapferkeit. Ja! werfen wir einen kurzen flüchtigen Blick in die Annalen unſeres großen Vaterlandes, in die Geſchichte unſerer tapferen Armee, ziehen wir im Geiſte vorüber an jenen Zeiten von Fürſtengröße und Vaſallentreue, von Krieg und ritterlichen Strauß, von Turnier und Minne — den Zeiten des Ritterweſens, — an jenen endlich, die dem Spornengefecht von Guinegatte bis zu den Schlachten und kühnen Reiterangriffen der letztverfloſſenen Gegenwart, den Tagen von Lucia, Cuſtozza, Novarra, Moor, Hermannſtadt und Temesvar folgen, denen der Heeresmacht; — ſo werden wir mit erhebendem Stolz auf eine ruhmreiche Vergangenheit, mit hoffender Zuverſicht aber auf eine ihr ebenbürtige Zukunft blicken. Wir wollen daher mit warmen Soldatenherzen Erinnerungen an Männer und Thaten wachrufen, die uns zur Dankbarkeit und Nachahmung verpflichten, mit Selbſtgefühl, Freude und Wehmuth erfüllen. Wie viele Bilder des Ruhmes zeigen ſich uns aber? Wo beginnen? —

Setzen wir uns in jene Tage zurück, wo der Babenberger Heldenſtamm die Oſtmark regiert, fromme Fürſten, weiſe Geſetzgeber, kräftige Heldengeſtalten; einen Erlauchten, Tapfern, Heiligen, Starken, Tugendhaften, Glorreichen, Sieghaften nennt die Geſchichte, und mit einem Streitbaren endet die herrliche Reihe dieſer Herrſcher. An der Unſtrutt erkämpft der tapfere Ernſt für ſeinen verlaſſenen Kaiſer Heinrich IV. einen Sieg, den er aber

mit dem Leben bezahlt, Heinrich der andere, Jasomirgott, folgt mit seinen Rittern dem Rufe Peter Amiens in's heilige Land und erwirbt für seine Treue und Tapferkeit in Italien (1155) von Friedrich dem Rothbart die Herzogskrone; sein Sohn Leopold der Tugendhafte gibt in seinem blutgefärbten Waffenrock, Oesterreichs Panier auf dem Wall von Ptolomais (1191) pflanzend, seinem Lande den schönsten Wappenschild. Bei Damiette (1230) kämpft, von Johannitern und deutschen Rittern umgeben, der glorreiche Leopold, die Herren von Liechtenstein, Stubenberg, Kuenringe und Auersperg sind seine Begleiter. Auf der alten Wartburg singt Heinrich von Ofterdingen Leopold's Lob „der Sonne deutscher Lande", und als die anfangs harmlose Sängerwette in blutigem Streit zu beenden droht, ist er sogleich bereit, mit seinem Ritterschwerte die Ueberzeugung seines Gesanges zu verfechten.

Die Besiegung der aufrührerischen „Hunde von Kuenring" beginnt die Bahn des streitbaren Friedrich's.

Wie Jaroslaus von Sternberg Olmütz, so schützt sein tapferes Schwert das alle Zeit getreue Neustadt (1244), und mit diesem Platz die deutschen Lande vor mongolischer Zerstörungswuth und des wilden Dschingischans weiteres Vordringen. Zwei Jahre darauf, am Feste des heiligen Vitus (1246), lagert unweit Neustadt am Laithafluße das Ungarheer Bela IV. Es entspinnt sich ein blutiger Kampf, schon hat der edle Friedrich gesiegt und verfolgt an der Spitze der Seinen den fliehenden Feind, da trifft der Pfeil eines Kumanen sein Streitroß vor die Stirn, daß es sich hochaufbäumend überschlägt. Ehe der Herzog sich unter der Last seines gestürzten Pferdes hervorarbeiten kann, stößt ihm Friedrich von Frangipany den Speer in's Auge. Der jugendliche Fürst sieht seinen Sieg nicht mehr, den Herr Heinrich von Liechtenstein mit den österreichischen Rittern durch Tapferkeit und Ausdauer glän-

zend entſcheidet. Unerkannt und ausgeraubt liegt Friedrich unter den Leichen, ſo finden ihn die Seinen. Ernſt und milde, hochherzig und kraftvoll, jugendlich ſchön, tapfer und großmüthig, war er gewiß der erſte Ritter ſeiner Zeit.

Deutſchland, Italien, Ungarn, Spanien, das heilige Land, Syrien und Egypten ſieht der Babenberger ſiegreiches Schwert ſtets Lorbeern erringen, an jeder glänzenden Kriegsthat jener Zeit haben ſie ihren Hauptantheil. Und frühe mußte es enden, dies kräftige Geſchlecht, deſſen ſchön erkämpften Glanz und Ruhm der Habsburger hohe, männliche Kraft würdig bis auf unſere Tage fortpflanzt.

Gleich der Oſtmark iſt eben auch Deutſchland verwaiſt, Mißbräuche im ehrenfeſten Ritterthum ſchleichen ſich nun ein, Widerſtand gegen die beſtehenden Geſetze, Fehde und Räubereien Einzelner. Die Ritter überfallen ſich auf ihren Burgen, es tauchen Satelritter und Schnapphähne auf, die durch Ausübung rohen Faustrechts und Plünderung der Wehrloſen die ſo ſchönen Begriffe von Ritterwürde und Tugend verwirren und den erſten Grund zum ſpätern Verfall des Ritterthums legen. Es war hohe Zeit, daß eine mächtige Hand die Zügel erfaſſe und dem wilden Toben roher Gewalt kräftigen Einhalt thue, und dieſe fand ſich in der des Grafen Rudolf von Habsburg.

„Haltet Treue und Glauben", waren die letzten Worte ſeines ſterbenden Vaters, und ſein ganzes Leben wie ſeine Regierung bewies, wie ſehr er das väterliche Wort in Ehren hielt, daher das bekannte Sprichwort: „Der hat Rudolf's Redlichkeit nicht."

In dem alten ehrwürdigen Aachen fand (1273) ſeine feierliche Krönung ſtatt. „Rudolf! ſei gerecht, weiſe und muthig, und bei Gott und Menſchen beliebt", war die lakoniſche, aber Alles ſagende Anſprache des Biſchofs von Köln.

Als bei den Belehnungen der Szepter fehlte, nahm der neue König das Kruzifix vom Altar, küßte es und ertheilte damit die Belehnungen, indem er meinte: „ein Zeichen, was der ganzen Welt Heil und Erlösung gebracht, könne auch als Szepter gelten.“ In dieser Handlung vereinte der erste Fürst von Habsburg die hohe Gewalt der Majestät mit der frommen Demuth christlicher Liebe.

Zwei große Volksstämme, der deutsche und slavische, stehen wie zum Gottesurtheil am Marchfelde einander gegenüber: es ist Kaiser Rudolf's heilige Macht im Kampfe mit dem böhmischen Löwen Przemysl Ottokar. Christus ist die Parole der Deutschen, — Prag die der Böhmen, Herzog Albrecht trägt das Kreuz als Panier. Peter von Müllinen, Otto von Haßlau, der 100jährige Greis, tragen Fahnen; Heinrich von Liechtenstein, Ulrich von Capellen, Konrad von Sumerau führen die Oesterreicher. Es endet der Kampf, Ottokar, der Edelstein der Ritterschaft, erliegt, von den Seinen verlassen, mit 17 Wunden bedeckt, dem rächenden Todesstoß Schenk von Emerbergs (1278). — Fünfzehn Trautmannsdorfe, Stubenberge, Herberstein, Schärfenberg, Zierotins, Kolowrate und Waldsteine bedecken mit ihren Leichen das Feld. Kaiser Rudolf's Thränen, als er den Tod seines übermüthigen, aber großherzigen Gegners erfährt, überliefert uns die Geschichte, und sie geben das ehrendste Zeugniß für das edle Herz dieses Fürsten.

Wir erlauben uns hier Grillparzer's Verse zu zitiren:

„Ich grüße Dich, als dieses Landes Herrn,
„Und Ihr auch grüßt ihn, laßt es laut erschallen,
„Daß weit es sich verbreite donnergleich:
„Dem ersten Habsburg Heil in Oesterreich!“

Vierundvierzig Jahre später (1322) wird bei Mühldorf die Zweikaiser-Schlacht geschlagen zwischen Rudolf's Enkel Fried-

rich dem Schönen und Ludwig dem Baier. Muthig kämpfen die tapferen Schaaren, 21 Brüder Trautmannsdorf fallen, Friedrich wird gefangen, ſitzt auf der Veſte Trausnitz, während Thränen des Schmerzes hierüber den ſchönen Augen ſeiner treuen Gattin, der aragoniſchen Eliſabeth, das Tageslicht für immer rauben. Unter Bedingungen ſeiner Haft auf Ehrenwort entlaſſen, kehrt er, als er ſie nicht erfüllen will, wieder dahin zurück. Iſt's möglich? iſt's wahr? rief Johann XXII. aus, als er hievon die Kunde erhielt; das Herz ſeines königlichen Gegners wurde gerührt und ganz Deutſchland ſtaunte ob ſo viel Ehre, ſolcher Treue!

Ueber ein halbes Jahrhundert ſchwindet, und wir ſehen in den Engpäſſen von Sempach ſeinen würdigen Neffen Leopold den Biederen an der Spitze ſeiner Ritter gegen die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen kämpfen. „Leopold ſieht nicht von weitem zu, wenn ſeine Ritter für ihn ſterben", ruft er begeiſtert, indem er Oeſterreichs Banner aus der Hand des gefallenen Ulrich von Aarburg nimmt. Aber gar bald trifft den edlen Herzog das Mordmeſſer eines rohen ſchwizeriſchen Hirten. Er und mehr als 600 ſeiner Treuen bedecken mit ihren blutigen Leibern das Schlachtfeld.

Sein Sohn Herzog Ernſt der Eiſerne ſchlägt den erſten Einbruch der Türken mit ſeinen Rittern bei Radkersburg glänzend zurück, zieht zur Wahlfahrt in's heilige Land und nach Maſſovien, die ſchöne Prinzeſſin Cimburgis zu freien.

Bei Belgrad (1453) beſiegt der tapfere Ungarheld Johannes Hunyad (Sohn Kaiſer Sigismunds von der ſchönen Walachin Eliſabeth Morſinai) mit dem Franziskaner-Mönch Capiſtran die vordringenden Schaaren Mohamed IV., Eroberers von Konſtantinopel; der Osmanen wilder Allahruf erfüllt die Lüfte, fürchterlich wüthet der Chriſten tapferes Schwert, und das ſcheinbar Unmögliche hat hier fromme Glaubensmacht herrlich durchgeführt.

Die Brücke von Neuſtadt vertheidigt, ein zweiter Cocles, der ſteieriſche Ritter Andreas Baumkirchner gegen die andringenden Empörer, ihn unterſtützt Georg von Podiebrad mit ſeinen wackeren Böhmen.

Nun beſteigt der Weißkunig Maximilian I. den Kaiſerthron (1493). Sein ganzes Leben iſt reich an Thaten und Zügen. Er kämpft gegen Frankreich und die Schweiz, er ſtiftet die Ligue von Cambray und liefert das berühmte Spornengefecht von Guinegatte (1513), alſo genannt, da die franzöſiſchen Ritter nur ihren Sporen die Rettung vor den tapferen Deutſchen verdanken.

Leſen wir von den kühnen und gefahrvollen Jagden des ſtattlichen Maximilian (wie die Sage von der Martinswand), von ſeinen tapferen Thaten in Feld und Turnier, wie ſein berühmter Zweikampf mit dem franzöſiſchen Ritter Claude de Barre, von ſeiner romantiſchen Vermählung mit Maria von Burgund, ſeinen verſchiedenen Kriegszügen, ſeiner Liebe für Ritter und Minnedichtung, endlich den von ihm verfaßten Weißkunig und Theuerdank, ſo erkennen wir die Ideen der Ritterzeit — den Charakter des Mittelalters. Seine Regierung iſt der Wendepunkt, der Uebergang in eine neue Zeit, dies ſehen wir in dem von ihm geſtifteten ewigen Landfrieden, ſeinen Friedensſchlüſſen in Italien, in den inneren Einrichtungen Deutſchlands, vor Allem aber in der Gründung des erſten ſtehenden Heeres.

Bevor wir aber Letzteres in unſeren geſchichtlichen Betrachtungen beſprechen, wollen wir nochmals, ehe wir vom letzten Ritter ſcheiden, ehe wir von Minneſang und Kampfſpiel in eine neue Zeit uns verlieren, einen kurzen Moment bei dem in ſeiner urſprünglichen Bedeutung nunmehr erſterbenden Ritterthum verweilen.

Treue auf Blut und Leben für ſeinen Lehnsherrn und ſein gegebenes Wort, ſtille Frömmigkeit, Schutz dem Unterdrückten

und Schwachen, begeiſterter Glaube, Tapferkeit und Muth, dies waren die Grundzüge des Ritterthums. Fehde und Turnier mußten den Ehrgeiz entflammen, und wenn Roß und Reiter im Sande lagen, Klingen ſich kreuzten, Speere zuſammen krachten, — da jubelten Frauen, Kinder und Greiſe ſich zu, es galt als höchſtes Ziel des Ritters, den ſchönen Preis zu erringen, der ihm aus holdſeliger Jungfrauen zarten Händen gereicht ward. Früh mußte der junge Reke von ſeinem Vater lernen: „Speere werfen und die Götter ehren", um dann als Page und Knappe durch Tapferkeit, unbeſcholtenen Lebenswandel und Sitten-Anmuth erſt den Ritterſchlag ſich zu verdienen. Gottesfurcht, Liebe und Ehre, darin lag der Geiſt des Ritterthums.

Die Zeit der Kreuzzüge, wo religiöſe Schwärmerei und Fanatismus mit hohem ritterlichen Muth und tapferer That ſich paarte, war die ſeiner Glanz-Epoche. Da und noch ſpäter zogen die Ritter, für Minne und Schwertkampf glühend, in die Fremde, „wo es Sturm und reiſige Fahrt" galt, Fürſten und Herren oder auch ihrer Herzensdame zu dienen.

So der Sänger und Ritter Ulrich von Liechtenſtein auf dem Zuge von Venedig nach ſeiner Burg Murau als Königin Venus, als König Artus durchſtreift er fremde Länder, wirbt überall Minneſold, ſtreitet trotzdem für den Ruhm und die Schönheit ſeiner fernen Gattin, und zeichnet ſich durch ſeine Kriegsthaten gegen die Razzen, Preußen und Lithauer aus. So kämpft Hans von Traun bei Crecy gegen die Schweizer, gegen die Franzoſen, gegen die Venetianer. Friedrich der Ehrentzpuck hat ſechs Hauptſchlachten, theils zu Waſſer, theils zu Lande mitgefochten. Oswald von Wolkenſtein zieht bis zu ſeinem 80. Jahre ſingend und ſtreitend herum, nach Preußen, in die Tartarei, über's Meer, nach Frankreich und Spanien. Er dichtet Lieder voll Liebesglut und

ſchreibt über Geſchützweſen. So fahren die Loſenſteiner, Zelking, Tollinger und Polheim herum, wo es ehrliche Fehde und ritterlichen Strauß zu verfechten gibt. Von Kindheit an hatten die Ritter das kräftige Kriegerleben erfaßt und mit den Reizen der Poeſie und des Abenteuers auszuſchmücken gewußt, es ließe ſich mit wenig Worten ſagen: „Sie hatten gelebt, geliebt, gekämpft und geſungen.“

Die Erfindung des Schießpulvers mußte nothwendig eine Aenderung in den Formen der Kriegführung herbeiführen, die eingeſchlichene Ausübung rohen Fauſtrechts, das Auflehnen gegen das Geſetz, und endlich die Kirchenſpaltungen, wie die eintretende Reformation, hoben die urſprünglichen Begriffe des Ritterthums auf. Seine Grundprinzipien aber gingen auf unſern Stand über, und in dem treuen, innigen Feſthalten an unſerem Fahnen- und Standarten-Eid, im Kämpfen und Fallen für unſern Fürſten und Herrn, in dieſem allein finden wir heute noch die Poeſie des Ritterthums.

Unter all' dieſen beſagten Verhältniſſen alſo, nebſtdem das Vordringen des Erbfeindes der Chriſtenheit, der Osmanen, immer drohender wurde, war das Bedürfniß ſtehender Kriegsmacht dringender. Dieß durchblickend, gründet Maximilian, um Kirche und Thron gegen frechen Angriff von Außen und Uebergriff von Innen zu ſchirmen, das erſte ſtehende Heer, und ſomit wurde der letzte Ritter des Mittelalters zugleich der erſte Soldat der neuern Zeit.

Die ſelbſtſtändigen Fehden, die Ritter und Knappen hören auf, Ritterſchwert, Speer und Streitkolben räumen der Lanze, der Muskete und dem Säbel das Feld, Regimenter mit Hauptmannſchaften und Fähnlein, Reitergeſchwader und Rotten entſtehen, mit ihnen erſcheinen die Pfeifer, die Trommel und der

Dudelſack. Kaiſer Max ſchuf die Hackenſchützen, die Pickeniere, die leichten und ſchweren Gereiſigen, das Geſchützweſen, errichtete die erſten Zeughäuſer und ließ Feldſtücke gießen, wie z. B. die grüne Gotl, die wunderliche Dirn und die Kitzlerin.

Stadt- und Landvolk rüſtete und ſtellte ſich ſelbſt, aber nur wer ehrlicher Geſelle war, mit Blechhaube, Wamms und Spieß erſchien, durfte „frommer Landsknecht" werden, höher als dieſer in Anſehen ſtand der Hackenſchütze, am höchſten der Reiſige zu Roß.

Der Adel erhielt, da er allein bis nun zu den Waffen erzogen war, alle höheren Stellen im Heere, deſſen erſte Verfaſſung, Fußknecht- und Reiterordnung nun herausgegeben wurde.

So endet das Ritterthum, auf deſſen Gebräuche unſer edles und fürnehmes Handwerk gegründet iſt.

Der erſte Feldhauptmann Kaiſer Max I. war der als Vater ſeiner frommen Landsknechte bekannte Georg von Frondsberg (1504—30). „Viel Feind, viel Ehr'", war ſein charakteriſtiſcher Wahlſpruch, und den frumben Landsknechten prägt er weidlich ein: „Ritterlich Schlacht zu fechten und ehrlich Volk zu ſein."

Seine erſten Sporen erwirbt er im baieriſchen Erbfolgekrieg, ſein kühner Alpenübergang erwirbt ihm den Namen eines neuen Hannibals, ſein Heldenkampf gegen Venedig, die ſchönen Tage von Bicocca und Pavia, der Sturm auf Rom mit Karl v. Bourbon, die Einrichtung und Vorſchriften, die er ſeinen Landsknechten gab, haben ſein Andenken dem deutſchen Soldatenthum, deſſen eigentlicher Gründer er war, theuer und unvergeßlich gemacht.

In den Kämpfen bei Mohacz endet der 19jährige Ungarkönig Ludwig mit 20,000 ſeiner tapferen Magyaren gegen die wieder vorrückenden Türken und den treuloſen Zapolya (1526);

drei Jahre ſpäter (1529) ſieht Wien den Sieger von Rhodus vor ſeinen Mauern, aber der tapfere Graf Niklas Salm ſchlägt alle ſeine Angriffe und Stürme zurück, unter ihm Hektor v. Raiſchach, Leonhard von Völs, Hans Katzianer, Khevenhüller, Herberſtein, Zinzendorf und Starhemberg.

Während der Kämpfe in Ungarn gegen wilde Osmanenwuth und innere Empörung beginnen die Glaubenszwiſtigkeiten in Deutſchland, der blutige Streit der Meinung, der langwierige Zweikampf der katholiſchen und proteſtantiſchen Religion.

„Ich kam, ſah und Gott ſiegte", ſind die beſcheidenen Worte Karl des Fünften, in deſſen Reichen die Sonne nie unterging, nach der Schlacht bei Mühlberg (1546).

Als berühmte Feldherren dieſer Zeit nennt uns die Geſchichte: den Freund des letzten Ritters, Prinzen Rudolf von Anhalt, den Grafen von Sonnenberg und Eitel Zollern, den edlen Karl von Lanoy, der König Franz, die Blume franzöſiſcher Ritterſchaft, in der Schlacht von Pavia gefangen nahm und knieend das Schwert abverlangte, Karl von Boyneburg, einen der tapferſten Landsknechtführer beim Sturme auf Rom, Kaiſer Karls des Fünften treuen Waffengefährten, Wilhelm von Roggendorf, und den tapferen Schellenberger, der zweimal den Ritterſchlag verdiente.

Abermals rückt Soliman an (1565) und lagert vor Szigeth, dort aber findet er ſeine Thermopylen. Der Ban von Kroatien, Graf Niklas Zriny, fällt hier, das Reichspanier in ſtarker Hand, von fünf Wunden durchbohrt, in edler hoher Weihe für ſeinen Kaiſer und ſeine Soldatenpflicht, ein zweiter Leonidas, noch im Tode Verderben in ſeine Feinde bringend. Selbſt der rohe Türke erkennt und preiſt laut ſolche Tapferkeit.

Schön ſind die Worte des edlen Sängers von Leyer und Schwert:

„Wir müſſen ſterben! denn an Ergebung
Denkt der Ungar nicht, der ſeinen Kaiſer liebt
Und ſeine Ehre.“

Zwanzig Jahre ſpäter erobert Graf Adolf Schwarzenberg die Feſtung Raab und erhält den Raben in's Wappen (1589), an der Kulpa erfechten Andreas von Auersperg und Thomas Erdödy einen Sieg über den Paſcha von Bosnien, bei Lippa kämpft Karl Zierotin zu Fuß an der Spitze ſeiner Reiter, Ruppert von Eggenburg, Karl von Mannsfeld, ſowie der ſeiner romantiſchen Schickſale wegen bekannte Sigismund von Hager machen ſich als kühne Führer berühmt.

Letzterer, kaiſerlicher Oberfeldherr in Ungarn, erwirbt ſich den Namen „der ritterliche Oeſterreicher“, und führte in den Niederlanden, in Schweden und Polen gleich rühmlich die Waffen, diente ſelbſt zur See und machte Howard's glückliches Wagniß auf Cadix mit.

Und nun tritt ein wichtiger Abſchnitt in unſeren hiſtoriſchen Betrachtungen ein, es iſt jener 30jähriger Kämpfe, jener des fürchterlichen Religionskrieges, der Deutſchland verheerte und von beiden Parteien mit gleicher Erbitterung geführt wurde. Der Sturz der k. Statthalterei vom Hradſchin und ihr glücklicher Fall am notoriſchen Düngerhaufen gibt das längſt erwartete Signal (1618). Mathias Thurn, der gefürchtete Rebell, ſteht mit ſeinem Fähnlein bei Wien, in Ungarn Bethlen Gabor, im Süden die Türken, die proteſtantiſchen Stände bedrängen Ferdinand II. in der Burg ſeiner Väter; da retten die plötzlich erſchallenden Trompeten des Küraſſier-Regiments Dampiere ihren Fürſten aus harter Noth, und das tapfere Regiment kann dafür noch heute am Burg-

platz ſeinen Werbtiſch aufſchlagen. Am weißen Berge ſagt der eiſerne Tilly den Winterkönig von den Freuden der Tafel in die weite Flucht (1620). Hier treten das erſte Mal noch beſtehende Regimenter auf.

Es eröffnet ſich in dieſem Zeitraum eine glänzende Reihe von Helden; es ſind die drei Wallonen: Buquoi, der kühne Vertheidiger von Arras, deſſen treues Herz bei Neuhäuſel durch einen ungariſchen Lanzenſtich durchbohrt wird; der finſtere Tilly, der bis zur Leipziger Fatalität nie von einem W als: Waffen, Weibern und Wein beſiegt worden war, und der tapfere Dampiere, der Retter in der Noth; nun folgen der kluge Aldringer, Gallas, der würdige Kaſpar Stadion, der unermüdete Hatzfeld, der erfahrene Loebel, die beiden Reitergenerale Bek und Werth, der Staatsmann und Feldherr Oktavio Picolomini, als Parteigänger, der verwegene Holk mit ſeinen von Freund und Feind gefürchteten Jägern. Aber als erſter Feldherr dieſer Kriegs-Epoche glänzt: „des Glückes abenteuerlicher Sohn, des Lagers Abgott und der Länder Geißel, der Herzog von Friedland, Graf Albert von Waldſtein.“ Er war der Schöpfer der Armee, die Stütze, aber auch der Schrecken ſeines Fürſten, ihm zur Seite als erſter Soldat: Gottfried Pappenheim, der Telamonier des Heeres, der voran auf Magdeburgs Wällen war und ſiebenmal bei Leipzig den Kampf erneuerte, ſeiner 100 Narben wegen der Schrammhans genannt.

Das brennende Magdeburg iſt die Trauerfackel, die das düſtere Bild dieſes Kampfes beleuchtet, in welchem kriegeriſche Tugend, blinde Glaubenswuth und rohe Grauſamkeit im Widerſpruch Hand in Hand gingen. „Seit Trojas und Jeruſalems Zerſtörung iſt keine ſolche Viktoria mehr geſchehen“, war der ſehr kurze und treffende Bericht Tilly's über den Fall jener Stadt (1631).

Kaum zwei Jahre ſpäter lagern die Kaiſerlichen und Schweden am Felde bei Lützen. „Jeſus Maria“ iſt die Loſung der erſteren, „Gott mit uns“, die der Proteſtanten. Fußvolk und Reiterei marſchiren gegen einander, bald kämpft Mann gegen Mann, Tauſende von Leichen bedecken die Wahlſtatt.

„Nicht eine Schlacht, — ein Schlachten war's zu nennen!“ Der Schweden hochherziger König, der edle Guſtav Adolf, ſtürzt, von zwei Kugeln getroffen, aber auch ſein grimmiger Feind auf Tod und Leben, der herrliche Pappenheim, dieſes echte Ritter- und Reiterblut, fällt mit ihm. „Sagt dem Herzog von Friedland, daß ich fröhlich aus dem Leben ſcheide, da ich weiß, daß dieſer unverſöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen iſt“, waren die letzten Worte des ſterbenden Helden, als durch das Gewühl die Kunde vom Tode ſeines königlichen Gegners zu ihm dringt. Sein Andenken und das ſeiner wackeren Reiter, der muthigen Pappenheimer, lebt friſch und kräftig in unſeren Reiterreihen, ihr Geiſt weicht nicht von unſeren Standarten, und hat in den glänzenden Kavalleriegefechten dieſes und des vorigen Jahrhunderts ſtets eine neue ehrenvolle Weihe erhalten.

Die Oberſten Götz, Terzky, Colloredo und Picolomini zeichneten, Pappenheim's Tod rächend, ihre Namen mit unauslöſchlichen Lettern in die Annalen dieſes heißen Tages.

Wir wollen nun des ſtolzen Friedländers traurigen Fall, die Schlachten von Nördlingen (1634) und Leipzig (1642), wie auch Souché's tapfere Vertheidigung von Brünn, ſowie des Erzherzogs Leopold Wilhelm heldenmüthige von Wien übergehen und zur Schlußſzene des langwierigen blutigen Waffenſpiels kommen. Es iſt die Vertheidigung der Prager Altſtadt. Dieſe leitet der Maltheſer-Großprior Rudolf Colloredo, der bei Lützen ſiebenmal verwundet wurde, mit dem ſchönſten Erfolg, und ſchlägt mit den

wackeren Böhmen die Schweden unter General Königsmark zurück. Vor Prag war es, wo das Zeichen zum Beginn des Krieges gegeben ward, hier hat er nach dreißigjährigem Wüthen geendet.

Aber nur kurz iſt die eintretende Ruhe, es folgen die Kämpfe am Rhein gegen die Franzoſen unter dem tapferen Turenne, dem großen Condé und dem grauſamen Melác, in Ungarn und Siebenbürgen gegen die Rebellen Tököly und Rakoczy und die mit ihnen verbündeten Türken. Bei Allersheim tödtet eine franzöſiſche Musketenkugel den edlen Franz Mercy; während in Ungarn der tapfere Heiſter und der fromme Spork ihre Truppen ſiegreich führen, ſchlägt der geniale Montecucoli die Türken bei Gotthardt (1664).

Und wieder nach 153 Jahren erſcheint Roßſchweif und Halbmond vor Wien (1683). 25,000 türkiſche Gezelte ſtehen von der Hundsthurmer-Linie bis Nußdorf ſichelförmig an einander, unter dieſen ſchimmert in der Vorſtadt St. Ulrich jenes Kara Muſtapha's hervor. Er fordert nichts Geringeres, als die Unterwerfung Wiens, die Annahme des Islams, oder will die Stadt bis auf den letzten Mann vernichten. Doch Wien und die bedrohte Chriſtenheit hat ihre unerſchrockenen Vertheidiger, wie ihre rettenden Befreier gefunden. Graf Ernſt Rüdiger von Starhemberg iſt Kommandant; von der Höhe des Stefansthurmes leitet er mit dem Fernrohr, bei den Ausfällen mit dem Schwerte die Vertheidigung. Am Burgravelin endet der wackere Dupigny mit ſeinen Küraſſieren beim Ausfall, Guido Starhemberg rettet das brennende Zeughaus, die Beſatzung ſchmilzt, und ſchon ſind die heftig beſchoſſenen Mauern dem Einſturze nahe, da erſchallt der lakoniſche Hilferuf des nicht viele Worte machenden kalten Starhembergs an den Herzog von Lothringen: „Keine Zeit verlieren! gnädigſter Herr! keine Zeit mehr!“

Endlich naht die Stunde der Befreiung, es iſt der Morgen des 12. September 1683. Von den Höhen des Kahlenberges rücken Herzog Karl von Lothringen, Max Emanuel Kurfürſt von Baiern, Markgraf Ludwig von Baden mit den Deutſchen, der edle Polenkönig Johannes Sobiesky mit dem polniſchen Heere unter Jablonowsky und Lubomiersky als erſehnte Retter heran; unaufhaltſam fliehen die Osmanen. „Castra tenemus, nondum victoriam!“ (Wir haben das Lager, noch nicht den Sieg!) rief der große Lothringer ſeinen ſiegestrunkenen Truppen zu und verfolgt in kampfgieriger Haſt den Feind. Drei Jahre darauf wird Ofen erſtürmt (1686), bei Mohacz und Slankamen Vernichtungsſchlachten geſchlagen (1687 und 91). Bei Lugos (1698) und Olaſch (1696) fallen die tapferen Reitergenerale Veterani und Donat Heisler. Der Tod des Erſteren koſtet dem Sultan 10,000 Janitſcharen. Gegen den Befehl und trotz aller Intriguen des ränkeſüchtigen Capreras ſchlägt Prinz Eugen von Savoyen den Großvezier bei Zentha (1697) auf's Haupt, und mit dieſem Tage beginnt ſein Feldherrruhm. Hier erſcheint zuerſt ein reguläres Hußaren-Regiment unter dem kühnen Parteigänger Paul Deak im Feld, wie zu gleicher Zeit am Rhein, das wenige Jahre früher errichtete und älteſte dieſer Waffe des Generalen Grafen Czobor. Nach wenig Jahren beginnen die Kämpfe um das gegründete Recht der ſpaniſchen Erbfolge für Oeſterreichs Fürſten (1701 bis 1714). In dieſen führen Prinz Eugen und Guido Starhemberg, von Ludwig XIV. „le grand Capitaine“ genannt, mit Glück Oeſterreichs Heere in Italien und Spanien. Caſſano, Luzzara und Turin, — Almenara, Saragoſſa, Villavicioſa, — Hochſtädt, Oudenarde und Malplaquet (1709), bei welch' letzterer Eugen verwundet, noch ſechs Stunden lang den Sturm gegen die feindlichen Schanzen kommandirte, ſind die Hauptſchlachten dieſer

Periode. Die tüchtigen Marſchälle Vendome Catinat, Villars und, der ſchwachköpfige Günſtling der alten Maintenon, Villeroi ſtehen hier den beiden genannten kaiſerlichen Feldherren gegenüber. Und wieder wirft der Sultan Achmeth III. den Fehde-Handſchuh hin, den der letzte Habsburger Kaiſer Karl VI. als würdiger Vertheidiger chriſtlichen Glaubens abermals aufhebt (1716).

Prinz Eugen, der edle Ritter, der wackere Held und treue Diener dreier Kaiſer, lagert, nachdem er bei Peterwardein (1716) den Großvezier Ali Paſcha geſchlagen und Temesvar in 13 Tagen mit Sturm genommen hatte, vor Belgrad. Unter ihm befehligen das Heer: die Prinzen von Holſtein und Würtemberg, die Generale Windiſchgrätz, Lobkowitz, Aremberg, Harrach, Mercy, Daun, Nadasdy, Palffy und der ſpätere Renegat, Graf Boneval, der geiſtreichſte Abenteurer ſeiner Zeit. Nie wurde mit größerer Tapferkeit geſtritten, als hier. Anfangs ſchwankte das Kriegsglück, bis es ſich durch die kühnen Reiterangriffe unter Palffy und Alexander Würtemberg, Eugens Schüler und Waffenbruder, zu Gunſten der Chriſtenheit entſchied und binnen ſechs Stunden einer der herrlichſten Siege erkämpft war (1718). Noch einmal zieht Eugen am Abend ſeines thatenreichen Lebens das kampfgeübte Schwert am Rhein und in Italien gegen die Franzoſen und Spanier unter dem Prinzen Don Carlos, den Marſchällen Villars und Bervick, und der edle Florimund Mercy fällt, ſeines Großvaters würdig, im unglücklichen Treffen bei Parma, durch eine franzöſiſche Kugel getroffen.

Aber gar bald raffte der Tod den größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts, den Sieger ſo vieler Schlachten, als Menſch und Staatsmann, als Führer und Held gleich hoch, den Prinz Eugen, im Schlafe dahin. Der finſtere Azrael mit der umgekehrten Fackel,

dem er in ſo vielen Gefahren kalt in die erloſchenen Augen geblickt, wagte ſich nicht im Wachen an das Leben dieſes Helden.

„Eine Armee von hunderttauſend braven Soldaten iſt beſſer als hundert Traktate," waren Eugens profetiſche Worte beim Abſchluß der pragmatiſchen Sanktion, und kaum war Kaiſer Karl VI. in der Gruft ſeiner Väter, ſo ſollten ſie in traurige Erfüllung gehen, vergaßen fünf Mächte das gegebene Wort und opferten Treue und Glauben ihrem ungezügelten Ehrgeiz.

Ein erhebender Anblick bietet ſich uns jetzt, es iſt der einer 23jährigen Fürſtin, Mutter und Frau am Throne. Voll königlicher Majeſtät, voll männlicher Kraft, voll weiblicher Würde, voll anmuthiger Schönheit, von Freunden verrathen, von Feinden umrungen, ſteht Kaiſerin Maria Thereſia wahre Seelengröße im Unglück, hohen Muth, das Erbtheil ihres Hauſes in Gefahren bewahrend, ein herrliches Frauen- und Kaiſerbild, einzig und bewundert in der Geſchichte der Welt und ihrer Völker. Spanien, Baiern, Sachſen gelüſtet es nach ihren ſchönen Erbſtaaten, mit ihnen verbündet ſich Frankreich, und der König von Preußen dringt mit einem der ſchönſten Heere Europas in Schleſien ein. Bei Mollwiz wagt er ſeinen erſten Angriff (1741), und nur das ausgezeichnete Standhalten ſeiner Infanterie gegen die öſterreichiſche Reiterei, wie deren Führer, General Römers Heldentod, verſchaffte ihm den Sieg. In Oeſterreich jagt der Feldmarſchall Graf Khevenhüller, „der redliche Vaſall und Beſchützer" von ſeiner Kaiſerin genannt, mit ſeinen begeiſterten Truppen die eingedrungenen Baiern weit über die Grenzen zurück. In Ungarn erklingt der enthuſiasmirte Ruf: „Wir wollen für unſere Königin ſterben!" und von der Majeſtät, der Schön-

heit und dem Unglück der hohen Frau gerührt, opfern die braven Magyaren Gut und Blut edelmüthig für sie hin.

Die Magnaten Palffy, Esterhazy, Karoly und Csaky, wie der wilde Trenk, führen neue Infanterie- und Hußaren-Regimenter, die Insurrektion, die gefürchteten Panduren und Rothmäntler in's Feld. Mittlerweile rücken auch die Franzosen in Böhmen ein, und der Marschall Graf Moriz von Sachsen, der kühne Eroberer von gleichviel Festungen als Frauenherzen, nimmt Prag mit Sturm, welches aber Marschall Belle-Isle aus Mangel an Lebensmitteln bald wieder dem Fürsten Lobkowitz überlassen mußte (1742); ebenso eroberte der tapfere Hußaren-General Graf Festetics Eger und schlägt die Baiern bei Braunau (1743), Fürst Liechtenstein und Graf Browne besiegen die Spanier bei Piacenza und Rotto-Freddo (1746), wie Feldmarschall Graf Traun bei Campo-Santo.

Nach sehr geringem Zwischenraum beginnt der siebenjährige Krieg (1756), nach einigen die moderne Hochschule der Kriegführung genannt. Bei Prag stürmt Schwerin, Friedrichs treuer Feldherr, eine Fahne in der Hand, mit dem Rufe: „Mir nach! wer seinen König liebt!" gegen die feindlichen Kanonen, und erkauft mit seinem Heldenleben den Sieg, sowie sein Gegner, der verwundete Browne, das seinige hier aushaucht. Nun aber kömmt der in der Geschichte Oesterreichs und seiner Armee ewig denkwürdige Tag von Kollin. „Hunde! wollt denn ewig leben!" ruft verzweifelt Friedrich seiner bereits sechsmal geworfenen Reiterei zu, aber auch ihr siebenter Angriff mißlang. Mit ausgezeichneter Bravour fechten die kaiserlichen Truppen unter Feldmarschall Graf Daun, der hier jenen unvergeßlichen Sieg erfochten, dem zum Andenken die dankbare Kaiserin den nach ihr genannten Orden stiftete, der der sehnsüchtige Zielpunkt jedes Soldatenher-

zens ist, und dessen einfacher Wahlspruch in dem schönen Worte: „Fortitudini“ (der Tapferkeit) besteht (1757). Feldmarschall Graf Daun erhielt das erste Großkreuz, der Oberst Loudon von den Likkanern das erste Ritterkreuz.

Hier entscheiden die kühnen gelungenen Attaquen der unbärtigen Wallonen, des wegen früherer großer Verluste neu ergänzten Dragoner-Regiments De Ligne, den schon schwankenden Sieg. Die braven Reiter wurden von ihrer Fürstin nicht vergessen, sie erhalten das wunderliche, aber schöne Vorrecht, zur Erinnerung an diesen Tag ihres Ruhmes für ewige Zeiten bartlos zu bleiben, und überdies eine von ihr eigenhändig gestickte, von Dornen umgebene Rose mit der bedeutungsvollen Devise: „Qui s'y frotte, s'y pique“ in die Regimentsstandarte, welcher Spruch auch in der späteren Geschichte dieses Regiments eine würdige Bestätigung fand.

Nun treten abwechselnd, von Glück begünstigt, die beiden Feldherren Daun und Loudon auf. Ersterer erwirbt sich durch seinen Ueberfall bei Hochkirchen (1758) das Monument in der Augustinerkirche, fängt bei Maxen den preußischen Fink, und nur seine Verwundung rettet Friedrich bei Torgau vor dem Verluste der Schlacht. Einen sehr wichtigen Sieg erkämpft Loudon bei Kunnersdorf (1759), und nimmt bei Landshut den General Fouquet mit seinem Korps gefangen, wobei sich Nadasdy- und Bethlen-Hußaren, namentlich aber Sachsen-Gotha-Dragoner hervorthun; wie bei Wisternitz Fürst Löwenstein-Dragoner die silbernen Pauken eines preußischen Kavallerie-Regiments erobern und das Vorrecht erhalten, selbe zu führen.

Der Hubertsburger Friede beendet den siebenjährigen Krieg, und die übrige Zeit ihrer Regierung sorgt die Kaiserin mit warmem Mutterherzen für ihr treu ergebenes Heer, sie erkennt in

dieſem die alleinige Grundveſte der Macht. Seit Kaiſer Max I. waren keine ſo umfaſſenden großartigen Verbeſſerungen in der Heeres-Verfaſſung wie in der Kriegskunſt eingetreten, als jetzt unter der männlichen Regierung dieſer in ihrer Frauenwürde ſo erhabenen Monarchin.

Fürſt Wenzel Liechtenſtein bildete, gleich 100 Jahre früher der erſte Fürſt ſeines Hauſes, die Artillerie, und hob ſie zu einer der erſten Europas, Lascy entwirft Reglements und Adminiſtration; dem Feldmarſchall Graf Daun übergibt Maria Thereſia die Gründung und Leitung zweier Militär-Akademien mit den Worten: „Mach' er tüchtige Offiziere und rechtſchaffene Männer daraus.“ Dieſe bezeichnen mehr als Alles den geſunden Sinn und praktiſchen Geiſt dieſer ausgezeichneten Frau.

An den nordweſtlichen Grenzen ihres Reiches erhebt ſich noch kurz vor ihrem Tode (1780) blinder Kriegslärm, zwei ſchöne Armeen ſtehen (1778) beim Fuß, kampfgerüſtet einander gegenüber, erhalten aber bald den Befehl zum Rückmarſch (1779).

Ein Dezennium geht kaum zur Neige, und auf den Hilferuf der nordiſchen Nachbarin ſammeln ſich im Süden Oeſterreichs Heere gegen die Türken noch einmal (1787). Kaiſer Joſef II. weilt ſelbſt unter ſeinen Kriegern, Lascy, Prinz Coburg und Wartensleben befehligen ſie. Der kurze zweijährige Kampf enthält wieder eine Menge von Großthaten. Mit tollkühner Todesverachtung wird die veteraniſche Höhle von einem Bataillon Brechainville-Infanterie vertheidigt, wie das Schloß Rama von dem Helden Lopreſti, der mit all' ſeinen Leuten von den Türken grauſam niedergemetzelt wird. Bei Fokſann ſtellt ſich das ganze Infanterie-Regiment Kaunitz auf den Ruf: „Freiwillige heraus“ zum Sturm. Die Wagniſſe der tapferen Hußaren der Regimenter Gräven, Wurmſer, Erdödy und Barco, die echten Reiterſtücke

eines Kienmayer, Luſinsky, Buday, des kühnen Berg u. m. A. haben ſich noch lange in der Tradition ihrer Waffe erhalten. Feldmarſchall Loudon übernimmt das Kommando und erobert im Verein mit ſeinem vorzüglichen Artilleriedirektor, Feldzeugmeiſter Rouvroi, die Feſtung Belgrad, auf welche Erzherzog Franz die erſte Kanone abfeuert.

Es thürmen ſich am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts gewitterſchwere Wolken im Weſten des politiſchen Horizonts, ſie künden die fürchterlichen Stürme, die ſich nun erheben und Europa durch 23 Jahre verheeren ſollen. Ein Schrei des Entſetzens über einen ſchändlich geübten Königsmord ertönt und findet den Widerhall des Schmerzes, das gerechte Verlangen einer blutigen Sühne. Die franzöſiſche Republik fordert die Monarchen zum Kampfe, und die Fürſten ſind ſchuldig, die ſo gewaltſam verletzte Majeſtät der Krone zu rächen, dem Rufe ihrer neuen erbitterten Gegner zu folgen, Religion und Thron auf Tod und Leben mit dem Schwerte zu vertheidigen. An einer glänzenden Reihe von Feldherren und Ruhmesthaten werden wir nun wieder vorüberſchreiten.

Der Tag von Aldenhoven, die Siege bei Neumarkt, Amberg und Würzburg, die Eroberung von Kehl ſind die erſten Lorbeern, mit denen der 25jährige Erzherzog Karl ſeine jugendliche Feldherrnſtirne umwand.

In Italien hat das Glück, die launige Soldatendirne, den jungen franzöſiſchen Obergeneral Bonaparte zum Günſtling erkoren und knüpft an ſeine Adler die Siegeszeichen. „Bisher fand ich Heere *ohne Feldherren*, jetzt ſchickt man mir Feldherren *ohne Heere*“, ruft der Sieger von Arcole aus, als Erzherzog Karl den Oberbefehl über die nunmehrigen Trümmer der italieniſchen Armee übernahm, und darin liegt die *ſchönſte Anerkennung eines ſachkundigen Gegners*.

Doch nirgends, wie immer die Würfel des Krieges auch fallen, verläßt unſere tapferen Truppen der Muth, die Ausdauer und das Selbſtvertrauen. „Garde à nous, voilà les Latour“, rufen die Franzoſen den braven Dragonern entgegen, die ſich erſt kürzlich die Medaille an ihre Standarten erworben, und an deren Spitze der Erzherzog bei Aldenhoven den Feind geworfen; bei Stokach vollführt General Rieſch mit den Küraſſier-Regimentern Naſſau und Mak die entſcheidende Attaque. Vorzüglich aber glänzt der kühne Reiterangriff des jungen Oberſten, Fürſten Schwarzenberg, mit dem Regiment Zeſchwitz-Küraſſiere bei Troisville, die erſte große Waffenthat des künftigen Siegers von Leipzig.

Die weiteren Siege des Erzherzogs bei Oſtrach und Stokach über Jourdan (1799), bei Zürich (1799) über Maſſena ſind die ſchönen Grabgeſänge des vorigen; der Kanonendonner von Marengo (1800) und Auſterlitz (1805) aber die Wiegenlieder des jetzigen Jahrhunderts. An glänzenden Kriegererſcheinungen reich ſind die nun folgenden Jahre. Hiller, Bentheim, die beiden Colloredo's und Gyulai's, Fürſt Alois Liechtenſtein, d'Aspre ſind die ausgezeichneten Führer einer raſtloſen Infanterie, Bellegarde, Oreilly, die Fürſten Johannes und Moriz Liechtenſtein, Ignaz Hardegg, Bubna, Klenau und Schneller, die beiden Hußaren Kienmayer und Frimont ſind die öſterreichiſchen Seydlitz und Ziethens einer todeskühnen Reiterei. Welch' ſchöne Kriegerbilder geben uns die vier Wallonen: De Ligne, Clerfait, Latour und der verwegene Chaſteller, ferner die geſchickten Parteigänger Scheibler und Tettenborn, in dieſen beiden Reitergeſtalten vereint ſich abenteuerliche Lebensluſt und tollkühne Todesverachtung.

Bei Caldiero (1805) führt Erzherzog Karl perſönlich die Grenadier-Diviſion des ſteieriſchen Regimentes Vogelſang zum

Sturm, und bringt den ſchon zweifelhaften Sieg zur glücklichen Entſcheidung.

Nach 531 Jahren ſtehen auf den Fluren des Marchfeldes wieder zwei große Heere gegen einander. Abermals ſchlägt ein Prinz aus Habsburgs erlauchtem Fürſtenſtamme gleich ſeinem Ahnherrn eine Entſcheidungsſchlacht, es gilt nicht mehr den böhmiſchen Löwen, es gilt den Adlern der Prätorianer Napoleons; Slaven und Ungarn kämpfen nun gemeinſam mit den Deutſchen, den ſtolzen Kamm des galliſchen Hahns zu vernichten. Es iſt ein neuer Ehrentag in der Geſchichte Oeſterreichs und Deutſchlands, jener der Schlacht von Aſpern (21. Mai 1809). In dieſer begeiſtert der Erzherzog ſeine Soldaten zur größten Hingebung, als er ſelbſt, die Fahne eines Bataillons von Zach-Infanterie in der Hand, vorwärts bringt; hier vertheidigt das Regiment Benſowsky den Kirchhof, die Regimenter Fröhlich und Fronn widerſtehen den franzöſiſchen Eiſenreitern, und Fürſt Johann Liechtenſtein wirft dieſe letzteren vollends durch die herzhaften Angriffe der Regimenter Vincent und Klenau Chevaurlegers, Rieſch Dragoner und Blankenſtein Hußaren. „Aſpern und Karl" iſt der trunkene Siegesruf, der in ganz Deutſchland dankbar widerhallt, und der, ſo lange Geſchichte und Soldaten beſtehen, nie vergeſſen werden wird.

Bei Wagram erfechtet ſich das Regiment Erbach den Grenadiermarſch, doch leider wird hier der Erzherzog verwundet und legt den ruhmgekrönten Feldherrnſtab nieder. Bei Predil und Marlborghetto fallen die beiden Helden Henſel und Herrmann; in den Tiroler Bergen kämpft, wie 100 Jahre früher unter Sterzinger, ſo auch jetzt ein biederes Volk für das Recht ſeines Fürſten, bewährt ſeine alte Anhänglichkeit an die Dynaſtie, Hofer, der Blutzeuge deutſcher Treue, mit ihm Haspinger und Speckbacher, füh-

ren dieſe urkräftigen einfachen Landleute gegen die ſchlachtenerfahrenen Marſchälle des franzöſiſchen Imperators.

Die Wälle von Dresden nehmen in mehrmaligem blutigen Sturm die zweiten Jäger unter Schneider. Auf den Ebenen von Kulm erringen ſich Erzherzog Johann-Dragoner, wie bei Arbeſau Hieronymus Colloredo, „dem Feinde furchtbar, den Seinen theuer", ihren Heldenruhm.

Den 18. Oktober 1813, dieſen in der Weltgeſchichte ſo merkwürdigen Tag, wird in den Ebenen von Leipzig jener wichtige Kampf ausgefochten, der noch am Abende dieſes Tages den Glücksſtern Napoleons ſinken macht. Drei alliirte Monarchen mit ihren Heeren ſind hier verſammelt, denn es ſteht die Freiheit Europas, die Unabhängigkeit ihrer Kronen, die Unſterblichkeit ihres Namens am Spiel; hier ſoll endlich der allzu raſche Flug der fränkiſchen Adler gehemmt werden.

Der Oberfeldherr dreier verbündeter Armeen, Fürſt Karl v. Schwarzenberg, der einſt ſo glänzende Reiterführer bei Cateau, erkämpft in drei blutigen Tagen jenen unſterblichen Sieg, der das Geſchick von Monarchien und Nationen entſcheidet, und zerſtört auf immer den Nimbus der Unüberwindlichkeit des Napoleon'ſchen Degens.

Wie einſt Pappenheim auf dieſen Feldern, ſtürmt Held Noſtitz mit Oeſterreichs eiſernen Reiterſchwadronen, den kampfbewährten Küraſſieren, gegen die erprobten Legionen des galliſchen Cäſars.

Die Schlachten von Hanau, Brienne, Arcis-ſur-Aube, Fère, Champenoiſe und Paris beenden das bei Leipzig ſo ſchön begonnene Siegeswerk, und tragen mit eiſernem Griffel den Namen Schwarzenbergs in die Tafeln des Ruhmes zur Bewunderung für künftige Geſchlechter.

Zu gleicher Zeit kämpft die Armee in Krain und in Italien unter Bianchi. Frimont, Mohr, Radivojevich und Starhemberg, wovon der erſte Murat bei Tolentino auf's Haupt ſchlägt.

Der zweite Friede von Paris ſtellt nun die Ruhe Europas wieder her und endet die 23jährige franzöſiſche Campagne.

Zum Gedächtniſſe der welterſchütternden Kämpfe der jüngſten drei Jahre (1813, 14, 15) wird, aus dem Metalle der eroberten Kanonen gegoſſen, das Armeekreuz geſtiftet und alle Mitkämpfer vom Oberfeldherrn bis zum letzten Gemeinen damit betheilt, und ſo tragen ſie Alle in dem Biſchen Metall ein Stück Weltgeſchichte herum.

Tod und Alter haben ſeither viele hievon ausgeſchieden, und da kein Erſatz möglich iſt, ſo ſchwindet es hin dies Erinnerungszeichen einer großen heiligen Zeit. Mit ehrfurchtsvoller Anerkennung begrüßen wir noch das metallene Kreuz mit dem ſchwarzgelben Bande auf der Bruſt der Altmeiſter unſeres Standes, der Veteranen und Invaliden.

Die einzelnen Schüſſe der Neapolitaner bei Rieti, die Separationsgelüſte des Giovine Italia, die franzöſiſche Juli-Revolution gehen, kriegeriſche Hoffnungen erweckend, aber nicht befriedigend, ohne beſondere Bedeutung an uns vorüber. Da erſtürmt Erzherzog Friedrich, des Siegers von Aſpern heldenmüthiger Sohn, Ptolomais, und nach ſieben Jahrhunderten flattert Oeſterreichs Banner wieder auf jenen Mauern, und die ſchon ſchmelzende Zahl der Thereſien-Ritter iſt um ein würdiges Mitglied vermehrt.

An jener rühmlichen That aber hat nur eine kleine Abtheilung Marine-Soldaten ihren Theil (1840). Die einförmige Stille der Ruhe wird noch durch den Donner des Himmels und jenen der Kanonen unterbrochen, mit welchem der Herr aller Heerſchaaren einem der edelſten Fürſten, der Soldat aber einem der größten

Feldherrn die letzte Ehre erweist. Es ist der Trauertag, an welchem die irdischen Ueberreste des Erzherzogs Karl, des Helden zweier Jahrhunderte, in die Gruft seiner kaiserlichen Ahnen beigesetzt wurden. Da ertönt nach dreiunddreißig Friedensjahren abermals „Schwertgeklirr und Schlachtgesang", mahnend erklingt die belehrende Stimme einer ernsten Zeit, wieder sind sie erschienen die Tage der Gefahr, aber auch des Ruhmes. Die im einstigen Pulverdampf der Napoleon'schen Kriege ergrauten Soldaten sind vergnügt, am Abende ihres Lebens im Kriegslärm die Apotheose ihrer Jugend zu feiern, wir jungen aber erfreuen und sehnen uns, die Sporen zu verdienen, die Feuertaufe zu erhalten. Aber welche Gegner heißt es bekämpfen? Empörte Städte, aufrührerische Völker, Hochverrath und Revolution, übermüthige Jugend, verblendetes Bürgerthum, plünderndes Proletariat, fanatisirte Nationen und verrätherische äußere Feinde. — Der Barrikadenkampf in Mailand eröffnet den kriegerischen Reigen, unter Einem überschreitet ein meineidiger König, aber ein tapferes Heer, den Ticino. Mit ausdauerndem Muth vertheidigen sich die Besatzungen von Mantua und Peschiera, und die heißen, siegreichen Tage von Lucia, Vicenza, Somma-Campagna und Custozza bekränzen mit unverwelkbaren Lorbeeren das greise Haupt des ewig jungen Marschalls, bei Mortara und Novarra, wo ein kaiserlicher Prinz Habsburgs alten Ruhm würdig erneuert, wird das Schwert Italiens gebrochen, die eiserne Krone aber seinem rechtmäßigen Herrscher erhalten. — An der Moldau erschallen die Kanonen vom Hradschin, und ein ritterlicher Fürst bezwingt mit den Waffen des Kriegers, der Ehre und wahrer Seelengröße die empörte Böhmerhauptstadt. Bald darnach erscheint derselbe vor Wien und mit ihm jener Held, dessen kühner Geist und felsenfeste Treue [illegible] nichts erschüttert werden kann.

„Die Jugend in ihrem Uebermuth
Will die Zügel des Reiches erfaſſen,
Der Freiheit kaum errung'nes Gut,
Es ward zum Giftſtoff der Maſſen!"

ruft ſo treffend und ſchön die Warnungsſtimme aus Italien über die Alpen herüber. Die ſtudirende Jugend mit dem ſich ſelbſt beigelegten pomphaften Titel „der Heroen der Aula", ſchlechtgeſinnte und eingeſchüchterte Nationalgarden, hauptſächlich fremde Abenteuerer, ſtanden als die frechen Apoſtel zügelloſer Freiheit auf den Barrikaden, die von den Bajonneten treuer Soldaten ſchnell, aber blutig genommen wurden.

„Weh' denen, die den ewig Blinden
Des Himmels lichte Fackel leih'n!
Sie ſtrahlet nicht, ſie kann nur zünden,
Und äſchert Städt' und Länder ein."

Nun über Pannoniens Marken! Hier wird es ſchwieriger; es ſteht eine ſonſt edle Nation, nun aber von der ſelbſtſüchtigen Ehrſucht einzelner ehrgeiziger Schwindler betrogen, verführt, bethört und zu blinder Wuth aufgeſtachelt — das tapfere Ungarvolk uns gegenüber. — Bei Schwechat, wie durch die kühnen Reiterangriffe bei Moor und Babolna geſchlagen, flieht der Feind, ſeine Hauptſtadt wird genommen und das theuere ſchwarzgelbe Panier weht wieder auf Buda's alter Königsburg. Die Schlachten von Kaſchau, Hermannſtadt, Salzburg, Kapolna, Tapio-Bicske und Iſaszeg folgen raſch, der erbitterte Kampf wüthet fort, wie das fallende Haupt der Hyder ſich wieder erneuert, ſo mindern und mehren ſich die feindlichen Kräfte. — Die Wälle von Ofen ſind Oeſterreichs neueſte Thermopylen, wie ihr tapferer Vertheidiger ſein jüngſter Leonidas iſt; — unbezwungen heben die tapfer vertheidigten Feſtungen Karlsburg und Temesvar ihre jungfräulichen

Häupter empor, und der Sieg bei letzterer bildet die Schlußſzene des kurzen blutigen Dramas.

Unſere hiſtoriſche Wanderung durch einen beinahe tauſendjährigen Zeitraum iſt beendet. Nur ſchnell ſind wir vorübergeeilt an all' den ſchönen Zügen der Ehre, des Muthes und der Treue, den glänzenden Waffenthaten einer glorreichen Vergangenheit. Wir haben vermieden, die letztverfloſſene kriegeriſche Gegenwart näher zu beſprechen, da ſie zu friſch noch im Gedächtniſſe jedes Einzelnen von uns, da die Namen unſerer tapferen Führer tief und unauslöſchbar in unſere Soldaten- und Reiterherzen eingegraben ſind, und endlich, weil wir eben ſowohl dem Vorwurf parteiiſcher Anmaßung, als auch entwürdigender Schmeichelei entgehen wollen. Längſt ſind ſie vermodert die Gebeine jener Helden, Fürſten, Ritter und Soldaten, deren Andenken wir in uns wachgerufen haben, aber im Gedächtniſſe aller Gutgeſinnten, im Danke ihres Vaterlandes, in der Anerkennung ſpäterer Generationen leben ſie fort, fortwie jene unſerer Brüder, die auf den Schlachtfeldern Italiens und Ungarns den ewigen Todesſchlaf ſchlummern. Wir mahnen an Schiller's Worte:

„Tapfere! Eures Ruhmes Schimmer
Wird unſterblich ſein im Lied;
Denn das ird'ſche Leben flieht,
Doch die Todten dauern immer!"

Wien Frühjahr 1854.

Seit mehreren Wochen wieder in Wien, mußte oder ließ ich mich vielmehr in der hieſigen großen Welt herumtreiben; verwandtſchaftliche oder geſellige Verpflichtungen führten mich in die verſchiedenen Salons der Reſidenz, ließen mich die Geſellſchaft, oft abſichtslos,

beobachten und die gemachten Bemerkungen flüchtig aufzeichnen. Seit meiner früheſten Kindheit kenne ich Wien, — öfters längere oder kürzere Zeit entfernt, führte mich mein Weg doch jedesmal wieder dahin zurück, dies alſo gab mir hinreichende Vorkenntniſſe und Erfahrung, um den ſich bietenden Stoff mannigfacher Betrachtung anzueignen und einer wenn auch nur oberflächlichen Prüfung zu unterziehen. Ich werde mich hüten, in irgend eine Beſprechung der öffentlichen Angelegenheiten, der brennenden Fragen oder der Männer des Tages eingehen zu wollen. — Der bekannte Satz: „Si tacuisses Philosophus mansisses“ *) klingt nach zwanzig Jahren noch aus der Schule meinen Ohren, und überdies wir in „unſeres Nichts durchbohrendem Gefühle“ maßen uns nicht an, über Dinge zu urtheilen, welche die genaue Kenntniß einer Menge Einzelnheiten und wichtiger Umſtände bedingen. — Was die Zukunft auch immer bringen möge, wir vertrauen unſeres Vaterlandes oft bewährtem Schutzgeiſte, wir ſetzen unſere feſte Zuverſicht auf Gott und endlich auf den tapferen Geiſt unſerer herrlichen Armee und deren in Wetterſtürmen ſo oft erprobte felſenfeſte Geſinnung von Ehre und Treue!

Nun einige Worte über Wiens höhere Geſellſchaft. Dieſe beſteht aus dem einheimiſchen hier wohnenden höchſten Adel, der ſich wieder theils nach Eleganz, theils nach Titeln und Vermögen, theils ſelbſt nach den verſchiedenſten Provinzlandsmannſchaften gruppirt, dazu noch die Fremden, als: Diplomaten, Reiſende höheren Ranges u. ſ. w. — und endlich die haute finance, welche die ſogenannte zweite Societät bildet. — Unter den verſchiedenen Abtheilungen der erſteren iſt vor Allem zu nennen: die viel ge-

*) Wenn Du geſchwiegen hätteſt, wäreſt Du weiſe (Philoſoph) geblieben.

kannte, viel genannte Crême! — Und in dieſer wieder eine Crême de la Crême. — Warum ſie gerade dieſe Bezeichnung gewählt, iſt uns unbekannt, — wir kennen ſie unter dieſem Namen ſeit unſeren früheſten Erinnerungen, nahe an ein Vierteljahrhundert! — wir haben in ihr manch' edle Gönnerin, manch' hochherzigen Freund gefunden, wir lieben und achten viele ihrer liebenswürdigen Einzelnheiten, aber das ganze Enſemble hat auf uns nie ſympathetiſch gewirkt.

Die Crême fordert von ihren Mitgliedern ein beſtimmtes Etwas, das ſich nicht leicht definiren läßt, aber die Geſetze des ſtrengſten Kultus, der höchſten Eleganz in ſich enthält. Aber alle wirklichen Glieder der Crême müſſen ſtets bereit ſein, die Selbſtſtändigkeit ihrer Anſchauungen und Ueberzeugungen, oft ihre wärmſten Gefühle, das eigene Selbſt, dem jedesmal herrſchenden Götzen der Eleganz und Mode willig hinzuopfern! Sollen wir eine ſolche Opferwilligkeit für ein doch nur angenommenes leeres Vorurtheil bewundernd anſtaunen, — oder vor der Tyrannei chimäriſcher Größe erſchrecken?

„Fashion, Bon ton and Virtue are the names of cer-
„tain idols to which we sacrifie the genuine pleasures
„of the soul: in this world of semblance we are con-
„tented with personating happiness: to feel it is an art
„beyond us.“ Man of feeling.

Alles, was nicht zur Crême gehört, bildet die andern Abtheilungen der höheren Geſellſchaft Wiens, deren Unterſchiede und Kennzeichen kaum deutlich zu entnehmen ſind; in allen dieſen wird darum der Mode nicht weniger gehuldigt, wie in der Crême, Neid um die höhere Eleganz der erſteren, — Nachahmungsſucht, ihr gleich zu thun, — und das eifrige Streben, ſich im Verlaufe

der Zeit in jene hinein zu kontrebandiren, ſind in dieſen Kreiſen vorherrſchend. Wir citiren J. J. Rouſſeau:

„L'honneur du monde peut être avantageux à la for-
„tune, mais il ne pénêtre point dans l'âme et n'influe
„en rien sur le vrai bonheur.“

Die haute finance bildet, wie ſchon geſagt, die zweite Geſellſchaft, und übertrifft an Pracht, Luxus und Comfort, ausgenommen die drei oder vier erſten größeren Apartements der Reſidenz, als z. B. der Fürſten Liechtenſtein, Schwarzenberg, Auersperg, Marquis Pallavicini, gewiß doch alle übrigen. Im Allgemeinen laſſen die Damen der hieſigen Societät, ſowohl was Bildung, als ſelbſt gründliches Wiſſen und Sucht, ſich zu belehren, anbelangt, — die Mehrzahl der Männer weit zurück. — Wohl fehlt es ihnen häufig an Freundlichkeit und Anmuth beim erſten Begegnen, von den meiſten Herren einer Spielpartie, der Cigarre wegen vernachläſſigt, finden ſie es nicht ſelten unter ihrer Würde, durch den Zauber der Liebenswürdigkeit zu feſſeln, und nur zu oft verbirgt verletzte Eitelkeit ſich hinter eiſiger Kälte und trotziger Abwehr. Und wir können ihnen dies wirklich nicht verargen. Hat man Ausdauer genug, ſich durch ein oft ſehr ſteifes, ja faſt unfreundliches Benehmen nicht abſchrecken zu laſſen, ſo findet man ſich beinahe immer durch den ungeahndeten Reiz feineren, angenehmen und häufig auch geiſtreichen Umgangs ſpäter belohnt. — Die gegenwärtige geiſtige Richtung der meiſten, ſowohl älteren, wie jüngeren Frauen neigt ſich zum Ultramontanismus, der fleißige Beſuch der Predigten der Jeſuiten-Brüder Klinkowſtröm trägt hiezu wohl am meiſten bei. — Alles hat in der Welt ſeine Epoche, und es gehört jetzt nicht nur zur Begründung einer guten Reputation, ſondern auch zur herrſchenden Mode, ſich in jenen Predigten wo möglich oft zu zeigen. — Man findet gegen-

wärtig in der Geſellſchaft viel patriarchaliſchen Sinn, weit mehr, wie man ſagt, als dies vor 20 oder 30 Jahren der Fall war, dies beweiſen die vielen nicht nur guten, ſondern auch glücklichen Ehen, die in den letzten Jahren hier geſchloſſen wurden. — Neben großem Luxus und Frivolität herrſcht jetzt viel Moral unter den Frauen, wenn wir deren Tugenden und Verdienſte auch vollkommen würdigen, ſo dürfte ſie doch einestheils in der flegelhaften oder langweiligen Indolenz mancher unſerer jungen Herren zu ſuchen ſein. Durchwandert man ſehr aufmerkſam mehrere Salons, ſo wird man verſchiedene Altersgruppirungen der Damen bemerken. Auch die Mädchen- oder Comteſſen-Welt hat ihre kleineren und größeren Abſtufungen. Im Ganzen ſind die Trägerinen der höchſten Namen gerade die aimabelſten, beſt erzogenſten und mädchenhafteſten, und wir werden, wenn wir uns in ihre Nähe begeben, ſicher nur einen freundlichen und angenehmen Eindruck erhalten! — Doch haben ſich hin und wieder kleinere Coterien gebildet, welche Spuren nur mühſam zurückgehaltener Emanzipations-Gelüſte ganz deutlich durchblicken laſſen. — Wir könnten unter den Frauen der Wiener Ariſtokratie manche nennen, die auf einem dem geiſtigen Streben günſtigen Terrain hervorragende, an Geiſt, Anmuth, Liebenswürdigkeit und Bildung eben ſo ausgezeichnete, als glänzende Erſcheinungen zu nennen wären und den gerechten Stolz ihres Geſchlechtes bilden würden! — Unter der jüngeren Männerwelt macht ſich häufig eine falſche Anglomanie, die im vornehmen Naſenrümpfen und unhöflicher Blaſirtheit beſteht, geltend! — Was an feineren, geſelligen Formen, Höflichkeit und Urbanität gefunden wird, gehört vorzugsweiſe den älteren Herren, den übriggebliebenen einer längſtvergangenen Zeit, oder den Fremden an. Was Sinn, Einfluß und Bedeutung für das öffentliche und politiſche Volks- und Staatsleben betrifft, ſo iſt jener der

Wiener Aristokratie ein geringer zu nennen. *) Der Adel Wiens als solcher hat nur jene Stellung in seinen Gesellschaftskreisen, die ihm seine Verbindungen und sein Vermögen bieten, aber irgend eine politische Bedeutung, einen Einfluß auf die anderen Stände oder das Volk hat er nicht. Die Stellung der hiesigen Aristokratie ist eine theils aus weit zurückliegenden Ursachen verfehlte, oft angegriffene, theils selbst verschuldete. — Jetzt, wie zu allen Zeiten gab und gibt es in derselben ausgezeichnete, verdienstreiche und allgemein verehrte, geachtete Glieder, theils hohe Stellen in der staatsmännischen oder militärischen Carrière bekleidend, theils im Stillen durch ihr bedeutendes Vermögen Thränen der Armuth trocknend, wie überhaupt Anhänglichkeit an die regierende Dynastie und Mildthätigkeitssinn zu ihren Tugenden gehören. — Es zeigen sich uns leider auch Leute, die in der Revolution von 1848 Arm in Arm mit den halbmaskirten Proletariern in Nationalgarde-Uniform, den großen Schleppsäbel an der Seite, ihr Jahrhundert in die Schranken fordern zu müssen glaubten, die ererbten Wappen und Würden, ja selbst die Bilder ihrer Vorfahren im eifrigen Haschen nach einer falschen Popularität in die Rumpelkammer für immer zu bannen Willens waren, jetzt aber nach kaum einem Dezennium, eingelullt im Bewußtsein der Sicherheit, steigen sie bauernstolz vornehm einher und erinnern an die Fabel des platzenden Frosches.

Alle diese Betrachtungen ließen die Frage über die heutige Mission des Adels in uns auftauchen. Wir glauben, sie wäre, wo es ihm seine geistigen oder materiellen Mittel erlauben, sich an die Tête alles Edeln und Großen im Vaterlande zu stellen, seinen Mitbürgern durch Kenntnisse, Wissen und geistiges Streben voran-

*) Man vergesse nicht, daß diese Zeilen 1854 geschrieben wurden.

zugehen, mit ſeinen Reichthümern, wo ſie vorhanden, alle gemeinnützigen Unternehmungen zu fördern, ohne jedoch in die Rechte anderer Klaſſen, wie z. B. der ſehr ehrenwerthen Handelsklaſſe, Bankweſen ꝛc. einzugreifen, hingegen aber deſto mehr die Hebung des Werthes vom Territorialbeſitz als eine ſeiner ganz beſonderen Aufgaben anzuſehen, die Künſte, Wiſſenſchaften, die Literatur und den geiſtigen Aufſchwung eifrigſt zu beſchirmen, thätigſt zu unterſtützen. Nur eine ſolche Ariſtokratie entſpricht den Forderungen ſeiner Namen, dem alten Spruch: „Noblesse oblige", dem Geiſte des Jahrhunderts und den Intereſſen der Menſchheit, eine ſolche Ariſtokratie wird von den Vernünftigen aller Klaſſen der Bevölkerung als einflußreich und hochgeachtet gehalten werden, weil ſie die allgemeinen Wünſche und Bedürfniſſe der Zeit verſteht und ſie zu repräſentiren befähigt iſt, nicht aber als Hemmſchuh auf dem flachen Lande ſich zeigt, ſondern nur dort, wo es bergab gegen Abgründe losgeht, aufzuhalten ſucht, um die menſchliche Geſellſchaft vor einem zu jähen Sturze in die Theorien jenes Nivellements zu bewahren, welches zuletzt zu dem Umſturze aller Pflichten und Verhältniſſe, — zur ſozialen Revolution, Anarchie, zum Communismus und einer grauenvollen Barbarei führen würde.

Berlin 1856. In der erſten Hälfte Mai's war ich in der Suite einer der höchſten militäriſch-hiſtoriſchen Perſönlichkeiten in die preußiſche Hauptſtadt gekommen und hatte Gelegenheit, auf der Tempelhofer Haide das Exercieren des Garde-Cüraſſier-, Garde-Dragoner- und zweiten Garde-Uhlanen-Regiments zu beſehen; ſchöne, gut eingeſchulte und trefflich berittene Truppen. — Es waren dieß die erſten größeren Abtheilungen der preußiſchen Armee, welche ich hier vereint ſah, — daher von hohem, werthvollen Intereſſe.

Nur wenn man ſich die Mühe gibt, die Geſchichte des preußiſchen Heeres kennen zu lernen, wird es erklärt, wie ſich das urſprünglich kleine Preußen zu ſeiner gegenwärtigen Bedeutung als europäiſche Großmacht emporſchwingen konnte. Mit dem Falle Magdeburgs (1631), zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, ging auch die Bedeutung des kleinen Churfürſtenthums Brandenburg für den Führer der proteſtantiſchen Partei, den ſchwediſchen König Guſtav Adolf verloren, und wir finden Brandenburg während jenes ſo langwierigen blutigen Krieges nur eine ſehr untergeordnete Stellung einnehmen! Die Stärke der brandenburgiſchen Truppen war 1640 kaum 5000 Mann. Aber 35 Jahre ſpäter verſchaffte des großen Churfürſten Friedrich Wilhelm berühmter Sieg bei Fehrbellin (1675) über die Schweden dem brandenburgiſchen Heere zuerſt einen rühmlich gekannten Namen in ganz Europa. — Trotz ſeiner mehrjährigen ſchweren Kriege gegen Frankreich und Schweden, brachte dieſer Regent ſeine Armee auf 24 bis 28,000 Mann. Nach dem, was er in ſeiner 48jährigen Regierung erfahren hatte, nach der damaligen Geſtaltung Europas, und vorzüglich nach Frankreichs Beiſpiel gelangte Friedrich Wilhelm zu jener Ueberzeugung, daß *nur auf ein gutes Heer* ſich ein feſt geordneter Staat ſtützen könne, ein Grundſatz, dem alle ſeine Nachfolger bis heute huldigten. Unter ſeinem Nachfolger, dem erſten Könige von Preußen, hob ſich ſchon durch die neue Würde und Macht des Königsthrones der Ehrgeiz und dadurch die Kriegstüchtigkeit der preußiſchen Armee. In den rühmlichen Kämpfen des ſpaniſchen Erbfolgekrieges ſehen wir neben den öſterreichiſchen die preußiſchen Krieger unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen ſich mit Lorbeeren bedecken. Bei Caſſano, Turin, bei Hochſtedt, bei Oudenarde, Ramillies und insbeſondere bei Malplaquet, hatten ſie weſentlich zum Siege beigetragen.

Aber namentlich unter Friedrich Wilhelm I. war es eine der Hauptſorgen dieſes Monarchen während ſeiner ganzen Regierung, ein eben ſo tüchtiges als wohlgeübtes Heer zu ſchaffen. Deſſen gute Einrichtung verdankte der König größtentheils dem Feldmarſchall Fürſten Leopold von Deſſau, volksthümlich als der „alte Deſſauer" bekannt. Soldat mit Leib und Seele, beſaß dieſer nicht nur eine ſeltene kaltblütige Tapferkeit, ſondern auch eine bewundernswerthe Umſicht im ganzen Gebiete des Kriegsweſens. Vorzüglich war es die Infanterie, welche durch Vervollkommnung ihrer Disciplin und Elementar-Taktik eine Ausbildung erreichte, wie man ſie damals ſonſt nirgends in ganz Europa kannte. Und gerade dieſe Schlagfertigkeit und Manövrirfähigkeit war es, der Friedrich der Große im erſten und zweiten ſchleſiſchen Kriege die weſentlichſten ſeiner Erfolge verdankte. Bei ſeinem Tode hinterließ Friedrich Wilhelm I. ſeinem Nachfolger nahe an 70,000 gut ausgerüſtete Truppen, eine in damaliger Zeit bedeutende Streitmacht. Aber unſtreitig iſt ſein Sohn Friedrich der Große der eigentliche Schöpfer der Großmacht Preußens, der Gründer des europäiſchen Ruhmes der preußiſchen Armee. Einer ſeiner erſten Erfolge war der Sieg bei Molwitz, ſeine Kämpfe gegen Oeſterreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und eines großen Theiles von Deutſchlands Truppen, verſchafften dem preußiſchen Heere unſterblichen Kriegsruhm! — Friedrich der Große, wie alle Prinzen des königlichen Hauſes, trugen ſtets Militär-Uniform, und des „Königs Rock", wie die Officiers-Uniform damals genannt wurde, ward überall im preußiſchen Volk als das höchſte Ehrenkleid angeſehen, und jedem Officier für ſeine Perſon das Vorrecht des perſönlichen Adels verliehen. Durch alles dieß erhöhte Friedrich der Große den Geiſt des Selbſtvertrauens ſeines Heeres auf die glänzendſte Weiſe, deſſen Stärke er überdieß um

das Doppelte vermehrte. — Mit Friedrich des Großen Tode ſchloß ſich die Epoche glänzenden Ruhmes für die preußiſche Armee durch einige Jahre. Die erfolgloſen Kämpfe gegen das republikaniſche Frankreich von 1792 an, die unglückliche Baſeler Convention wirkten lähmend auf den Geiſt des preußiſchen Heeres. Die nothwendige Strenge der alten Disciplin hatte bis zur ängſtlichen Pedanterie des unerträglichen Kamaſchen-Dienſtes ſich geſteigert, und zu dieſem war noch der Geiſt eigener Selbſtüberſchätzung und Verachtung ſeines Gegners, des größten Feldherrn der Neuzeit, hinzugekommen. Da kam der verhängnißvolle Krieg 1806, und mit der Schlacht bei Jena, dem Falle Magdeburgs, ſchien der durch Friedrich den Großen ſo glänzend begründete Kriegsruhm der preußiſchen Armee für lange vernichtet zu ſein, — ja die dem unglücklichen Lande durch den Tilſiter Frieden auferlegten Demüthigungen, ſchienen Preußen jede Bedeutung genommen zu haben. — Aber in dieſer harten Prüfungszeit hatten ſich in der preußiſchen Armee Männer gefunden, die aus den vorhandenen nunmehrigen Trümmern der einſtigen Kriegsmacht ein neues, mächtiges, dem Geiſte der Zeit entſprechendes Heer mit genialer Schöpfungskraft zu bilden verſtanden! Vor allen der der wackere Scharnhorſt, Boyen, Gneiſenau, der volksthümliche Blücher und der eiſerne York, der tapfere Bülow waren die Gründer des neuen preußiſchen Heeres! — Nur allein die allgemeine Wehrpflicht des ganzen Volkes ermöglichte es, ein ſo zahlreiches Heer, als man bedurfte, zu bilden. Auch der einfache Soldatenrock wurde nun für den Vornehmen und Reichen, wie für den Armen und Geringen ein Ehrenkleid! Der Geiſt des Ehrgefühles mußte, durch den Eintritt ſo vieler Elemente der gebildeten Claſſen, nothwendig gehoben, die Anforderungen an den geiſtigen Bildungsgrad der Officiere weſentlich geſteigert werden. Die

blutigen, ewig denkwürdigen Befreiungskriege von 1813 bis 1815 gaben die erſte Gelegenheit, die Trefflichkeit der neuen preußiſchen Heeres-Organiſation, — die genialen Schöpfungen eines Scharnhorſt auch im heißen Kampfe vollgiltig zu erproben, und die Tage an der Katzbach, am Montmartre, bei Belle-Alliance und Ligny glänzten in der preußiſchen Kriegsgeſchichte würdig neben jenen von Mollwitz, Hohen-Friedberg, Roßbach und Zorndorf!

Dieſer Heeres-Organiſation verdankt Preußen nächſt ſeiner weiſen Staats-Oekonomie ſeine bisherige Stellung als europäiſche Großmacht. Die preußiſche Armee war die erſte in Deutſchland, welche die Waffenröcke und auch die Verbeſſerung der Schußwaffen einführte. Hauptſächlich iſt es hier die Infanterie, welche mit großer Vorliebe behandelt wird und einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, während dieß in Oeſterreich bei der Cavallerie, in Frankreich aber bei der Artillerie der Fall iſt.

Dies alles waren ſo ziemlich meine Gedanken und Betrachtungen bei der geſehenen Revue. Zum Diner wurde ich an dieſem Tage nach Charlottenburg befehligt, wo auch Vorſtellung bei Ihrer Majeſtät der Königin ſtattfand. — Eine freudige Ueberraſchung wurde mir hier; ich ſah bei der Tafel, dicht in der Nähe des Königs, im preußiſchen Kammerherrn-Frack (blau mit rothem Kragen) einen freundlichen, liebenswürdigen Greis, dem Alles, vom Könige an, mit Auszeichnung und beſonderer Hochachtung begegnete; die klaren, lichtblauen Augen, der ſinnende Blick, die denkende Stirn, von Silberhaar umgeben, ließen in der Erſcheinung des Greiſes den Mann erkennen, der mit ſich und der Welt längſt im Klaren war, der nicht mehr vorwärts blickte, und der bereits ſeinen Höhepunkt erreicht hatte. Wer kannte ihn nicht, den liebenswürdigen, weltberühmten Mann,

den Fürſten der Wiſſenſchaft? ich meine Alexander von Humboldt, denn kein geringerer war der an der Tafel weilende, ſo geſprächige — und von ſeinem Könige hochverehrte Greis! Seine hohe und breite Stirn trägt deutlich den ausgeprägten Stempel des Genius. Seine blauen Augen ſind trotz des hohen Alters voll Ausdruck und Lebhaftigkeit. Um den feingeformten Mund ſchwebt ein eigenthümliches Lächeln, halb wohlwollend, halb ſarkaſtiſch, voll geiſtiger Feinheit und Ueberlegenheit, Reſultate ſeiner Erfahrung, ſeines Wiſſens. In der Converſation jugendlich friſch; im wunderbaren Wechſel von Scherz und Ernſt fließt ſeine Rede anregend und erheiternd. Das Verhältniß Humboldt's zu ſeinem Könige und zum preußiſchen Hofe iſt ein in jeder Beziehung ſegensreiches zu nennen. Humboldt weilt als königlicher Kammerherr und Geheimrath ſtets in der nächſten Umgebung ſeines königlichen Herrn, und iſt ſo im Stande, einen größeren und wohlthätigeren Einfluß zu üben. Er hat es häufig bethätigt, wie ſehr er ſeine geiſtige Freiheit zu wahren wiſſe, und beſitzt im reichſten Maße den Muth der Meinung. — Ich blickte ihn lange an, ich dachte an ſeinen wiſſenſchaftlichen Siegeszug durch das ſpaniſche Amerika, durch die Hochebenen Aſiens, wie er die Anden beſtieg, auf dem Chimboraſſo die Fahnen der Wiſſenſchaft wehen ließ, die Krater der feuerſpeienden Vulkane durchforſchte, das Senkblei ſeines Geiſtes an die höchſten Gipfel der Erde und die Tiefen des Meeres legte, die Kräfte und Geſetze unſerer ewigen Mutter Natur maß und beſtimmte, und von einem Punkte der Erde zum andern magnetiſche Kreiſe zog. Er erſchien mir in dieſem Augenblicke als ein Welteroberer in der höchſten geiſtigen Bedeutung, als ein Sieger und Geſetzgeber auf dem Gebiete menſchlicher Forſchung. Ja, mit Bewunderung und Verehrung wird der Name Alexander von Humboldt's in den

fernſten Weltgegenden genannt, ſeine geiſtige Herrſchaft erſtreckt ſich über die ganze Erde, und im Bereiche des Geiſtes iſt er gewiß einer der erſten Fürſten.

Nach aufgehobener Tafel drängte es mich mit gewiſſer Beklommenheit, einer bangen ſcheuen Ehrfurcht, dem nun 87jährigen Verfaſſer des Kosmos vorgeſtellt zu werden. Die Nähe eines ſolchen Mannes hat zugleich etwas Demüthigendes und Erhebendes. Wir werden uns der Größe der Menſchheit, aber auch unſerer eigenen Kleinheit bewußt. — Mit liebenswürdiger Freundlichkeit ſagte mir dieſer König der Wiſſenſchaften einige Worte!

Etwas Erhebendes ſah ich, nachdem ſich Alles nach aufgehobener Tafel und beendetem Cercle entfernt hatte, es war das weltberühmte Denkmal der echt deutſchen Fürſtin, — der unvergeßlichen Königin Louiſe! — Eine dunkle Allee von Trauerbäumen führte mich zu dem Mauſoleum, in deſſen Innern das Marmorbild jener wahrhaft königlichen Frau, von der Meiſterhand Rauch's geſchaffen, zu ſchlummern, ja zu athmen ſcheint. Welch' unausſprechliche Anmuth iſt über die ganze Geſtalt ausgegoſſen, — welche Rührung in dieſen Zügen, welche Majeſtät der Königin, welcher Zauber der höchſten Weiblichkeit, gepaart mit dem Frieden einer opferwilligen Dulderin! — ja ein überirdiſches Ideal glaubt man vor ſich zu erblicken! Dieß Werk allein wäre hinreichend, den Künſtler unſterblich zu machen!

Aber nicht nur in dieſem wundervollen Marmorbilde lebt die unvergeßliche Fürſtin, in dem Herzen ihres Volkes iſt ihr Andenken in lebendiger Friſche! — Die Königin Louiſe war Preußens Schutzgeiſt, ihre Tugenden waren das vermittelnde Band zwiſchen König und Volk, ihr Tod ein mächtiger Wecker des ſchlummernden Nationalgefühles, und ihr abgeſchiedener Geiſt um-

ſchwebte die Fahnen der preußiſchen Krieger und führte ſie zu den Siegen von 1813 und 1815.

Eines Mittags war ich der freundlichen Einladung einiger Offiziere des Garde-Cüraſſier-Regiments gefolgt, bei welcher Gelegenheit ich nicht verſäumte, meine Beobachtungen über den Geiſt, die Bildung und den Ton derſelben zu ſammeln. Jedes Offiziers-Corps, wenigſtens bei den Garde-Regimentern, hat ſeine eigene Tafel in der Kaſerne.

Hier war dieß auch der Fall, es wurde von einigen Leuten der Mannſchaft ſervirt, man ſpeiſte ein recht gutes, ſchmackhaftes Mahl auf Silber-Service. Im Speiſeſaale waren an der Wand Helme und Cüraſſe der im Regimente geſtandenen Offiziere in mehreren Reihen aufgemacht, unter jedem ein Schild mit Wappen und Namen des Betreffenden. Neben dem Speiſeſaale war ein Rauch-, ein Leſe- und Bibliothekzimmer, ſehr reich ſowohl mit alten und neuern Werken der militäriſchen, allgemein wiſſenſchaftlichen, wie auch belletriſtiſchen Literatur ausgeſtattet. Ueberdies zwei Billard- und ein Spielzimmer, alle dieſe Apartements nicht nur ſehr praktiſch und komfortable, ſondern auch mit einem gewiſſen Luxus möblirt und eingerichtet. — Der Ton der Offiziere unter ſich iſt ein ſehr anſtändiger und kameradſchaftlicher, aber die dem Norddeutſchen mehr eigenen, zeremoniellen Formen laſſen uns dieſen anfänglich ſteif erſcheinen, bis wir uns daran gewöhnen und wir ſehen, daß er an Treuherzigkeit nichts verliert, an Anſtand aber eher gewinnt.

Der Geiſt wahrer militäriſcher Bildung und fortwährendes Selbſtſtudium zeichnen mit Recht die preußiſchen Offiziere vorzüglich aus; ja man ſieht noch die trefflichen Früchte jenes militäriſchen Geiſtes, den Friedrich der Große in ſein Heer zu pflanzen wußte, in dem gegenwärtigen preußiſchen Offizierkorps.

Jenen übelberüchtigten Geiſt der Anmaßung, des Abſprechens und fortwährenden Kritiſirens, fand ich während meines Aufenthaltes in Berlin durchaus nicht, wohl aber häufig auf Reiſen und im Auslande bei Begegnung einzelner junger Offiziere; es ſcheint demnach, daß dies bei den Regimentern und im Inlande von den älteren Offizieren nicht gelitten wird.

Einer meiner intereſſanteſten und merkwürdigſten Gänge war der Beſuch von Sansſouci. Nirgends tritt uns die Erinnerung an die großartigen Schöpfungen, wie auch zugleich an die beſcheidene Lebensweiſe des königlichen philoſophiſchen Gründers in ſo unmittelbarer Nähe entgegen, als wenn wir, wie dieß bei mir der Fall war, an einem ſchönen Maitage zwiſchen den hochſtämmigen, in Fülle der Frucht und Blüte prangenden Orangenbäumen die Terraſſen von Sansſouci beſteigen. Das Arbeitszimmer, jenes, in welchem der große König lebte und ſtarb, iſt ſo erhalten, wie er es für immer verließ. Die Bücher, aus denen er in den letzten Tagen ſeines Lebens ſich vorleſen ließ, der mit reichlichen Tintenflecken verſehene Schreibtiſch, die von den hiſtoriſchen Windſpielen zerriſſenen Möbelüberzüge und Vorhänge ſtehen noch unberührt, ebenſo zeigt die Uhr am Kamin noch 20 Minuten nach 2 Uhr, die Sterbeſtunde Friedrich's, mit der ſie abgelaufen war. Eine Uhr als Geſchenk der Marquiſe von Pompadour, oder Cotillon II., wie Friedrich ſie nannte, ferner ein Porträt der ſchönen Gräfin Dubarry, Cotillon III., das Porträt des Grafen Gotter (Geſandten zu Wien) als Auſternmann, ganz von Auſtern bedeckt, welche deſſen Lieblingsgericht waren, fielen mir in die Augen. Das Zimmer Voltaire's ſah ich gleichfalls, Wände, Tapeten, Tintenzeug, alles ſtellte Szenen aus Lafontaine's Fabeln dar, welchen Voltaire haßte, und den daher ſein königlicher Freund damit zu necken pflegte. Unſer Führer, ein alter ehemaliger

preußiſcher Soldat, erklärte dieß und ſing mit dem etwas komiſchen Satze an: „Herr von Voltaire war nämlich ein ſehr böſer Menſch.“ Vor einem Bilde der Kleopatra ſagte derſelbe: „Hier iſt die Kleopatra, eine egyptiſche Königin, die ihre Liebhaber häufig gewechſelt hat.“ Seine größte Bedeutung hat natürlich Sansſouci durch die zahlreichen Erinnerungen an den großen König. Er erinnert an einige große Männer des Alterthums, ungeachtet des Unterſchiedes von Zeit und Sitten, ſo hauptſächlich an Marc Aurel, deſſen Schriften er ſehr viel las, und deſſen er in ſeinen Briefen als das Ideal eines Monarchen erwähnt. Weder das einſeitige Hervorheben ſeiner Mängel, noch das Anlegen eines ſeiner Epoche fremden Maßſtabes, werden gegen die vom Urtheil der gebildeten Mit- und Nachwelt beſtätigte Schätzung Friedrich's je ernſtlich Etwas vermögen. Friedrich ſchloß der Zeit und dem Geiſte nach das achtzehnte Jahrhundert ab. Er hat die meiſten ſeiner berühmten Zeitgenoſſen, zu denen er in freundlichen oder feindlichen Beziehungen geſtanden, überlebt. Maria Thereſia, Eliſabeth von Rußland, Ludwig XV., Voltaire, Rouſſeau, d'Alembert und viele Andere ſind vor ihm in's Grab geſtiegen. Er iſt der letzte große Veteran ſeiner Epoche geweſen. Möge man ſich erinnern, daß Friedrich der Große es war, der ſchon in den erſten Jahren ſeiner Regierung die Folter abſchaffte, während ſie in dem civiliſirten Frankreich noch viele Dezennien ſtehen blieb.

Im Verlaufe der letzteren Tage hatte ich Gelegenheit, mehrere militäriſche Bildungsanſtalten zu beſichtigen, ſo jene des Kadeten-Korps, wie auch die Kriegsſchule, in welcher eben General Höpfner einen ſehr intereſſanten kriegsgeſchichtlichen Vortrag über den erſten Schlachttag bei Leipzig abhielt. Dieſe Schule wird in drei Abtheilungen ſtets von Offizieren der Armee mit dreijährigem Kurſus beſucht und hat einen weſentlichen Einfluß

auf die Erhöhung der militäriſchen Bildung nicht nur in Preußen, ſondern auch mehreren anderen deutſchen Ländern ausgeübt, da ſie mit wahrhafter Liberalität auch jenen fremden Offizieren geöffnet iſt, deren Regierungen für dieſe um die Erlaubniß des Beſuches der Vorleſungen nachſuchten.

Den größten Theil der Abende meines hieſigen Aufenthaltes verbrachte ich im Opernhauſe. Die „Jüdin", „Tannhäuſer", das „Feldlager in Schleſien", die „Stumme von Portici" waren die vorzüglicheren Darſtellungen. Im letzteren war das ehemals in Wien gekannte Fräulein Forti. Die Dekorationen prachtvoll, blauer Himmel, ſtürmiſches Meer, ſchöne Anſicht des Golfs von Neapel, und ſelbſt ein feuerſpeiender Veſuv. Von den gegebenen Ballets: der „Blumenſee", durch Maria Taglioni's bezaubernde Leiſtungen außerordentlich gehoben. Sehr angenehm waren die herrlichen Mai-Abende, an welchen ich vom Opernhauſe die Linden hinab wanderte.

Den 29. Mai kam der Kaiſer Alexander II. von Rußland um halb 12 Uhr Nachts am Potsdamer Bahnhofe an, um einen mehrtägigen Beſuch am preußiſchen Hofe abzuſtatten. Der Kaiſer war in die Uniform des preußiſchen dritten Uhlanen-Regiments, deſſen Chef er iſt, gekleidet, und mit dem orangengelben Bande des ſchwarzen Adler-Ordens geſchmückt. Er ſchien ſehr ernſt, tiefſinnige, blaue Augen mit einem melancholiſchen Ausdruck, Strenge mit Wohlwollen in dem etwas bleichen, geiſtreichen Antlitz, große Geſtalt, im Ganzen eine ſchöne majeſtätiſche und männliche Erſcheinung.

Um 11 Uhr Vormittags fand zu Potsdam eine große Parade der dortigen Garniſon vor dem kaiſerlichen Gaſte ſtatt, bei welcher auch viele andere fürſtliche Gäſte gegenwärtig waren. Alle Adjutanten und Ordonnanz-Offiziere wohnten dieſem militäriſchen Schauſpiele

zu Fuße bei, und nur Generale waren an dieſem Tage berechtigt, zu Pferde zu erſcheinen. Das Ganze bot reichlichen Stoff, über das Verhältniß Preußens, wie auch des übrigen Deutſchlands zum mächtigen Czaarenreiche Betrachtungen anzuſtellen.

Die Defilirung geſchah das erſtemal bei der Infanterie und Kavallerie in Zügen, das zweitemal bei der Infanterie in Bataillons-Kolonnen, die Kavallerie in halben Eskadrons.

Tags darauf fand zu Ehren des Kaiſers von Rußland unter den Linden eine große Parade ſtatt, an der die geſammte Berliner Garniſon, mit Einſchluß der Kadeten und der Leib-Gendarmerie Theil nahmen, und zu welcher auch das dritte Uhlanen-Regiment, deſſen Chef der ruſſiſche Kaiſer iſt, eigens aus ſeinem Garniſonsorte Fürſtenwalde hieher befohlen worden war. Daß die preußiſche Garde mit ihren hohen ſtattlichen Soldaten und edlen Roſſen ein äußerſt elegant-militäriſches Anſehen, man verzeihe uns dieſen Ausdruck, hat, daß eine Parade derſelben unter den Linden einen beſtechenden Anblick gewährt und zu den militäriſch-impoſanteſten Schauſtücken gehört, die man in ganz Europa, vielleicht in Petersburg ausgenommen, nur finden kann, wird gewiß Niemand läugnen, der ſie einmal geſehen. Einen überraſchenden Eindruck gewährte mir auch dieſe.

Der König von Preußen kommandirte in Allerhöchſt eigener Perſon, und traf nach beendigter Aufſtellung, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, um halb 12 Uhr aus dem Schloſſe kommend, zuerſt bei den Truppen ein. Kurze Zeit nachher, gegen 12 Uhr, ſprengte eben daher mit zahlreicher Suite der Kaiſer von Rußland heran. — Der König empfing ſeinen kaiſerlichen, von all' den hieſigen und fremden Prinzen umgebenen Gaſt am rechten Flügel der Aufſtellung, und begleitete denſelben die Fronte der

Truppen entlang, die ganzen Linden hinab bis zum äußersten linken Flügel. Laute und lebhafte Zurufe des zahlreich versammelten Publikums erfolgten beim Erscheinen der beiden Monarchen. Bei deren Ankunft stimmte die Musik die russische National-Hymne an, regimenterweise wurden die Ehrenbezeugungen geleistet, und die Musik wurde von den nächstfolgenden wieder aufgenommen.

Der König von Preußen war in der preußischen Generals-Uniform mit dem Sterne und lichtblauen Bande des russischen St. Andreas-Ordens, der Kaiser von Rußland hingegen in der Uniform seines preußischen Uhlanen-Regimentes mit den Insignien des schwarzen Adler-Ordens.

Nach vollendeter Besichtigung formirten sich die Truppen zum Vorbeimarsche und defilirten einmal in Zügen beim Blücher-Denkmal und der Statue Friedrich des Großen vorüber, in der Richtung nach dem königlichen Schlosse zu. Als das dritte Uhlanen-Regiment vorrückte, setzte sich der Kaiser von Rußland an die Tête desselben und führte es mit der üblichen Ehrenbezeugung an dem Könige vorüber.

Schon mit frühestem Morgen hatte sich eine große Menschenmenge unter den Linden eingefunden und vom Brandenburger Thore bis zur Schloßbrücke in dichtem Spalier aufgestellt. Zu beiden Seiten des Opernhauses waren Tribunen errichtet und mit Zuschauern besetzt, ebenso alle Fenster des Zeughauses, der Universität, sowie der Häuser unter den Linden. Ueberall wurden die beiden Souveräne mit freudigem Zurufe begrüßt.

Am selben Tage war auch eine Kabinetsordre erschienen, welche dem 3. Uhlanen-Regimente den Namenszug seines Chefs

Kaiſer Alexander II. (auf den Epauletten) als Abzeichen verleiht. Unſeres Wiſſens ſcheint eine derartige Auszeichnung nur in Preußen zu beſtehen.

Fürſt Gortſchakoff, der Chef der ruſſiſchen Diplomatie, hatte dieſe Tage eine Konferenz mit dem preußiſchen Miniſterpräſidenten Baron Manteuffel, wie man glaubt, in Angelegenheiten der polniſchen Flüchtlinge, für die der wohlwollende Sinn des Kaiſers weſentliche Begünſtigungen eintreten laſſen will.*) Um drei Uhr fand ein großes Hofdiner ſtatt, wozu die in der Parade ausgerückten Generale und Stabsoffiziere befohlen, wie die anweſenden Prinzen und Generale mit ihren Suiten geladen waren.

Die Tafel war im großen Saale des königlichen Schloſſes hufeiſenförmig aufgerichtet; innerhalb des großen Tiſches und ſeiner beiden Flügel war noch ein länglicher aufgeſtellt, für 250 Perſonen wurde ſervirt. — Der König von Preußen führte die Kronprinzeſſin von Würtemberg (Großfürſtin Olga), während der Kaiſer Alexander ſeinen Arm der Königin bot.

Plötzlich gegen Ende der Tafel erhob ſich der König, das volle Champagner-Glas in der Hand, und ſprach mit lauter, ſehr vernehmlicher Stimme folgenden Toaſt, den ich, ſo gut ich mich entſinne, aber ziemlich wortgetreu hier wiederzugeben mich bemühen werde: „Die Segnungen des Friedens beglücken Europa und uns, nach zwei langen Jahren des Kampfes — und des zweifelhaften Harrens nun wieder; bald, bald werden die Spuren dieſer Wohlthat allgemein ſichtbar werden, möge der unerforſchliche Wille des Allmächtigen dieſen errungenen Frieden dauernd

*) Eine Muthmaßung, die ſich nach wenig Tagen beſtätigte.

kräftigen und erhalten! — Ein Hoch daher, ein inniges Hoch jenem mächtigen erhabenen Fürſten, deſſen mildem, verſöhnlichen Geiſte, deſſen warmer Menſchenliebe, deſſen weiſer Mäßigung Europa und die Welt einzig und allein dies Glück zu danken haben, ein Hoch! meine Herren! meinem ritterlichen kaiſerlichen Gaſte, Seiner Majeſtät dem Kaiſer Alexander II. von Rußland!" — Ein lautes feuriges Hoch erſcholl, der Kaiſer dankte in kurzen kräftigen Worten und umarmte ſeinen königlichen Oheim. — Nach Aufhebung der Tafel war großer Cercle und Abends Feſtvorſtellung im glänzend erleuchteten Opernhauſe, der die Majeſtäten beiwohnten.

Zwei Tage ſpäter trat mein Chef ſeine Rückkehr an. Unter angenehmen Erinnerungen an das ſo freundliche, kameradſchaftliche Entgegenkommen der preußiſchen Offiziere, — die, ſollten wir einſt gegen die Feinde unſeres gemeinſamen deutſchen Vaterlandes vereint kämpfen, als tapfere Waffenbrüder an unſerer Seite zu ſehen, wir uns gewiß recht freuen werden; ſollten wir uns aber dereinſt mit gezücktem Schwerte gegenüber ſtehen, als ritterliche Gegner uns gegenſeitig achten und ehren wollen; unter dieſen Erinnerungen und Eindrücken verlaſſe ich Berlin!

Böhmen 1856. Ich erhielt die erſten Tage Oktobers die betrübende Nachricht von dem zu Krakau am 1. Oktober nach kurzem Krankenlager in ſeinen kräftigſten Mannesjahren erfolgten Tode des Feldmarſchall-Lieutenants Grafen Chriſtian Neu-Leiningen-Weſterburg. — Mit ihm erloſch die Linie Neu-Leiningen aus dem Hauſe Weſterburg. — In dieſen Blättern habe ich ſeiner Zeit bereits mehrmals dieſes ausge-

zeichneten Mannes erwähnt, — sowohl anhängliche Dankbarkeit, als auch der gerechte Schmerz um den herben Verlust dieses Edlen veranlaßten mich, einige dankbare Worte der Erinnerung demselben nachzurufen*).

Jetzt, wo der Tod abermals eine hohe und edle Rittergestalt aus unserer Mitte gerissen, und schonungslos zu seinem Opfer erkoren, wo noch kaum das frische Grab über diese sich geschlossen hat; — jetzt binden mich keinerlei Rücksichten mehr, die innigen Gefühle hoher Verehrung und Anhänglichkeit, wie leider auch eines trauernden Schmerzes in nachfolgenden Zeilen ehrfurchtsvoller Erinnerung niederzulegen, denn ich darf nicht mehr befürchten, mich durch den Verdacht gemeiner Schmeichelei, oder kleinlicher Selbstzwecke erniedrigt zu sehen. —

Wenn ein Mann, der eine schöne nur zu kurze Vergangenheit hinter, eine große Zukunft aber vor sich hat, und selbe in sich trägt; wenn ihn nicht nur die Gaben des launenhaften Zufalls, Geburt und Glück, sondern auch Geist und Kenntnisse befähigen, zur Erreichung aller Macht und Ehren; wenn er Herz, Kopf und Charakter in sich vereint, und überdieß Soldat und Edelmann in der schönsten und vollsten Bedeutung des Wortes ist, — wenn eine solche herrliche Persönlichkeit in voller Manneskraft, in der Mitte seines Strebens plötzlich aus dem Leben scheidet, wenn mit ihm eine feste Stütze gegen die drohenden Gefahren einer vielleicht noch stürmischen Zukunft dem Monarchen, dem Vaterlande und dem Heere verloren gegangen ist, wenn mit einem Schlage so schöne Hoffnungen vernichtet sind, so muß wohl das fühlende Herz des Soldaten mit

*) Ich sandte nachstehende Zeilen in die „Militär-Zeitung," wo sie auch eingerückt wurden.

ſtiller Wehmuth, mit unnennbarem Schmerz erfüllt werden; — werth und theuer wird daher ſein Andenken in dieſem fortleben! —

Die tief begründeten Gefühle dankbarer Verehrung beſtimmen mich, dieſe wenigen Worte als einfache, durchaus ungekünſtelte, dem warmen Herzen entſproſſene Blüthen auf den Sarg des der Armee und all' ſeinen zahlreichen Verehrern zu früh verblichenen Feldmarſchall-Lieutenants Grafen Chriſtian Leiningen-Weſterburg niederzulegen, — möchten ſie in's Jenſeits hinüber duften, — wie die Gebete aus den Tiefen meiner Bruſt zu dem mächtigen Herrn aller Heeresſchaaren erſtiegen, gewiß da drüben ertönen werden.

In den verhängnißvollen Tagen der Bewegung des Jahres 1848, in der allgemeinen heilloſen Verwirrung von damals, hatte ich oft Gelegenheit, den hohen Verſtorbenen mit ſeltener Umſicht und vollkommener Klarheit die politiſchen Verhältniſſe beſprechen, — deren Entwicklung mit Sicherheit vorausbeſtimmen zu hören.

Der Marſch an der Spitze eines ungariſchen Regiments durch Debreczin und die aufgeregteſten inſurgirten Städte Ungarns, bei allen daſelbſt angewandten Verführungskünſten, — das Einrücken und Anlangen aus Galizien in Temesvar im September jenes Jahres, die ſchwierige Erhaltung eines braven und tapfern Regimentes, — waren hauptſächlich *ſein* Werk, und zeigen von einer mit Klugheit und Ausdauer verbundenen Energie, ſtarker moraliſcher Kraft.

Noch ſeh' ich jene männliche, ſchöne Kriegergeſtalt am Schlachttage des 14. Decembers bei Arad, als er die gegen einen vielfach ſtärkern Feind ſo ſchwierige Aufgabe des Entſatzes und der Verproviantirung der ſchon aufs Aeußerſte bedrängten Feſtung glänzend vollführte. Um 9 Uhr Morgens hatte der harte

Kampf begonnen, um 4 Uhr Nachmittags war der Sieg ruhmvoll unſer. Noch auf dem Schlachtfelde, gewiß der ſchönſte und paſſendſte Ort, theilte Graf Leiningen einer großen Anzahl Offiziere die Nachricht von der Thronbeſteigung Seiner Majeſtät des jetzt regierenden Kaiſers mit, uns alle zu ſteter Treue und Hingebung für den neuen Monarchen ermunternd.

Ein donnerndes Hoch war die einſtimmige Erwiderung. Immer unter uns, jedem freundliche Worte mit Herzlichkeit ſpendend, ſelbſt Brod und Wein am gemeinſchaftlichen Bivouacfeuer mit uns theilend, verſtand er es im hohen Grade die Herzen zu gewinnen, die ihm alle bei jeder Gefahr freudig ergeben entgegenſchlugen, und auf die er zählen konnte. Wir blickten Alle mit kindlichem Vertrauen wie zu einem wohlmeinenden väterlichen Freund, zu dem geliebten Führer empor, er mit eben ſo herzlichem theilnehmenden Wohlwollen zu uns herab, — fern von jener gewiſſen oſtendirenden gnädigen Herablaſſung, die uns oft in unſerer innerſten Menſchenwürde auf das Empörendſte verletzt. Es war eine jener echten Soldaten-, jener edlen Menſchennaturen, die zu den anziehendſten, leicht verſtandenſten und immer gewinnenden gehören. — Das letztemal hatte ich den Grafen Leiningen vor ſechs Jahren auf einem Ball des Fürſten C. zu Teplitz geſprochen! — Wer hätte damals geahnt, daß dieſer in voller Lebenskraft ſtehende Mann — ſo bald aus dieſer Welt abberufen würde.

Aber nicht allein auf dem blutgedüngtem Felde der Ehre hatte ſich Leiningen durch ſein tapferes Schwert Lorbeern geſammelt, auch durch die Kraft energiſchen Wortes, durch die Gewandtheit ſeiner diplomatiſchen Verhandlungen hatte er Siege erfochten. In außerordentlicher Miſſion als Bundes-Commiſſär 1850 nach Frankfurt am Main und 1853 nach Konſtantinopel

zur Beilegung der Differenzen mit der Pforte entsendet, erwarb sich Graf Leiningen die gerechte Anerkennung seines Monarchen und den Dank aller Patrioten. —

Wien 1857. Theils in Prag, theils hier verbrachte ich die lebhafte Zeit eines dießmal ziemlich stürmischen Carnevals, — weder Lust noch Neigung oder Laune hielten mich an einen der beiden Orte im Strudel des Treibens, — aber sowohl meine sozielle als selbst militärische Position hatten mich hineingeschleudert, und so mußte ich denn willenlos mich von den Wellen des Stromes ergreifen, und in dessen Richtung forttragen lassen. — In Prag besuchte ich mehrere Bälle, worunter jene des Fürsten Carlos Auersperg und des kommandirenden Generals Grafen Clam in jeder Hinsicht die brillantesten waren. Von der jetzigen Damenwelt Prags zeichneten sich unter den vielen auffallenden Schönheiten, — so wie auch durch Liebenswürdigkeit und Anmuth vorzüglich aus: die Gräfinen Chlotilde Cl.., Johanna Th.., Marie W..., Betti K..., ferner die Fürstin Caroline L.., die Comtessen Helene, Marie und Eugenie A...., Aglae F., — Oktavie und Rosa Cz., Sitta Th. u. s. w.

In Wien waren es die großen Bälle bei den Fürsten Liechtenstein, Schwarzenberg, Vincenz Auersperg und Marquis Pallavicini in ihrer herkömmlichen alten Pracht, — ferner kleinere Thés dansantes, als bei der Gräfin Boucquoi und Graf Boul, welche nicht nur zu den gewähltesten, sondern auch anregendsten gehörten.

Die Fürstinen Julie O., Wilhelmine A., Marie K..., Julie Lo., Elise und Fanni L., die Gräfinen Fanni Bo., Louise Bi., Sophie Wi. und Lori Ho., die Comtessen Olga Au., Julie Fo.,

Marie Gr., Marietta Ho., Bertha Pod., Marie Kh., Rudi K. und die beiden Schweſtern B.; alle dieſe waren in ihrer Art der Feſte ſich wettſtreitende Königinen.

Kaum war der Faſching beendet, ſo begannen die Faſten-Soiréen, und zwar: bei Fürſtin Khevenhüller, Bibesco, Gräfin Lobron, Kolonicz, Baronin Pereira u. ſ. w., die ihre jour fixes wochentlich halten. Ein täglich offenes Haus in den ſpätern Abendſtunden nach dem Theater iſt jenes der Gräfin Helene Eſterhaszy. Hier ſammeln ſich die eleganteſten jungen Frauen, und die Liebenswürdigkeit der ſtets freundlichen heitern Frau des Hauſes, — der lebhafte Geiſt, die angeborne Grazie und Anmuth ihrer Tochter, der Gräfin Julie Batthiany — wiſſen vortrefflich ihren Salon zu einen der angenehmſten Vereinigungspunkte der jüngern Welt zu geſtalten.

Bei der Fürſtin Schönburg und dem Fürſten Metternich iſt gleichfalls allabendlich nach dem Theater Empfang, doch ſind dieſe beiden Salons mehr von höhern und älteren Herren, vorzugsweiſe Diplomaten beſucht. — Auch wurde im Verlaufe des Winters eine theatraliſche Vorſtellung in den Baron Dietrich'ſchen Theater-Lokalitäten in der Nähe von Fünfhaus gegeben. — Es wurde ein einaktiges Vaudeville von Ancelot: Dieu vous benisse! betitelt, hierauf eine vom Balletmeiſter Golinelli in die Scene geſetzte mimiſche Darſtellung in zwei Tableaus aufgeführt: „Un amour romanesque.“

Im erſten Stücke ſpielten: die Fürſtin Julie Obrenovitſch, Gräfin Julie Batthiany, Fürſt Wolkonsky, Vicomte Beaumont, Mr. Rumbold, in der Pantomine als Hauptdarſteller Fürſtin Louiſe Windiſchgrätz, Gräfin Julie Batthiany, Gräfin Bertha Podſtatzky, Fürſt Vincenz Auersperg, Graf Pölzig, Vicomte Beaumont nebſt dieſem erſchienen noch ſechs Paare in

ſehr reichen und geſchmackvollen Coſtume, und zwar Landmädchen am Arme von Musketieren, es waren: die Fürſtinen Wilhelmine Auersperg, Gräfin Bille-Brahe, Gräfin Goes, Gräfin Taaffe und die jungen Fürſtinen Bibesko, — die Musketiere waren dargeſtellt von den Fürſten Nicolaus Eſterhaszy und Hugo Windiſch-Grätz, Grafen Franz Deym, den Baronen Zedtwitz und Dornberg und dem Honorable Henry Wodehouſe. — Das Ganze, durch zwei Abende wiederholt, erhielt lebhaften ungetheilten Beifall; ganz vorzüglich wurde die Darſtellerin der Hauptrolle Gräfin Batthiany mit Bouquets und Beifallsbezeugungen ausgezeichnet, welche ſie auch durch ihr äußerſt graziöſes, ſinniges und gewandtes Spiel im vollſten Maße verdiente. — Arrangement, Decorationen und Coſtume waren ſehr gut gewählt und zweckentſprechend, mehr jedoch hätten die ſchlechten Sitze in den überfüllten Räumen zu wünſchen übrig gelaſſen. — Aber mitten unter all' dieſen lärmenden Freuden lebhaften Carnevals und Faſtenſcherzen hatte ich aus dieſem Wirrwarr mir einige recht ſtille und vergnügte Stunden herausgerettet; es waren jene, welche ich den Memoiren des Herzogs von Raguſa, Marſchall Marmont, widmete. Alles lieſt ſie jetzt oder hat ſie geleſen, — aber ſehr viele eben ſo wie einen Roman der büßenden Gräfin Ida Hahn-Hahn, oder auch nur, weil ſie eben à la mode ſind. — Mir waren ſie von hohem Intereſſe. Die Erzählung iſt einfach, jene eines vielerprobten Soldaten, — wo er Kritik übt, iſt der kauſtiſche Schwung vorherrſchend, Erhebung, wo er Enthuſiasmus fühlt. Einzelne Schilderungen ſind vorzüglich, dann die Menge feiner Beobachtungen über die verſchiedenen Charaktere, die immer lebendige Abwechslung der Erzählung. Vor Allem muß auf den aufmerkſamen Leſer die unendliche Klarheit einer ſolchen Menge und Verſchiedenheit von Anſchauungen einen imponirenden Eindruck machen. Ein

auch nur prüfender Blick auf das umfangreiche Werk genügt, um deſſen vollen hiſtoriſchen Werth anzuerkennen. — Die Wahrheit zu geben, wenn auch vielleicht in etwas ſchroffer Weiſe, ſcheint der Hauptzweck des Autors, und Memoiren und Geſchichte müſſen wahr ſein, ſonſt ſind ſie Dichtungen. „L'histoire doit tout dire parcequ'elle à pour principal bût, l'experience et la leçon des peuples.“ —

Juli 1857.

Meine letzte militäriſche Ausrückung vor meinem Austritte aus der Armee, um den ich eben eingeſchritten bin, war die Säkularfeier des Maria-Thereſien-Ordens. Ich will verſuchen, dieſes merkwürdige Feſt in einer kurzen Skizze mit nur flüchtigen Zügen für meine ſpätern Erinnerungen aufzuzeichnen. Wie bekannt, war dieſer Orden zum Andenken an den Sieg der kaiſerlichen Waffen bei Kolin von der unvergeßlichen Kaiſerin Maria Thereſia geſtiftet worden. Am 18. Juni war gerade ein Jahrhundert ſeit jenem denkwürdigen Ruhmestage verfloſſen; dieſer ſollte alſo würdig gefeiert werden. Schon am Vorabende (den 17.) verkündete ein von acht Muſikbanden ausgeführter Zapfenſtreich unter der Leitung des Armee-Kapellmeiſters Leonhardt die Feier des kommenden Tages. Wien hatte eine Feiertagsmiene angenommen, die meiſten Gewölbe wurden vor der gewöhnlichen Zeit geſchloſſen, und eine ungeheuere Menſchenmenge bewegte ſich auf den Hauptplätzen und Straßen der Reſidenz. Da erſcholl gegen 10 Uhr Abends der Ruf: „Sie kommen!“ Und wirklich verkündeten immer näher dringende Klänge der türkiſchen Trommel das Nahen der großen Kapelle, welche zuerſt unter dem Jubel der Volksmenge im innern Burghofe vor den Majeſtäten drei gewählte Stücke vorgetragen hatte, und von da zum Michaeler-

platze vor die Wohnung des Siegers von Fontana Fredda, des älteſten Großkreuzes des Ordens, Erzherzog Johann, zog und hier ebenfalls einige Stücke aufſpielte, in deren eines der alte Grenadiermarſch mit den Querpfeifen verwebt war, der ganz meiſterhaft ausgeführt wurde. Es hatte ſich hiebei hauptſächlich um die alten Motive des Zapfenſtreiches, des Grenadiermarſches und der Tagreveille gehandelt, um dieſe in ihrer Originalität wiederzugeben. Die Verlegenheit des Kapellmeiſters war keine geringe, da ſich ſonderbarerweiſe nirgend etwas auffinden ließ. Ein Zufall half die Hinderniſſe beſeitigen, ein alter bettlägeriger gichtkranker Pfeiferveteran ward entdeckt, er ſpielte die Motive im Krankenbette vor, und half ein wahrer Deus ex machina dieſe Verlegenheit beſeitigen. — Als ſich der Erzherzog am Fenſter zeigte, erſcholl tauſendſtimmiger Jubelruf, den der ſo populäre und ruhmreiche Prinz mit gewohnter Leutſeligkeit entgegennahm. — Von hier waren die Kapellen zum Sieger von Iſaszeg und Kapolna, dem Feldmarſchall Fürſten Windiſch-Grätz in der Renngaſſe, dann zur Wohnung des Armee-Kommandanten, zum General-Kommando auf die Freiung und zur Hauptwache am Hof gezogen, wo dies Muſikfeſt um Mitternacht endete. Der Donner von 101 Kanonenſchüſſen, und eine ſchon um 5 Uhr Morgens gehaltene Tagreveille mahnten die Bewohner Wiens an die abzuhaltende Feier, welche um 9 Uhr Vormittags auf dem Glacis ſtatt hatte.

Nahezu 25000 Mann hatten ſich auf der Esplanade zwiſchen dem Burg - und Franzensthore in ſchönſter Parade entwickelt, um halb 8 Uhr hatten die erſten Truppen ihre Aufſtellung bezogen, und um halb 9 Uhr rückten die letzten in dieſelbe ein. Es war ein herrliches Schauſpiel, dieſe 25000 Soldaten gleich durchdrungen von der hohen Bedeutung des

Festes zu sehen! Interessant waren die Repräsentanten sämmtlicher Regimenter der Armee, die, sowohl Offiziere als Mannschaft wo möglich decorirt, eigends hieher beordert waren. Da sah man goldene und silberne Medaillen, russische Georgskreuze fünfter Klasse, wie auch bei den Offizieren viele in- und ausländische Orden. Besonders gut nahm sich die aus Repräsentanten zusammengesetzte Cavallerie-Division aus, deren vier Halb-Escadronen jede einer andern Waffe angehörte. Um 9 Uhr erschien aus dem Stadtgraben gesprengt Seine Majestät der Kaiser, von einer großen und glänzenden militärischen Suite umgeben. Es waren in derselben Helden der alten und neuen Zeit, so der Prinz Carl von Baiern, die Feldmarschälle Fürst Windisch-Grätz, Graf Nugent, Graf Wratislaw, die Generäle Baron Heß, Graf Schlik, Graf Wallmoden der Sieger an der Görde, Baron Pirquet von Cesenatico, Graf Haugwitz von Leipzig her rühmlich bekannt. — Auch mehrere Hofwägen mit den Erzherzoginen und den Prinzessinen in Baiern waren erschienen.

Nun wurden die Fronten abgeritten, hierauf in die aufgerichteten Zelte getreten, wo 81 anwesende Theresienritter ihre Sitze einnahmen. Die feierliche Feldmesse nahm ihren Verlauf, und drei Dechargen, welche jedesmal von den zwölfpfündigen auf den Basteien aufgestellten Geschützen erwiedert wurden, bezeichneten die Hauptmomente der heiligen Handlung. — Als diese beendet war, begann die Defilirung der ausgerückten Truppen, welche nahezu zwei Stunden in Anspruch nahm. Sie war bei der Infanterie in halben Divisionen, bei der Cavallerie in halben Escadrons, und bei der Artillerie in ganzen Batterien erfolgt. — Die Residenz hatte eine so großartige Revue selten, eine gemeinsame Vertretung aller Truppen und Branchen aber noch niemals gesehen! — Wir geben nun die Auf-

ſtellung: der rechte Flügel beſtand aus zwei Jägerbataillons, drei Infanterie-Regimentern, zwei Bataillons techniſcher Truppen (als Pionier und Genie), einem Artillerie-Bataillon und 6 Kanonenbatterien, das iſt 48 Geſchütze, nebſtdem eine halbe Escadron Gendarmerie und bildete unter den Brigadiers: Generale Dürfeld, Cerini, Ramming und dem Artillerieoberſten Edlinger die Diviſion des FML. Baron Lederer. — Im Centrum ſtanden die Cavallerie-Diviſion des FML. Grafen Montenuovo mit den Brigaden der Generäle Graf Palffy und Schönberger, zwei Dragoner-, ein Hußaren- und ein Uhlanen-Regiment, nebſtbei waren zugetheilt die Arcieren-Leibgarde und die Garde-Gendarmerie-Escadron, im Ganzen 29 Escadrons; ferner unter General Martini: die Trabanten-Garde, die Hofburgwache, die Repräſentanten-Cavallerie-Diviſion und ebenſolches Infanterie-Bataillon, die Neuſtädter Cadeten-Akademie, das Hainburger Cadeten-Inſtitut, drei techniſche und eine Infanterie-Schul-Compagnie. — Der linke Flügel endlich beſtand aus der Infanterie-Diviſion des FML. Grafen Caſtiglione mit den Brigaden der Generäle Lang, Caſtiglione, Reichart, Hartung und des Artillerie-Oberſten Müller, und enthielt: vier Infanterie-Regimenter, ein Jäger-Bataillon, das Militär-Polizeiwach-Corps und eine Raketeur-Diviſion nebſt 5 Raketenbatterien (das iſt 40 Geſchütze). — Im Ganzen waren alſo 31 Bataillons, 10 Compagnien, 31½ Escadrons und 88 Geſchütze ausgerückt. Alle dieſe Truppen wurden, dieſer Feier vollkommen würdig, von dem dritten Sohne des unſterblichen Siegers von Leipzig, dem Thereſien-Ritter FML. und Armee-Corps-Commandanten Fürſten Edmund Schwarzenberg befehligt. —

Die militäriſche Jugend zeichnete ſich durch ihr nettes Ausſehen, wie gute Haltung vortheilhaft aus, und gab

hierin ihren künftigen Waffenbrüdern, in deren Reihen sie mit der Zeit treten sollten, durchaus nicht nach! — die vorübermarschirenden Regimenter setzten mich geistig in längst vergangene Zeiten kriegerischen Ruhmes zurück. So Hessen-Infanterie, die Söhne Ober-Oesterreichs, in den Türkenkriegen, bei Aspern und Wagram, Hanau und Arcis berühmt; wer konnte das Regiment Belgien, die kräftigen Steirer sehen, ohne an Tolentino oder den Feldzug 1848 in Italien zu denken? — Und Schwarzenberg-Infanterie, die leichten schlanken Gestalten, Ungarns Söhne, sie mahnten an die Erstürmung Marklebergs am 16. Oktober 1813 unter ihrem damaligen Brigadier Grafen Haugwitz, der auch bei der Parade, ein 80jähriger noch lebensfroher Greis, anwesend war. — Und jetzt kündeten schmetternde Fanfaren das Herannahen einer todesmuthigen Cavallerie! Es waren Hußaren vom ehemaligen Regimente Wurmser und Kienmayer, — jetzt Hessen-Cassel, der siebenjährige, der Türkenkrieg, die Tage von Aspern, Wagram und Hochheim sind mit diesem Regimente identificirt. — Aber nur leid ist uns, nicht mehr die allgekannten, historischen grünen Dolmans und rothen Hosen zu sehen, — in den dunkelblauen erkennt sie nur der mit der Zeitgeschichte der Armee vertraute und dienende Militär; für das Volk ist diese neue Uniformfarbe noch ohne Tradition, ohne Geschichte, und in Ungarn ohne Popularität. Und wieder eine alte deutsche Reiterschaar mit weißen Röcken und scharlachrothem Aufschlag, es waren Großherzog Toskana-Dragoner, ein berühmtes Regiment, aus den Feldzügen gegen die Preußen, gegen die Türken und die Franzosen! — Die Schlachten von Novi 1799, Dresden 1813 und Tolentino 1815 sind Ehrentage in der Geschichte dieser wackern Reitertruppe. — Die

übrigen zwei Regimenter Erbgroßherzog Toskana-Dragoner und König beider Sizilien-Uhlanen*) sind erst drei Jahre errichtet, und müssen den Kriegsruhm von der Zukunft erhoffen, — jungfräulich flattern noch ihre Standarten. Sowohl in der Suite als unter den Zusehern waren sehr viele ausländische Offiziere zu bemerken, als russische, englische, preußische, baierische, modenesische u. s. w.

Von den ausländischen Theresienrittern waren außer dem bereits genannten Prinzen Carl von Baiern noch der englische General Lord Seaton, der Vizeadmiral Moresby (ersterer für Waterloo 1815, letzterer für Zara 1813 den Orden erhalten) und der kais. russische Generallieutenant Paniutine erschienen.

Um 3 Uhr Nachmittags fand im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn ein Festbanket statt. In der großen Gallerie des Sommerpalastes war eine Tafel für 120 Personen aufgestellt. Die eigends von Laxenburg hieher gebrachte Statue der hohen Stifterin des Ordens, der ihren Völkern unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia, fiel hier vor allen in die Augen, und erweckte in jeder Brust die Erinnerungen an eine für Oesterreich und seine Armee glückliche und glorreiche Epoche! — An den Wänden des Saales prangten überdieß große in breite Goldrahmen gefaßte Tafeln, auf deren weißem Grunde mit goldenen Buchstaben die Namen sämmtlicher Maria Theresien-Ritter seit der Stiftung dieses Ordens verzeichnet waren.

Alle Fenster an der Mariahilfer Hauptstraße waren an diesem Tage mit Schaulustigen besetzt, welche die glänzenden Uniformen und prächtigen Karossen, die Schönbrunn zueilten, betrachten wollten.

*) Dieß Regiment hatte sich zwei Jahre später im Feldzuge 1859 in Italien gegen die Franko-Sarden ruhmvoll erprobt.

Auf den Trottoirs wälzte ſich dem gleichen Reiſeziele eine kleine Völkerwanderung zu. Beſonders von der Höhe der Gloriette beſehen, bot das Parterre nächſt dem Palaſte, auf welchem parallel mit demſelben zur Bewirthung der Offiziere, ebenſo wie in den drei zum Neptunsbaſſin führenden breiten Wegen für alle mit Tapferkeitsmedaillen Dekorirten, dann für die Mannſchaft und Zöglinge als Repräſentanten der Armee und Bildungs-Inſtitute Tafeln in mehreren Reihen aufgeſtellt waren, ein herrliches maleriſches Bild. —

Während des Banketts gelangte an den älteſten Großkreuz Erzherzog Johann die telegrafiſche Bitte von dem durch Unwohlſein ferngehaltenen Feldmarſchall Grafen Radetzky: ſeinen Waffenbrüdern die herzlichſten Grüße und den Schmerz mitzutheilen, nicht in ihrer Mitte weilen zu können. Mit Begeiſterung vernahmen ſämmtliche Ritter dieſen Freuden- und Schmerzensruf des gefeierten Helden. Plötzlich donnerten an der Gloriette die Geſchütze, die Krieger an den Tafeln erhoben ſich, und ein tauſendſtimmiges Lebehoch, in welches auch das anweſende Volk einſtimmte, brachte in jedem Zeugen dieſes Feſtes einen erhebenden Eindruck hervor. Jäger und Uhlane, Hußar und Infanteriſt, Küraſſier und Pionier, Grenzer, Fuhrweſen und Artilleriſt, lagen ſich, Hut, Czako und Czapka ſchwingend, in den Armen, und erfüllten mit ihren Freudenrufen die Lüfte, es war des Jubels kein Ende. Dieß bot ein ſchönes militäriſches Schauſpiel und erinnerte an Wallenſtein's Lager! —

Am Abende fand im Kärnthnerthortheater bei glänzender Beleuchtung eine Feſtvorſtellung ſtatt, welche einen würdigen Schluß des ganzen Feſtes bildete. Dieſe Feier war vom Dr. Laube, den bekannten Verfaſſer von „Eſſex“ und derzeitigen Burgtheater-Direktor, in Szene geſetzt. Die ganze Ausführung war mit Pracht ausgeſtattet, und ging ſehr gelungen vor ſich.

Den Eingang bildete eine Feſt-Ouverture vom Kapellmeiſter des Hofoperntheaters Carl Eckert, beginnend mit einem feierlichen Andante religioso. Das Thema ward ganz einfach (Hornſolo mit Harfenbegleitung) vorgeführt, unmittelbar darauf folgte Schlachtmuſik, in welcher die Motive der Tableaumuſik eingewebt waren, und mit einer reich inſtrumentirten Hymne, deren Grundgedanke dem erſten Andante religioso entnommen war, ſchloſſen.

Unter ihren letzten Rhythmen flog der Vorhang in die Höhe und man erblickte Wien und deſſen Umgebung von der Spinnerin am Kreuz aus beſehen, von Lehmann gemalt; links war an die Pyramide gelehnt in roth und weißem Gewande die Auſtria, die Mauerkrone und den Kranz von Weinlaub auf dem Haupte, den öſterreichiſchen Schild neben ſich. Als die letzten Klänge der Ouverture verhallt waren, trat die Darſtellerin Frau Rettich vor, und begann den Prolog, welchen der rühmlich bekannte Dichter der Griſeldis für dieſe Secularfeier mit gewohntem Schwunge des Gedankens und Ausdrucks verfaßt hatte.

Von vortrefflicher Wirkung waren die drei Tableaux. Das erſte bezeichnet die Stiftung des Ordens. Maria Thereſia, umgeben von ihrem Gemahl Franz I., ihrem erſt 16jährigen Sohne, dem ſpätern Kaiſer Joſef II., dem Staatskanzler Fürſten Kaunitz und mehreren Generälen, hält in der Hand eine Rolle, nämlich den Stiftungsbrief. Die Perſönlichkeiten hiezu waren ſehr gut gewählt, ſo die ſchöne Frau Kirſchner eine ſehr ſtattliche Maria Thereſia; Fräulein Boßler der junge, ſeinem Volke unvergeßliche Joſef, Herr Lukas ein ſehr guter Kaunitz mit hofmänniſchen Anſtand, und Herr Lußberger Franz der I.

Das zweite war der glänzende Moment der Schlacht von Aſpern, in welchem Erzherzog Carl, die Fahne eines Bataillons

Zach ergreifend, die Truppen zum Siege führt. Das dritte war ein Bild der gegenwärtigen Armee, nämlich die Repräsentanten aller Waffen, in verschiedene malerische Gruppen vertheilt.

Hierauf folgte Wallenstein's Lager, wo sich Beckmann's Darstellung des Kapuziners besonders hervorthat.

Die Logen waren den Maria Theresien-Rittern zur Verfügung gestellt, deren je zwei oder drei in einer saßen, die übrigen nahm das diplomatische Corps ein. Im 4. und 5. Stock waren die Repräsentanten der Armee und Dekorirten des Mannschaftsstandes, wie auch die Zöglinge der Bildungsanstalten.

Um 11 Uhr war die Darstellung, und somit das Fest des 18. Juni beendet, und bis es vielleicht? nach hundert Jahren wieder begangen wird, leben kaum mehr die Enkel derer, welche die erste Secularfeier 1857 mitzumachen die Gelegenheit hatten. — Alle — die 25000 Mann, die ausgerückt waren und paradirt hatten, — alle die Tausende von Zuschauern liegen bis dahin längst todt und kühl unter der Erde, — und neue Generationen schreiten gleichgiltig oder mit traditionellem, nur schwachen Andenken über ihren Staub. — Dieß waren meine Schlußbetrachtungen, als ich von allen diesen Feierlichkeiten theils aufgeregt, theils ermüdet nach Hause kam.

Ende Juli 1857.

Bald wiederholen sich das achtemal die Jahrestage des Entsatzes der Festung Carlsburg, des siebenbürgischen Gibraltars, das beinahe fünf Monate belagert, ohne Hoffnung auf Entsatz wie eine Oase in der Wüste, ringsum von Feinden umgeben, diesen unter den schwierigsten, immer drohenderen Verhältnissen dennoch kalt und stolz die jungfräuliche Stirne bot. Diese Tage des Ruhmes im Geiste zu feiern, ihr Andenken in uns aufzufrischen, sei mir als einen damals mitkämpfenden Augenzeugen gegönnt.

Seither hat ſich ſo manches geändert, der Kanonendonner iſt verklungen, die Friedensmonotonie mit all' ihren Conſequenzen bei uns eingezogen, aber die Erinnerung rühmlichen Kampfes iſt friſch und immer grünend geblieben. In dem Klang der Trompete, im Entfalten unſerer Fahnen und Standarten, im feierlichen Defilirmarſche, im Zeichen zur Attaque, im Schnauben ungeduldiger Roſſe, im Feuer und Geraſſel des Feldmanövers leben jene ſchönen miterkämpften Bilder des Ruhmes wieder in uns auf; — Trommelwirbel und Trompetengeſchmetter üben von Neuem magiſchen Reiz auf uns aus; liegt denn nicht in allem dieſen der Widerhall des nunmehr erſterbenden Ritterthums? der Grabgeſang von Schwert und Treue? in der Alltagsproſa der Gegenwart, die uns die kochende Galle ſtets mit Waſſer erſaufen will, und ſich mehr um Aktien und Dampf, als um Ritterehre und Poeſie bekümmert, die von ihr als chimäriſche Größen, als reine Hirngeſpinnſte belächelt und außer Cours geſetzt werden. —

Aber unſer ganze Stand beruht auf Enthuſiasmus und Schwung, unſer fürnehmes und edles Handwerk will nicht auf gemeine Art betrieben ſein, — wie einer unſerer Dichterfürſten ſagt: „Der Soldat muß ſich können fühlen, wer's nicht edel und nobel treibt, lieber weit vom Handwerk bleibt!" und welche Poeſie? welche Ehre liegt nicht in unſerem Fahneneid? in der ſtets bereiten Hingabe unſeres Lebens, bei Sturm und Wind, bei Tag und Nacht, zu Waſſer und zu Land für unſern Fürſten und oberſten Kriegsherrn! — Ja, Begeiſterung wie im Kriege ſo auch im Frieden braucht der Soldat; — ſelbſt dem ergrauten Veteran muß das Herz noch jung bleiben, jung und feurig, wie das des hundertjährigen Otto von Haßlau, — als er in der Zweikönigsſchlacht am Marchfelde Oeſterreichs Aar gegen den mächtigen Przemisliden, den böhmiſchen Löwen, mit Begeiſterung für ſeinen

Herrn und Gebiether schwang. Kein Feind konnte ihm das anvertraute, heilige Zeichen der Ehre entwinden, und nur Herr Heinrich von Lichtenstein unterstützte mit seinem erprobten Schwerte — und starken Arm den schwankenden Greis! — Enthusiasmirt stirbt der tapfere Pappenheim, der erste Soldat des dreißigjährigen Krieges, der eifrige Katholik, der grimmige Schwedenfeind am Felde bei Lützen, als er sterbend die Todeskunde seines edlen Gegners Gustav Adolfs vernimmt; vom Feuer der Jugend beseelt greift der Held zweier Jahrhunderte, Erzherzog Karl, an der Spitze todesmuthiger Wallonen, den berühmten Latour-Dragonern, bei Aldenhove den überlegenen Feind an, begeistert stürmen der spätere Held von Arbesau, Hieronymus Colloredo, mit seinen Grenadieren den Wall bei Znaim, die zehnten Jäger den Kirchhof von Santa Lucia, ebenso die Braven von Prohaska und Kinsky bei Vicenza und Custozza; mit kecker Todesverachtung fechten die flinken, muthigen Lanzenreiter der Regimenter Civallart, Schwarzenberg und Kaiser bei Komorn, Temesvar und Czorna.

Wie voll des schönsten Soldatengeistes sind alle Befehle und Aufrufe des Heldengreises jenseits der Alpen, des ewig jungen, von uns angebeteten Marschalls, — wie genial und poetisch jene von Kroatiens Leu, des Helden, Staatsmannes und Dichters.

Das höhere Auffassen unseres Standes muß uns über die zwar oft kleinlichen, aber dennoch sehr nothwendigen Pedanterien des Friedens erheben, es muß uns zugleich von jenen scheiden, die mit Grobheit und Seccatur, der Jauche der Gemeinheit den schönen Geist unserer Innung in der Wurzel vergiften wollen, und trotz Soldatenrock, Spießbürgersinn und Philisterblut in ihren Adern nähren, denen weit eher Elle und Zollstab, als Schwert und Wehrgehänge am sinkenden Sarg gelegt werden sollte!

Ja, das Herz des Soldaten muß ſchlagen für ſeinen Fürſten und Feldherrn, für den Ruhm ſeiner Waffen, für die Ehre ſeiner Fahnen und Standarten, — er kenne keine andern Hebel ſeines Handelns, als die Treue und Tapferkeit, und ſo wird er beruhigt der himmliſchen Reveille entgegenblicken können, bliebe ihm auch „von all' dem Glanz und dem Schimmer nichts als die Müh' und die Schmerzen, und das, wofür er ſich haltet im Herzen!"

Wir haben in dieſen Blättern den glücklichen Ausgang von Carlsburgs fünfmonatlicher Belagerung, herbeigeführt durch das Anrücken eines kaiſ. ruſſiſchen Armee-Corps unter General-Lieutenant von Lüders, bereits längſt beſprochen. Wir müßten uns denn wiederholen! — Wie viele unſerer wackern Befreier und Kampfgenoſſen mögen wohl bis nun vor den blutgetränkten Wällen Siliſtrias oder Sebaſtopols, an den Ufern der Alma, oder den Höhen von Inkerman ein ehrliches Soldatengrab gefunden haben!

Die damalige brave Garniſon Carlsburgs wurde bei eingetretenem Frieden gänzlich zerſtreut, die verſchiedenen Truppen-Abtheilungen rückten zu ihren Regimentern ein, und wurden durch andere erſetzt. Carlsburgs wackere Vertheidiger ſind wie ſo Manches im Strome der Zeit untergegangen, — ſie zerſtreuten ſich einzelnweiſe, — ihre Namen ſind verklungen, — und nichts als die Erinnerung an ihren Ruhm iſt geblieben.

Jahre liegen jetzt dazwiſchen, wie wir ſie durchlebten, ob an Gefühl, ob an innerem Leben reich oder arm, dieß gibt oder nimmt ihnen Gewicht. Die Träume und Hoffnungen meiner Jugend ſind ſeither theilweiſe verweht, theilweiſe verblichen und begraben; — aber ich weile gerne in ihrer ſtillen Gruft, zwiſchen den geliebten Schatten iſt mir wohl, heimlicher als da oben in dem ſich ſtets wiederholenden Treiben, dem glänzenden Getümmel

der Welt mit ihren ſtreitenden Leidenſchaften, — ihrer ewigen Lüge, ihrer kalten Berechnung und ihrem rohen Materialismus.

Der würdige Garniſonskaplan Thalſon, der als freiwilliger Jäger mit auf den Wällen ſtand, Soldat und Prieſter in der ſchönſten und ſchwerſten Bedeutung des Wortes, mit Rath und That aufmunternd, die milde Tröſtung der Religion mit des Schwertes tapferer Führung vereinend, iſt noch zur Stunde in der Feſtung, der Einzige vielleicht aus jenen verhängnißvollen Tagen.

Der tapfere Feſtungs-Kommandant, der ſich auf jenen Wällen des Kriegers ſchönſten Lohn, Maria Thereſiens, der großen Kaiſerin, geſtiftetes Kreuz der Tapferkeit erworben, lebt nicht mehr, — und noch mancher unſerer wackern Kampfgenoſſen fand den Tod, der ihn hämiſch am Felde der Ehre ſchonte, — im Siechbette bewegter Ruhe, — manche endlich haben die Kriegerreihen verlaſſen und ſich des Schwertes entgürtet, ohne deßhalb aufgehört zu haben, Soldatentugend in ihrer Mannesbruſt zu fühlen.

Schreibender, nunmehriger Demiſſionär, welcher manch' heißen Tag, — manch' harten Strauß mit Carlsburgs Vertheidigern zu theilen die Ehre hatte, ruft ihnen allen an dieſen nun wiederkehrenden Jahrestagen mit warmem Gefühl ein inniges Hoch aus der Ferne zu, das in ihren wackern Soldatenherzen nicht ganz ungehört verklingen möge, — aber nicht allein ihnen, den lebenden, — auch unſern todten Brüdern, denn ſie ſterben ja in unſerer Erinnerung nicht.

Das ſchöne Andenken an Waffenruhm in ernſten Momenten gemeinſam und ehrlich getheilter Gefahren bleibt friſch, — es überdauert das Welken der Blüthen, und grünet ſelbſt jenſeits der Gräber noch fort.

„Was ich ſo treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!"

Paris Ich flanirte in dieſen Tagen mehrmals auf den Boule-
ptem- vards ihrer ganzen Länge nach, von der Juliſäule bis zur Ma-
ber deleine hinunter, — und hier hatte ich das Bild des Pariſer
57. Straßenlebens am anſchaulichſten.

Unter den zahlreichen Uniformen, welche die Boulevards be-
leben, fiel mir keine ſo ſehr durch ihre Originalität und Kleid-
ſamkeit auf, wie die der Zuaven. Jenes ſeit dem Krimmfeld-
zuge ſo berühmt gewordene Korps ſcheint in Paris in dieſem
Augenblicke zahlreich vertreten, allgemeines Intereſſe erregend.
Wo der weiße Turban, die blaue arabiſche Jacke, die rothe
Pumphoſe ſichtbar wird, da bleiben die neugierigen Pariſer ſte-
hen, und bewundern ihre Landsleute, die wie leibhaftige Türken
ausſehen, ja ſogar in ihrem Geſicht einen osmaniſchen Ausdruck
zur Schau tragen. Das ganze Geheimniß desſelben beſteht nämlich
darin, daß die Zuaven wie die Muſelmänner von Vorderhaupt
und Nacken die Haare abraſiren. Demzufolge ſieht das Kind der
Faubourg Montmartre oder Poissonière gerade ſo aus, als
habe es in Klein-Aſien das Licht der Welt erblickt, und vom
Anfange an zur Sippſchaft des Propheten von Mecca gehört.
Uebrigens haben alle Zuaven, die mir begegnet, ſonnverbrannte,
kriegeriſche, etwas wilde Geſichter, lange volle Bärte, doch in
ihrem ganzen Auftreten zeigen ſie den echten Ausdruck franzöſi-
ſcher Koketterie! Man ſieht es an ihren flinken energiſchen Be-
wegungen, daß ſie ſehr zu beachtende Feinde ſein müſſen. Ich
habe in London einzelne Hochſchotten geſehen, und kann mir
nicht leicht zwei ſo verſchiedene Korps, als die beiden in der
Krimm ſo häufig vereinten Zuaven und Hochſchotten zuſammen
im Einklange wirkend, vorſtellen! Die Zuaven leicht, gewandt,
feurig, entſchieden orientaliſch, — die Schotten dagegen hoch
gewachſen, nordiſch, ſchweigſam und ſchwerfällig. — Mit eng-

lischen, französischen und auch türkischen Krimm-Medaillen sah ich hier die meisten Soldaten dekorirt.

Auch in den Champs Elysées wie auf Ehrenposten in den Tuillerien und dem Palais Royal habe ich die Zuaven wiederholt mir angesehen. — Diese werden auch immer mit lebhaftem Interesse von den Franzosen betrachtet, und datiren, wie bekannt, ihre Errichtung bald nach der Eroberung Algeriens. Ursprünglich bestanden sie nur aus Eingebornen, denen man französische Offiziere gab. Ihr wiederholt rühmlich ausgezeichnetes Wirken, besonders unter Lamoricière, hatte die Vergrößerung dieses Korps zufolge, welches gegenwärtig aus mehreren Regimentern in der Gesammtstärke von 8 bis 9000 Mann besteht. Eingeborne Afrikaner dienen wenige mehr darin, dafür werden die Pariserkinder durch das orientalische Kostum zum Eintritte in dieses Korps sehr angezogen. Da diese kecken und verwegenen Burschen nur mit äußerster Strenge und Energie im Zaume gehalten werden können, so wählt man zu ihren Offiziers besonders nur kräftige, sehr energische Persönlichkeiten. Körperliche Gewandtheit, Schnelligkeit und Kühnheit, Thatendurst und vor nichts zurückschreckender Unternehmungsgeist sind ihre kriegerischen Cardinaltugenden! Sie haben in Algerien, und jüngst in der Krimm die glänzendsten Beweise davon abgelegt, und dürften in jedem ferneren Kriege Frankreichs berufen erscheinen, eine entscheidende Rolle zu spielen! — Die Offensive ist jedenfalls ihrer Verwendung am zusagendsten, — da zur Vertheidigung die nöthige Ruhe, Ausdauer und Geduld, wie überhaupt dem lebhaften französischen Charakter, aber insbesondere dem Zuaven mangeln dürfte.

Und nun nach dieſer kleinen Abweichung wieder zu unſern Promenaden auf den Boulevards zurück! Dieſe werden am ſchönſten Abends, oder noch beſſer in den erſten Nachtſtunden, wo das Menſchengewoge eher ſtärker als bei Tage wird. — Das Anzünden der vielen unzähligen Gaslampen bringt eine wahrhaft zauberiſche Wirkung hervor, die Läden erhellen ſich plötzlich, und ihre unzähligen Lampen und Lichter bewirken, daß alle hier feilgebotenen Reichthümer, Juwelen und Koſtbarkeiten in den Schaufenſtern in den prächtigſten Farbenſtrahlen prangen, während hinter den rieſigen Spiegelſcheiben roſenfarbige, kokett friſirte, vorzüglich gut beſchuhte Ladenmädchen die bewundernden Blicke der vorüberwandelnden Flaneurs auf ſich ziehen. Frauen in den ſchönſten und reizendſten Toiletten gehen und fahren nach den Theatern, den Bällen, den öffentlichen Gärten vorüber, die Paſſage von Wägen, Pferden und Fußgehern erreicht ihren Höhepunkt, und über dieſem unendlichen bunten Gewoge der klarſte und ſchönſte Abendhimmel, ſo bietet dieß Alles ein eben ſo heiteres als maleriſches Bild!

Während ich meine langen Vormittage von einer Kirche, einem Palaſte, einer Säule, kurz einer Sehenswürdigkeit von irgend einem künſtleriſch oder hiſtoriſchen Werthe zur andern hin und herwanderte, — und meinen Geiſt an ſo Vielem des Intereſſevollen, an ſo großen Erinnerungen der an Ruhm und Glanz reichen franzöſiſchen Nation labte, — hatte ich dagegen meine Abende, vom Diner beim Reſtaurant angefangen, dem Vergnügen und der Erheiterung gewidmet. Dahin gehörten denn vorzugsweiſe der Beſuch der vielen Theater, — der Cafès chantantes und all' der übrigen Scherze der Champs Elysées, — die öffentlichen Gärten und zuletzt noch einmal eine Promenade auf den Boulevards, — Eis bei Foy, Montmorency oder Tortoni.

Dieß Alles war aber, wenn nicht in künstlerischer oder historischer Beziehung, doch in psychologischer eben so interessant, — wie meine belehrenden Vormittags-Promenaden. — Darunter sind die Bälle im Jardin Mabille, im Chateau des Fleurs, — in der Closerie des Lilas, und die Feste im Pré Catelan (Café im Boulogner Wäldchen) gewiß die amusantesten. In den beiden ersten Gärten sind es die vornehmen Loretten, die Femmes entretenues, welche hier ihren Glanz zur Schau tragen, Verehrer zu erhaschen oder zu fesseln suchen. Alles dieß jedoch ohne die geringste Verletzung des äußern Anstandes, worüber die stets anwesende Polizei auf das sorgfältigste wacht. — Die Closerie des Lilas ist durchaus für die Grisette des Quartier Latin. Hier ist der Student, der Polytechniker und der höhere Arbeiter in seinem eigentlichen Element. Auf dem gestampften Boden im Freien tanzt er hier mit seiner Étudiante den Cancan in seiner gliederverrenkenden Ausartung. Der in diesem Augenblicke gekannteste Virtuos dieses Tanzes ist ein gewisser Monsieur Sicard, ein 60jähriger Greis, dessen wahre Teufelssprünge ich mehrmahls zu beobachten Gelegenheit fand.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, in dem Folgenden irgend welche Beschreibung zu liefern, die man in den vielen Reisehandbüchern weit besser und zu Genüge finden kann, nur einige jener großartigen Eindrücke, die ich hier erhielt, — will ich schildern, — durch einige historische Meditationen den zahlreichen Erinnerungen des Ruhmes oder der Wehmuth den schuldigen Tribut ehrfurchtsvoller Pietät zollen. Da war es am südwestlichen Ende der großen Seinestadt die ehrfurchtgebietende Kuppel des Invalidendomes, welche, aus der Häusermasse hervor-

ragend, meine Schritte dahinlenkte. Die Verſorgung Verwundeter oder gealteter Krieger datirt ſchon lange in Frankreich, ja man kann ſagen von dem Beginne dieſer Monarchie. Schon Karl der Große ließ verſtümmelte Veteranen unter den Namen von Laienbrüdern in den reichen Abteien eine ſichere und ruhige Zufluchtsſtätte finden. Alle ſpätern Könige Frankreichs erweiterten oder verbeſſerten derlei Einrichtungen, bis endlich die königliche Freigebigkeit Ludwig XIV. durch Ordonnanz vom 15. April 1670 das gegenwärtige Hôtel der Invaliden gründete: „Pour assurer une existence heureuse aux militaires, qui, vieillards mutilés ou infirmes, se trouveraient sans ressources après avoir blanchi sous les drapeaux, ou versé leur sang pour la patrie," waren die eben ſo ſchönen als treffenden Worte jenes Stiftungsbriefes.

Der Bau begann unter Louvois Leitung 1671 und ward nach vier Jahren von dem Architekten Liberal Bruant vollendet. Die politiſchen Ereigniſſe, welche ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts ſo raſch einander folgten, und welche ſo viele große Inſtitutionen verſchwinden ließen, haben ſich nicht an dies Werk Ludwig XIV. gewagt, und heute iſt das Hôtel der Invaliden nicht nur die Zufluchtsſtätte der tapfern Vertheidiger ihres Vaterlandes, — ſondern es nimmt auch die ſterblichen Reſte jener Helden auf, die im Kampfe für dasſelbe gefallen. Als die Revolution alle Werke früherer Regierungen niederriß, hielt ſie ehrfurchtsvoll zurück vor dieſem Aſyl, geweiht den Kämpfern Frankreichs, wenn ſie gealtert oder verſtümmelt aus dem Gewühle der Schlachten, ohne Herd in die Heimat zurückkehren. Es iſt kein Werk, auf welches Frankreich ſo ſtolz ſein kann, — es den Blicken der Fremden zu zeigen. Der weiſe Montesquieu ſpricht in ſeinem 84. Briefe: „Ich würde,

wäre ich ein Fürst, eben so erfreut und stolz sein, dieses Haus gegründet zu haben, als ob ich drei Schlachten gewonnen hätte. Welches Schauspiel! Alle diese Opfer des Vaterlandes hier versammelt zu sehen. Was ist bewundernswerther, als diese alten verstümmelten Krieger eine so genaue Disciplin und Ordnung beobachten zu sehen, als wären sie dem Feinde gegenüber!"

Ja, auch in unsern Schulen sollte man der militärischen Jugend Achtung und Ehrfurcht vor den gebleichten Scheiteln der Veteranen einprägen; man sollte sie ihnen zeigen diese ehrwürdigen lebendigen Zeugen des Ruhmes, und statt mit den Thaten der römischen und griechischen Heroen ihr Gedächtniß zu beschweren, wäre es gewiß weit nützlicher, die Geschichte des eigenen Vaterlandes, Beispiele kriegerischer Tugenden aus der eigenen Heimat, — aus der Mitte des eigenen Heeres zu erzählen! —

Das Hôtel der Invaliden hat den Zweck, Asyl für den verwundeten, verstümmelten, im Waffendienst ergrauten Krieger zu sein, ihm bis zum Ende seiner Tage eine stille ruhige Existenz zu gewähren, es ist die Abtragung einer hehren Schuld des Vaterlandes, — ein wahres Ruhmes-Denkmal der Nation, geweiht den kriegerischen Ehren.

An den Grabmälern der vielen französischen Helden, eines Vaubans, Turenne, Lannes u. m. a. wanderte ich vorüber, bis ich vor der Eingangspforte der Gruft des Gefangenen von St. Helena stand, — auf einer Tafel von schwarzem Marmor erblickte ich die bekannten Worte aus dessen Testamente: „Je désire, que mes cendres reposent sur les bords de la Seine, au milieu de ce peuple français, que j'ai tant aimé."

Diese Zufluchtsstätte des Todes und des Ruhmes enthält die ganze Kaiserzeit, — einen der mächtigsten Faktoren der Weltgeschichte. Neben dem todten Cäsar stehen zu beiden Seiten

die Särge ſeiner treueſten Gefährten: Duroc's und Bertrand's. — Der Anblick dieſer Gruft iſt gewiß der an ſtürmiſchem Wechſel innerer Anſchauungen und Eindrücke reichſte Moment, — den wir in den Hallen des Invalidendomes wie überhaupt in Paris verleben werden! *) —

Vorzüglich ſind die Krankenſäle der Invaliden eingerichtet, und in dieſen mit liebevoller Fürſorge auf die kleinſte Erleichterung oder Sorgfalt Bedacht genommen. Die Pflege beſorgen 25 barmherzige Schweſtern (des Ordens St. Vincent de Paule). Man konnte mir nicht genug den Eifer dieſer ehrwürdigen Schweſtern loben, welchen ſie tagtäglich bei der Ausübung ihrer harten Pflichten an den Tag legen, ihre uneigennützige, echt chriſtliche Wohlthätigkeit macht ſie zu wahren Prieſterinen jener erhabenen Religion der Liebe, wie unſer himmliſche Heiland ſie lehrte, wie er ſie mit ſeinem Blute beſiegelte, und welche man jetzt in gewiſſen Kreiſen mit Härte, Liebloſigkeit und fanatiſcher Unduldſamkeit zu entſtellen, zu entweihen ſich freventlich anmaßt! —

Der Eindruck der großartigen Räume des Invalidenhôtels, der Anblick ſo vieler ehrwürdiger Zeugen einer der wichtigſten Epochen der Weltgeſchichte, dieſe weißen unter den Fahnen gebleichten Scheitel dem Rande des Grabes nun zuwankend; dieß Alles erfüllt den Menſchen, aber insbeſondere den Soldaten mit Ehrfurcht und Andacht, wenn er auch einem Volke angehört, das gerade keine ſonderliche Urſache hat, für Erinnerungen franzöſiſchen Ruhmes zu ſchwärmen.

---

*) Wir haben dieſe und die folgenden Skizzen mit allen Details einer weitläufigen Beſchreibung als ſelbſtſtändige Reiſefragmente in die „Militär-Zeitung" ſeiner Zeit eingeſandt, wo ſie im Jahrgange 1858 abgedruckt wurden. — In dieſen Blättern geben wir aus jenen nur kurze Auszüge.

Nächst dem uns gänzlich unbekannten englischen Seemanns-Invalidenhause zu Grenwich, soll ziemlich unbestritten das Invalidenhôtel zu Paris in jeder Hinsicht die großartigste und befriedigendste derartige Anstalt von Europa sein. Nicht allein die materielle Versorgung seiner Inwohner, aber der ganze darin herrschende militärische Geist ist eine Verherrlichung nicht der französischen Waffe allein, — aber des Kriegerstandes im Allgemeinen. — Aus dem Besuche der Gruft Napoleon I., des eigentlichen Schöpfers der gegenwärtigen französischen Armee, aus den Erzählungen der alten Invaliden, aus dem Anblicke dieses Hauses holen die jungen französischen Soldaten ihre Begeisterung, in der sichern Ueberzeugung des Dankes ihres Vaterlandes. An den ruhmreichen Thaten des französischen Heeres im Krimmfeldzuge mag gewiß das Invalidenhaus einen zwar mittelbaren, aber nicht unwichtigen Antheil haben. — Es ist nicht allein hinreichend, alte verdiente Invaliden den Bewohnern eines Hospitals oder Armenhauses gleich zu halten, sie nothdürftig zu kleiden und zu füttern; — man muß sie auch in dem, den Bedürfnissen ihres Alters entsprechenden Verhältnisse versorgen — ihre Geschichte, ihre tapferen Thaten in frischem Andenken zu erhalten trachten; jeder Staat, der seine alten Krieger verkümmern läßt, ist nicht werth in einer kriegstüchtigen Armee eine Stütze seiner Existenz für die etwaigen Stürme der Zukunft zu finden.

Ich hatte unlängst Gelegenheit einer Revue am Marsfelde beizuwohnen; — aber leider konnte ich nur den Rückmarsch gegen die Brücke von Jena allein ziemlich deutlich wahrnehmen; die großen Staubwolken eines heißen Spätsommermorgens hinderten mich, die übrigen Bewegungen (Evolutionen), wie das

Defiliren mit Genauigkeit zu unterſcheiden. — Auch habe ich es während meines Hierſeins nicht verſchmäht, um mich über den Geiſt und manche Einrichtung der franzöſiſchen Armee zu belehren, in einigen Eſtaminets mich an die Seite des erſten beſten Sergeanten zu ſetzen, dieſe ſodann bei einigen Chopinnes de vin mit Fragen zu beſtürmen, und mir von ihnen vorerzählen zu laſſen. Die franzöſiſchen Soldaten plaudern gerne, insbeſondere lieben ſie angehört zu werden und zu peroriren, man muß jedoch immer die Hälfte der Thatſachen ihrer Erzählungen abſchlagen; denn ſie lieben zu vergrößern und zu prahlen, doch nicht auf ſo anmaßende und unverſchämte Weiſe, wie ich es ſchon in manch' andern fremden Armeen gehört habe. Wie dem auch immer ſei, ſo kann man daraus auf Geiſt, Sitten und Eigenthümlichkeiten viele und auch richtige Schlüſſe folgern. Ich habe mich auf dieſe Art mehrmals ſehr belehrend und zugleich gut amuſirt, insbeſondere zu St. Germain und Verſailles mit einem Sergeanten der Lanciers und einem Karabinier-Trompeter! — Ihre Converſation war leicht und ungezwungen, ihre Formen artig und anſtändig.

Die Kriegstüchtigkeit des franzöſiſchen Heeres wird gewiß jeder unbefangene und unparteiiſche Beobachter unbedingt anerkennen müſſen, die letzten Krimmfeldzüge haben ſie abermals glänzend bethätigt und die Tage an der Alma, bei Inkerman und der Traktirbrücke, des Reitergefechts von Eupatoria, vor allem aber die endliche Erſtürmung des Malakoffs ſind noch zu friſche Lorbeern, welche die franzöſiſche Armee an ihre Fahnen geknüpft hat, als daß es Jemanden beifallen könnte, ihnen dieſelben ſtreitig zu machen. Die Geſchichte dieſes Heeres, ſo weit ſich dieſelbe in der Armee erhalten hat, beginnt erſt mit Kaiſer Napoleon I., dem eigentlichen Schöpfer desſelben. Was vor

der ersten Revolution geschehen ist, selbst die Zeiten Ludwig XIV., Turennes, Condés, Vendômes, Villars u. s. w. sind von den französischen Soldaten vergessen, höchstens der auf Militärschulen gebildete Offizier mag hierüber etwa einige Kenntnisse haben; — aber die siegreichen Schlachten der Kaiserzeit, in welcher binnen wenig Jahren die französischen Adler beinahe auf den Zinnen sämmtlicher Hauptstädte Europa's glänzten, die kennt ein jeder, die werden hundertfach mit tausend Ausschmückungen in der Wachtstube und am Bivouacfeuer erzählt und das Andenken des Kaisers, dem sie allein diese an Ruhm so reiche Kriegsgeschichte verdanken, in hohen Ehren gehalten. Nächst Napoleon sind König Murat, der edle Eugen Beauharnais und Marschall Ney, der Held von der Moskwa, in lebhafter Erinnerung. —

Das Avancement steht jedem Soldaten bis zum höchsten Grade offen. Des Kaisers bekannte Worte: „Jeder französische Soldat trägt in seiner Patrontasche den Marschallsstab mit sich," sind in den Reihen der Armee unvergeßlich geblieben und üben großen Einfluß auf deren militärische Tüchtigkeit. Napoleon III. sucht den Wiedereintritt gedienter Soldaten durch Prämien und Soldzulagen möglichst zu befördern. Die Bildung des französischen Heeres geschieht durch Conskription mittelst Losung.

Die bereits von Ludwig XIV. begonnene, von Napoleon's Genie durchgeführte, von Paris aus geleitete Centralisation von ganz Frankreich ist vom militärischen Standpunkte betrachtet gewiß von hohen und wichtigen Folgen für die Armee; sie kann es aber auch nur in einem Staate sein, der aus Völkerstämmen besteht, welche trotz der Verschiedenheit Einzelner, dennoch eine im wesentlichen gleiche Sprache, eine beinahe gemeinsame Abstammung, — gleiches Na-

tionalgefühl und auch dieſelben Anſichten und Vorurtheile gegen das Ausland beſitzen; — ihnen allen gilt Frankreichs Ehre und Ruhm gleich hoch.

Die Regimenter haben nach ihrer Nummer ihren Namen, vor der Revolution hatten ſie dieſen entweder von königlichen Prinzen oder auch andern hohen militäriſchen Perſönlichkeiten, welche ihre Proprietärs waren und als ſolche gewiſſe Rechte über Beſetzung der Stellen hatten; viele endlich wurden nach Provinzen oder Städten benannt, wie z. B. das Regiment Dauphin, die Dragoner von Royal Allemand, die Hußaren von Berchèny, die Regimenter Flandern, Saxe, Auvergne, Piemont u. ſ. w. Daß bei einer großen Armee die gleiche Sprache in allen Dienſtesverrichtungen, wie auch bei Ueberſetzungen eine weſentliche Erleichterung wie auch großen Nutzen gewähren, dürfte wohl jedem eine einleuchtende und unumſtößliche Wahrheit ſein, ſie bietet daher einen bedeutenden Vortheil, den das franzöſiſche Heer vor allen andern größeren Armeen voraus hat; dagegen wollen wir eines vielleicht noch größeren Nachtheils erwähnen, es ſind dieß: die zwar niedergehaltenen, aber dennoch beſtehenden politiſchen Parteien in Mitte des franzöſiſchen Heeres; eine traurige Verſchiedenheit, wie ſie ebenfalls in keinem andern vorkömmt, und welche auf Kameradſchaft und Privatleben ſowohl von Offizieren als Mannſchaft nur einen ungünſtigen verderblichen Einfluß üben kann, Urſache vieler Reibungen und Duelle iſt, jedoch bei einem auswärtigen Kriege, wie man mir verſicherte, ganz verſchwinden ſoll, wo dann alle nur von dem gleichen Gefühle von Nationalſtolz und Vaterlandsliebe beſeelt ſein ſollen. — Der Unterſchied der Chargen iſt nach meiner eigenen Anſchauung viel ſchroffer unter den franzöſiſchen Offizieren als irgendwo; man bezeichnete mir als Grund eben

die ſchon erwähnte Mannigfaltigkeit von politiſchen Anſichten und Vergangenheiten der Einzelnen. Die Legitimiſten ſind in nur ſehr geringer Anzahl bei den Regimentern, wie in der Armee überhaupt vertreten, mehr die Orleaniſten, Anhänger der ritterlichen Söhne Louis Philipps, mit welchen ſie häufig in Algerien gedient, ſo wie auch viele Anhänger der verbannten Generale Changarnier, Cavaignac, Bedeau und Lamoricière.

Das Avancement geht gewöhnlich nicht ſtrenge nach der Anciennetät; Talent und Fähigkeit, insbeſondere Bravour und Tapferkeit bahnen dem franzöſiſchen Militär ſeinen Weg, unter Officieren und Mannſchaft iſt der Ehrgeiz ſehr groß; das Olivenblatt der Friedensfreunde, wie das bekannte „L'empire c'est la paix!“ Napoleon III. erfreut ſich daher weniger Sympathien der Armee.

Die franzöſiſche Dienſtes-Disciplin iſt von jeher als ſehr ſtrenge bekannt, und die Strafen verhältnißmäßig härter als in den meiſten europäiſchen Armeen. Die Dienſtesſprache iſt kurz, beſtimmt und rückſichtslos, jedoch, wie man mir verſicherte, nie grob. Stockſtreiche, welche in ganz Frankreich als ſehr ehrenrührig gelten, ſind nicht eingeführt, aber dafür nicht minder ſchmerzliche Strafen, als: der ſogenannte ſpaniſche Bock, Zuſammenſchnüren der Arme auf mehrere Stunden, Schließen an ein Wagenrad; — mindere ſind: Arreſte verſchiedenen Grades, Strafwachen, ſtündliches Ausrücken mit Sack und Pack, Putzen alter Waffen, u. dgl. — Ausbleiben über die Retraite, Zuſpätkommen beim Allarm, Unaufmerkſamkeit beim Exerziren werden ſehr ſtrenge beſtraft, ebenſo auch die Offiziere ſehr häufig mit Kaſern- und Hausarreſten belegt. Größere militäriſche Vergehen werden durch Abgabe an Straf-Kompagnien, wie auch mit Feſtungsarreſten und Schanzbau, endlich mit der Verurthei-

lung zum Tode bestraft; — die französischen Kriegsgerichte sind ebenfalls in ihren Aburtheilungen ungleich strenger wie in den meisten andern, insbesonders deutschen Armeen. Die Haltung des französischen Soldaten außer Dienst gegen seinen Offizier ist rein auf die Achtung basirt, die derselbe sich bei seinen Untergebenen zu verschaffen gewußt; im Uebrigen erkennt er nur den ihm im Dienste befehlenden Vorgesetzten in ihm, und bewegt sich ungezwungener diesem gegenüber, als dies unsere Augen gerade gewöhnt sind, besonders vor dem Feinde soll hier die Liebe oder Abneigung des Untergebenen schroff und unverholen hervortreten.

Die Haltung der Truppe beim Marsche oder Defiliren ist ziemlich bequem, fast nachlässig. Auf der Wache steht der französische Soldat mit dem Gewehre beim Fuß und leistet nur vom Stabsoffizier aufwärts Ehrenbezeugungen. Die Stellung des Gewehres beim Fuß hat die Zweckmäßigkeit einer größeren Schonung des Mannes für sich, gibt ihm zugleich ein weniger steifes Ansehen, als dies sonst häufig der Fall ist. Gewandtheit und Beweglichkeit erkennt man an jedem französischen Soldaten, und soll sich insbesondere diese in der zerstreuten Fechtart bei den leichten Truppen vorzüglich bewähren. Das ganze französische Dienst- und Exerzier-Reglement ist nicht blos auf die rein mechanische Abrichtung der Soldaten, sondern auch auf die Erklärung der Ursachen, des Nutzens, den unmittelbaren Zusammenhang aller einzelnen Handgriffe und Bewegungen berechnet, und erweckt eben dadurch auch das Nachdenken des abzurichtenden Rekruten. Dieser wird ohne Verweichlichung mit großer Strenge behandelt, und in den Kasernhöfen, gleichviel ob im heißen Sommer oder kalten Winter, 6 bis 8 Stunden exerzirt, das heißt mit Abwechslung theils Handgriffe theils Märsche, oder

irgend eine Feldübung, theils Turnen oder Voltigiren, ja bei einigen Truppen ſoll ſelbſt Fecht- und Tanzunterricht ertheilt werden. Die ganze Heeresdisziplin wie auch Abrichtung iſt mehr auf die militäriſche Intelligenz der Truppen als den blos mechaniſchen Gehorſam derſelben gerichtet.

Die Fahnen und Standarten (Les drapeaux et les étendarts), hier wie überall dem Soldaten heilige Palladien, haben die franzöſiſchen Nationalfarben, weiß, roth und blau. Schon ſeit Karl VII. dient die Oriflamme nicht mehr als Reichspanier. Später kamen die Wappenfarben der Valois und mit Heinrich IV. die der Bourbons (und Navarra), die bekannten drei goldenen Lilien im blauen Felde, welche während der Revolution dem galliſchen Hahne weichen mußten, und unter der Kaiſerzeit dem goldenen auf Blitzen ruhenden Adler Napoleon's, jedoch mit Ludwig XVIII. in der Reſtauration wieder auf kurze Zeit zurückkehrten und nach der Juli-Revolution ganz abgeſchafft wurden. Der jetzige Kaiſer brachte, wie natürlich, die goldenen Adler ſeines Oheims wieder zurück und vertheilte dieſe der Armee einſt ſo theuren Siegeszeichen 1852 an dieſelbe.

Wie überhaupt in Frankreich iſt auch für das Heer nur der Orden der Ehrenlegion, nebſtbei ſind mehrere Erinnerungs-Medaillen, ſo an den Krimmfeldzug und die eben jetzt geſtiftete Helena-Medaille zur Erinnerung an die großen Napoleoniſchen Kriege, zum Tragen für deren ſämmtliche noch lebende Mitkämpfer beſtimmt. Auch ſieht man jetzt ſehr viele türkiſche und engliſche Krimm-Medaillen, insbeſondere bei den Zuaven. Unter den ehemaligen königlichen Orden waren vorzugsweiſe das Ludwigskreuz und der Militär-Verdienſt-Orden im Heere beliebt. Die Geſammtſtärke der franzöſiſchen Armee ſoll gegenwärtig (1857) über 500.000 Mann, 82.000 Kavalleriepferde

und 1200 Geſchütze betragen; überdieß hat kein Staat Europa's zur Deckung ſeiner Grenzen eine ſo vortheilhafte Lage, welche durch 118 Feſtungen und 30 einzelne Forts geſichert ſind. — In der ganzen Bildung und Einrichtung der franzöſiſchen Armee iſt der ſchaffende Genius Napoleon's I. unverkennbar, — ihm verdankt ſie, was ſie Vorzügliches beſitzt, — ihm den glänzendſten — ruhmvollſten Theil ihrer Geſchichte.

Ich hatte Gelegenheit theils kleinere Abtheilungen, theils einzelne Soldaten der Garde auf Poſten in den Tuillerien, dem Palais Royal, theils auf den Straßen marſchirend, theils endlich in Verſailles und St. Germain zu ſehen, und konnte nie genug die reichen, geſchmackvollen Uniformen, das ſtattliche martialiſche Ausſehen dieſe Elitetruppe anſtaunen, insbeſondere waren es die Zuaven, deren ich in dieſen Blättern bereits erwähnt, — nächſt dieſen die Grenadiere, Voltigeurs, die Küraſſiere und die Garden, welche meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Die Voltigeurs, kleine, feſte, gedrungene Geſtalten, größtentheils altgedient, mit eben ſo entſchiedenem als ſchnellem Auftreten, geben uns das wahre Bild der franzöſiſchen leichten Infanterie; die Grenadiere, welche ich mehrmals in den Tuillerien auf der Wache fand, tragen noch jetzt jene bekannte Uniform, in der ſie ſich auf allen Schlachtfeldern Europa's ſo viel Ehre und Ruhm erwarben; die hohen Bärenmützen, die langſchößigen blauen Fracks mit den weißen Rabatten und den rothen Franſen-Epauletts. — Dies beweiſt Achtung vor dem geſchichtlichen Ruhm einer Truppe, und die vielen Erinnerungen, die ſich an dieſen Rock knüpfen, werden gewiß die Träger anſpornen, ſich desſelben ſtets würdig zu verhalten. Die Guiden, vortrefflich beritten, mit einer reichen, koſtbaren, vielleicht etwas zu bunten Uniform im Schnitte der

einſtigen Chasseurs à cheval der Napoleoniſchen Kaiſergarde; die Küraſſiere, ſtattliche große Geſtalten auf tüchtigen Pferden normänniſcher Abſtammung. Zum perſönlichen Hofdienſt, insbeſondere bei der Kaiſerin, ſind die erſt kürzlich errichteten Cent-Gardes in glänzender Adjuſtirung und ſehr gut beritten — nach Art unſerer Hof-Garde-Gendarmerie — beſtimmt.

Napoleon III. hält ſeine Garde in großer Gunſt, und um auch in der Armee ihr Anſehen zu erhöhen, ließ er die meiſten Abtheilungen derſelben am letzten Orientkriege Theil nehmen, welche Feuertaufe ihren Zweck nicht verfehlte, denn ich bemerkte nur ſehr wenige Soldaten der Garde, welche nicht eine in- oder ausländiſche militäriſche Dekoration an der Bruſt trugen, was ſie, bei der dem Franzoſen angebornen Eitelkeit, abgeſehen vom Ehrgeize des Soldaten, noch viel höher angeſehen erſcheinen läßt und ihr kriegeriſches Selbſtgefühl ſteigert.

Wir haben wahrlich als Deutſche keine Urſache für Napoleon I. oder die franzöſiſche Armee uns zu enthuſiasmiren; ohne beſondere Sympathien für dieſelbe zu theilen, — wäre es doch eben ſo kindiſch, — als kleinlich, deßhalb bekannte Vorzüge zu verſchweigen, — dem Ruhme der franzöſiſchen Armee ſeine Anerkennung zu verſagen, weil ſie andere Prinzipien, — vielleicht gerade entgegengeſetzte Intereſſen verficht, wie jene unſeres theuern Vaterlandes.

Einer meiner intereſſanteſten Ausflüge während meines hieſigen Aufenthaltes war die Fahrt nach Verſailles, und die Beſichtigung dieſer an hiſtoriſchen Erinnerungen ſo überreichen Stätte. Ich habe dieſen Beſuch ſiebenmal wiederholt, und immer mit gleichem Intereſſe, — gleichem Vergnügen, glei-

cher Wehmuth unternommen; es war dieß eine Huldigung der Geſchichte, deren ein großes Stück jene prachtvollen Mauern enthalten.

So oft ich am Place d'Armes komme — ſind meine Schritte jedesmal wie gebannt! — denn ich erblicke vor mir das königliche Schloß, welches von hier einen imponirenden feierlichen Eindruck hervorbringt! Hinter mir die Avenue de Paris — von dort aus war es, wo an jenem düſtern Oktobermorgen die Stürme der neuen Zeit ſo gewaltig an dieſe Mauern des Königsthums anbrandeten. —

Der Wechſel alles Menſchlichen ſtand ſeit Langem nicht ſo klar vor meiner Seele, wie in dieſem Augenblicke. Zwei Jahrhunderte, zwei Syſteme waren es, die auf dieſem Raum ſich den Fehdehandſchuh hingeworfen, und die Zeit, die fortſchreitende, über Leichen der Vergangenheit unerbittlich dahineilende, Alles mit ſich fort- oder niederreißende Zeit blieb die grauſame Siegerin! wie viele Menſchen, wie viele Ereigniſſe ſind an dieſen Mauern vorübergewandelt, jetzt iſt ihre Größe verfallen, ſie ſelbſt Staub und Aſche; — aber ihr Andenken, gut oder böſe, bringt zu uns herüber, — und dieſe Erinnerungen erhöhen den Reiz des geſpannten Intereſſes, mit welchem ich dieſe Räume betrete. —

Verſailles! ja Verſailles! wie viel Glanz! welche königliche Pracht, welche irdiſche Größe, welche Geſchichte enthält dieſer Name! Die Geſchichte des Schloſſes von Verſailles bildet den Haupttheil der neueren franzöſiſchen Geſchichte, und beginnt eigentlich ſchon mit Ludwig XIII., welcher die erſten Anfangsgründe dieſer wahrhaft königlichen Wohnung ſeinem Nachfolger hinterließ, wo Ludwig XIV. dem ob ſolcher Pracht ſtaunenden Europa die glänzendſten Feſte gab; ja von allen Haupt-Ereigniſſen jener Epoche könnten dieſe Mauern uns

Rede stehen. Ludwig XIV. war der wahre Schöpfer dieses Prachtwerkes, welches seinem Schatze 400 Millionen gekostet haben soll und daher von dem geistreichen Voltaire: „l'abîme des dépenses“ genannt wird. Nach dem Tode Ludwig XIV., dessen Schatten man bei jedem Schritte hervortreten glaubt, wollte der berüchtigte Regent es nie bewohnen, Ludwig XV. beabsichtigte die langen Gallerien in Boudoirs zu verwandeln, die Schlachtenbilder Lebrun's durch Schäfergemälde Boucher's zu ersetzen, kurz Alles im Geschmacke und Bedarfe seiner Vergnügungen einzurichten; Ludwig XVI. brachte in diese Mauern, wie auf dem Thron, seine würdigen Sitten, seinen einfachen, offenen und ehrlichen Sinn mit sich; aber man ließ ihm nur wenig Zeit, dieselben wieder zu bewohnen, welche abwechselnd beschmutzt werden sollten, theils durch die Ausschweifungen seines der Majestät der Königswürde vergessenen Vorgängers, theils durch die rohen Gewaltausbrüche eines entfesselten Pöbels.

Die Emissäre und Klubbmitglieder von Paris, welche am Morgen des 6. Oktober (1789) den unglücklichen Ludwig XVI. mit sich fortschleppten, entrissen diesem Schlosse den letzten seiner königlichen Gäste. Umsonst versuchte man unter dem Kaiserreiche den alten Glanz der Wohnung Ludwig XIV. wieder herzustellen. Die Geschicke von Versailles schienen mit der alten Monarchie beendet zu sein. Sollte die Zeit die Zerstörung dessen vollenden, was dem Beile der Revolutionen entkommen?

Nein! das Geschick hatte anders beschlossen! Ein wahrhaft patriotischer Gedanke, verwirklicht durch die Freigebigkeit einer spätern Zeit, hat diesen Mauern seinen alten Glanz mit neuem Ruhm vermehrt wiedergegeben. — Der verstorbene König Louis Philipp hat sich nicht begnügt, die Wohnung einstiger

Könige wieder herzuſtellen, er hat ſie vergrößert und bereichert, um mit dem monarchiſchen Ruhm des 17. und 18. Jahrhunderts, den bürgerlichen und kriegeriſchen aller ſpätern Epochen zu vereinen.

Das einſtige Königſchloß der Bourbonen iſt zum hiſtoriſchen Muſeum umgewandelt; alle geſchichtlichen Bilder des Louvres und anderer Schlöſſer ließ Louis Philipp hier vereinigen, die etwaigen Mängel durch die erſten Künſtler des Landes beſeitigen oder verbeſſern, dieß Alles mit einem Koſtenaufwande von mehr als 15 Millionen Franken.

Mit weiſer Beachtung des Ruhmes aller Parteien, als den des geſammten Vaterlandes, haben auch die nachfolgenden Regierungen, ſowohl die republikaniſche, als die gegenwärtige Napoleon III., dieſe Sammlungen unberührt gelaſſen, ja ſie zu ergänzen geſucht.

Stolze Hallen der Landesgeſchichte ſind nun die Räume Verſailles, die ihre Thore jederzeit neuen Ankömmlingen öffnen, welche aus allen Gegenden der Welt täglich in Schaaren daher wandern, wie zu einer hiſtoriſchen Pilgerfahrt, um den Inhalt dieſer Mauern zu bewundern, deren faſt jeder Stein eine Erinnerung enthält.

Der geſchichtliche Zweck iſt bei dieſen Gallerien neuerer Gemälde der vorherrſchende, dem hier der künſtleriſche Werth untergeordnet iſt. — Am Giebel der beiden vortretenden Flügel-Gebäude findet man über die jetzige Beſtimmung Verſailles die genügende Erklärung in der darauf befindlichen Inſchrift:

A toutes les gloires de la France!

Zuerſt durchwanderte ich die Gemächer des kunſtſinnigen prachtliebenden Gründers Ludwig XIV., die große Gallerie, den

bekannten Oeil de boeuf und das Schlafzimmer dieſes Königs. An allen dieſen geſchichtlichen Oertern überbieten ſich die Erinnerungen. Der letzte Glanz des 17. Jahrhunderts ging an meinem Geiſte vorüber: Ludwig XIV. mit ſeinem Hofe, ſeinen Miniſtern, Feldherren, ſeinen Dichtern, Schriftſtellern und Beichtvätern, der große Dauphin, Lonvois, Colbert, Luxemburg und Villars, die Nachfolger Turennes und Condès, Vendome und Villeroy, Boileau, Molière und Racine, die Jeſuiten La Chaiſe und Letellier, die prüde Maintenon und endlich jene durch Anmuth, Geiſt und Schönheit den ganzen alten Hof neuen Reiz, neuen Glanz verleihende, ſo gefeierte Herzogin von Bourgogne, ſie alle glaubte ich vor mir zu ſehen.

Ueber der Schwelle der Gemächer Ludwig XV. zeigte ſich ſchon in der Verzierung eine Veränderung, ein anderer Geſchmack, ein anderes Zeitalter, der Geiſt des 18. Jahrhunderts. Aber welch' ſchmerzliche Erinnerung durchzuckte mein Herz, als ich den kleinen Gang betrat, der zu den petits appartements de la Reine führt. Denn über dieſen mußte ſich die Königin Marie Antoinette am Morgen des 6. Oktobers zum Könige retten, während der wüthende Volkshaufe, die Damen der Halle an der Spitze, das noch warme Lager der königlichen Frau mit Piken und Meſſerſtichen durchbohrten. — Die Möbeln im Innern der Gemächer der Königin ſollen noch dieſelben ſein, deren ſich dieſe bediente. Eine Büſte Joſeph II. fand ich hier, welchen mein Führer mit echt franzöſiſcher Unkenntniß der Geſchichte des Auslandes mir als Kaiſer Stanislaus von Deutſchland bezeichnete. Nachdem er ſich auch nicht durch meine Einwendung: daß es nie einen Kaiſer dieſes Namens in Deutſchland, wohl aber einige polniſche Könige gegeben habe, berichtigen ließ und auf die Autorität ſeiner zwanzigjährigen

Führerſchaft beinahe beleidigt ſtützte, wanderten wir weiter in das ehemalige Theater des Schloſſes, welches ſeine hiſtoriſche Berühmtheit allein dem verhängnißvollen Gaſtmale verdankt, welches am 1. Oktober die Gardes du Corps den Offizieren des Regimentes Flandern gaben. Die übermüthigen verblendeten Freudenrufe jenes Tages hatten die Ereigniſſe des 6. Oktobers zur Folge und führten raſcher die folgenden fürchterlichen Kataſtrophen herbei! Seit jenem Feſte waren dieſe Räume verlaſſen, ſchweigſam und geſchloſſen. Auf den Mauern war noch 1831, als Louis Philipp dieſen Ort beſichtigte, an den Lampen Verzierungen, Deviſen und verwelkte Blumenguirlanden angebracht, die Spuren jenes einſtigen Glanzes!

Sperrſitze, Orcheſter, Alles iſt aber nun verlaſſen, wie alle jene Logen, deren einſt jede ſpätere Opfer des Scharfrichters und der Guillotine in ſich barg!

Dieß waren die mir intereſſanteſten Sehenswürdigkeiten der inneren noch erhaltenen hiſtoriſchen Gemächer des Schloſſes von Verſailles. Nach dieſen ging ich zum Beſuche des hiſtoriſchen Muſeums, — der neuern patriotiſchen Beſtimmung desſelben über. — Auf dieſem reichen Felde der Erinnerungen kann man leicht und anſchaulich Geſchichte ſtudiren, und es iſt zu bedauern, daß derlei Muſeen nicht allenthalben mehr Nachahmung finden und in den meiſten Reſidenzen ſo viele werthvolle hiſtoriſche Stücke zerſtreut, unbemerkt und unbenützt liegen bleiben, ſtatt den doppelten Zweck des künſtleriſchen Werthes, wie des hiſtoriſchen Intereſſes, das Vergnügen und die Belehrung zu vereinen. Der größte Theil der Säle des heutigen Muſeums von Verſailles gehörten einſt zu den Appartements der Marquiſe von Mon-

tespan, der Herzogin von Fontanges, der Herzogin von Chateauroux und ihrer Schwestern Mailly, der Marquise von Pompadour und der Gräfin Dubarry. Und jetzt müssen alle diese profanen Erinnerungen jenen des kriegerischen Ruhmes weichen; jene Wände, welche Zeugen der liebenswürdigen Galanterien Ludwig XIV., der zügellosen Sinnlichkeit Ludwig XV. waren, sind jetzt mit Waffenschmuck, mit Schwert und Helm geziert, die berühmten Helden und Krieger des Landes sehen trotzig auf die jetzigen vorüberwandelnden Geschlechter aus ihren Rahmen herab! Kein Gemälde, kein Portrait ist meiner Aufmerksamkeit entgangen, jedes gewährte mir hohes Interesse! Die Geschichte Frankreichs und seiner Herrscher vom Könige Pharamond (420) bis Kaiser Napoleon III. lag gleichsam wie ein aufgeschlagenes Buch vor mir. Auch in der allgemeinen Ausstellung des Industriepalastes auf den elysäischen Feldern sah ich bereits mehrere große Gemälde aus dem Orientkriege, wie die Schlacht an der Alma, das Gefecht an der Tractirbrücke und die Erstürmung des Malakoffthurmes; Alle für das Museum von Versailles bestimmt!

Unter jenen Sälen, die historische Gemälde enthalten, waren es vorzugsweise jene der Kreuzzüge, welche mich besonders ansprachen. (Salles des Croisades.)

Wenn man die Ereignisse nach dem Einflusse beurtheilen will, den sie auf den Fortschritt der Cultur, der geistigen Entwicklung genommen, zeigt die Geschichte uns kaum etwas Erhabeneres, als die Kreuzzüge in ihren Ursachen, Wirkungen und Verhältnissen zur Civilisation betrachtet. Es ist die erste Annäherung der verschiedenen Standes- und Volks-Elemente, die Vermischung des Orients mit dem Occident, seiner Sitten und Bildung trotz aller Verschiedenheit von Gebräuchen und Klima.

Unter den Panieren des Kreuzes zog das ſich ſeiner geiſtigen Kraft bewußt werdende Chriſtenthum aus gegen den Islam, und zwang dieſen, ſich zur Wehre zu ſetzen. Und was trieb alle dieſe Menſchen dahin? Was trieb ſie dahin dieſe Könige und Vaſallen, dieſe Prieſter und Krieger, dieſe Ritter, Herren und Knappen, ſich losreißend von Weib und Kind, von allen Theueren der Heimat? Reichthum und Pracht, alle Glücksgüter der Welt warfen ſie von ſich, um ein Grab in einer ganz unbekannten Welt zu erobern! Der gottbegeiſterte Glaube iſt es, der ſie leitete! Frankreich hatte einen ſehr großen Antheil dieſes Ruhmes, dieſer Gefahren, dieſer Ehren. Es hatte die Prediger des Kreuzes ausgeſandt, viele Ritter und Krieger bewaffnet, und Peter der Eremit, Gottfried von Bouillon und der heilige Ludwig waren aus ſeiner Mitte. Dieß gibt den Kreuzzügen wohl alles Recht, einen gewählten Platz in Frankreichs hiſtoriſchem Muſeum zu Verſailles für ſich in Anſpruch zu nehmen. Die Säle, welche dieſem Andenken geweiht ſind, haben die Wappen jener Familien, welche den Kreuzzügen beigewohnt, ober den Thüren, den Pfeilern und an der Decke als Zierden, es iſt ein Wappenſaal, es iſt par excellence das goldene Buch des alten franzöſiſchen Ritterthums.

In den Sälen, welche die berühmten Bilder aus den algieriſchen Kämpfen, Meiſterſtücke von Horace Vernet enthalten, erblickte ich in jenem, welches den Sturm und die Einnahme von Konſtantine darſtellt, mit innerem Vergnügen einen alten Bekannten in der öſterreichiſchen Küraſſier-Uniform, den weißen Kollet mit grasgrünem Kragen, den Rittmeiſter Ruſſel von Mengen-Küraſſier.

Die große Reihe der Galleries de l'empire enthält die Hauptmomente aus dem Leben Napoleon's von 1796 bis 1810

und füllt jene Gemächer aus, welche einſt von Marie Antoinetten's unglücklicher Freundin, der Fürſtin von Lamballe, bewohnt waren.

Hier muß man die Unparteilichkeit Louis Philipps bei Errichtung des Muſeums vollkommen anerkennen. Aller Ruhm Frankreichs ohne Rückſicht auf politiſche Meinung iſt hier in den Bildern zur Schau getragen, und die Verſchiedenheit der Anſchauung entzieht keiner ihren ruhmvollen Antheil an der Geſchichte des Landes. Seite für Seite kann man in dieſen Bildern die Geſchichte der Kaiſerzeit leſen, keine Erinnerung iſt der ſorgfältigen Hand entſchlüpft, die ſie mit reinem patriotiſchen Selbſtgefühl hier geſammelt. Napoleon zeigt ſich der Nachwelt mit ſeinem zügelloſen Ehrgeize, — ſeinem Ruhme und ſeinem ſelbſtverſchuldeten Unglück!

Die Worte Louis Philipps bei der Aufſtellung des Muſeums an den Grafen Montalivet ſind eine im Munde eines Gegners bezeichnende Huldigung Napoleon's. Die mit Ausfertigung der allegoriſchen Figuren, die verſchiedenen Regierungen Frankreichs darſtellend, — beſchäftigten Künſtler hatten die ſeiner Zeit beſonders groß und ſchön gemacht! — „Ihre Propor„tionen ſind zu groß, meine Herren," ſagte Louis Philipp, „was „werden jene des Kaiſers alsdann für einen Maßſtab haben „müſſen; bleiben wir was wir ſind; — von Seite Napoleon's „kriegeriſcher Glanz und Ruhm, — von meiner Seite aber „die Segnungen des Friedens und bürgerlicher Freiheit. Stellen „Sie gegenüber dem Frieden das Geſetz dar, alle Verhältniſſe „beherrſchend, ſelbſt die meinen."

Nicht minder ward meine Aufmerkſamkeit durch die Galleries des Batailles, und den Saal der königlichen Luſtſchlöſſer angeregt.

Die erſtere dieſer beiden iſt mit 33 Bildern der vorzüglichſten Schlachten aus der franzöſiſchen Geſchichte ausgefüllt, von den ausgezeichnetſten Malern ausgeführt, als: Alaux, Codet, Cogniaux, Gerard und vor allen Horace Vernet, deſſen zweiter Tag der Wagramer Schlacht mir beſonders ins Auge fiel. Nebſt dieſen Gemälden ſind in den Kreuzpfeilern zwölf Tafeln von Bronze aufgeſtellt, auf welchen mit goldenen Buchſtaben 650 Namen von Prinzen königlichen Geblüts, Connetablen, Marſchällen, Admirälen und andern Generalen eingravirt ſind, die alle im Kampfe für Frankreich auf den Schlachtfeldern getödtet wurden. Auf dieſen Tafeln iſt die alte und neue Kriegsgeſchichte Frankreichs vereint; ein ſchöner Gedanke, der überall nachgeahmt zu werden verdiente.

In dem Saale der königlichen Schlöſſer fand ich prachtvolle Gemälde von Van der Meulen, welche die zwölf Monate und deren Vergnügungen in den verſchiedenen Schlöſſern darſtellen. Hier ſah ich jenes traurige Schloß von St. Germain, welches für Verſailles verlaſſen und aufgeopfert, ſpäter der letzte Aufenthalt Karl X. in Frankreich geworden war, der von hier ſein Land für immer verließ; Marly, einſt der reizende Lieblingsaufenthalt Ludwig XIV., deſſen glänzende Vergangenheit nur mehr einzelne Steinhaufen den Vorüberwandernden bezeugen; Fontainebleau, St. Cloud unter Franz I., Heinrich II. und Napoleon berühmt, die Schlöſſer von Pau und Randau unter Karl X. wieder hergeſtellt, Sceaux und Clugny, von denen nur mehr die Erinnerungen geblieben, gleich jenen der Marquiſe von Montespan und der Herzogin von Maine, ferner Vincennes, Madrid, Monceaux, Blois, Marimont und noch manche andere, welche die Zeit oder vielmehr die Revolutionsſtürme in Ruinen verwandelt haben! —

Nachdem ich nun all den Gemälden meine volle Aufmerksamkeit gewidmet hatte, ging ich zur Betrachtung der Portraite über, die mir in mancher Beziehung vielleicht anregender schien. Es waren dies die Säle der Könige, Connetables, Admiräle, Marschälle, berühmter Krieger, und überdies mehr als 1000 anderer erlauchter und berühmter Persönlichkeiten aller Zeiten, Stände und Länder, ein wunderbares Gemisch historischer Notabilitäten.

Unter all' diesen schienen mir die Säle der Marschälle Frankreichs die wichtigsten. — Von 1185 bis auf unsere Tage (1857) sind mehr als 300 Marschälle von Frankreich kreirt worden, und diese schöne Reihe muthvoller und tapferer Männer, welche mit Pière beginnt und bis jetzt mit Pelissier, den kühnen Erstürmer des Malakoffs, endet, füllt, chronologisch geordnet, 14 Säle aus. Bevor ich das Museum verließ, — besichtigte ich noch die großen, breiten und langen Skulpturhallen. Einst auf den Gräbern der Könige, deuteten sie die Vergänglichkeit irdischen Glanzes, jetzt auf dem Piedestal von Marmor, zeigen sie den Lebenden, daß der Ruhm nur ein gerechter Lohn aller Tugenden, und nach diesem des Menschen schönste Bestimmung ist. Diese Menge Marmorgestalten, theils aufrechtstehend, theils schlafend, immer aber unbeweglich, zeigt sich unsern Blicken in imposanter, kriegerischer und majestätischer Größe. Alle Zeiten, alle Regierungen, aller Ruhm des Landes sind hier durch würdige Repräsentanten vertreten.

Aber unter allen diesen Standbildern ist es vorzüglich eines, das die neugierige Menge fesselt, das sie mit ehrfurchtsvollem Schweigen, mit stiller Pietät begrüßt. Es ist dies die Statue eines jungen Mädchens, welches mit beiden Händen ein blankes Schwert an ihr Herz drückt, — die Statue Johanna

d'Arc, der heldenmüthigen Hirtenjungfrau. Reinheit und Demuth ſchmücken ihre Züge mit jener edlen Einfachheit, die ihrem Geſchlechte, Alter und Stande angemeſſen, aber auch die Weihe der Gottbegeiſterten ſpricht aus ihnen. Dieſes Standbild hat zum Schöpfer eine Jungfrau, die der Genius der Künſte von den Stufen des Thrones dazu auserwählt, die 1839 verſtorbene Prinzeſſin Marie von Orleans, Tochter Louis Philipps. —

Und nun verlaſſen wir das prachtvolle einſtige Königsſchloß der Bourbonen, dieſen gegenwärtigen Tempel hiſtoriſcher Erinnerungen, und eiligen Schrittes wandern wir in den großartigen Park, denn von hier aus muß man das Schloß von Verſailles betrachten, um einen richtigen Begriff von der weitläufigen und ausgedehnten Bauart, von der wahren Majeſtät dieſes Palaſtes zu erhalten!

Zum Reſidenzſchloſſe Ludwig XIV. wandert jetzt die franzöſiſche Nation und durcheilt deſſen weite Hallen, deſſen großartige Räume zu ihrem Vergnügen, zu ihrer Belehrung. Was würde er wohl ſagen? jener prachtliebende königliche Gründer, jener herrſchſüchtige mächtige Fürſt, wenn er ſich als Zeuge dieſer volksthümlichen Beſuche hier einfinden könnte? Im erſten Augenblicke höchſter Entrüſtung, ſo viele mannigfaltige Koſtüme, ſo verſchiedenartige Beſucher ganz gegen alle herkömmliche Etiquette hier zu ſehen, würde ihm dieß nicht eine Entwürdigung ſeines prachtvollen Bauwerkes erſcheinen! Er würde vielleicht ſeine Musketiere wachrufen, um die frechen Eindringlinge zu verjagen, — oder am Ende, wenn ſeine erſte Aufregung ſich gemildert hätte, aus Neugierde ihnen folgen! — aber er würde in ſeinem eigenen Bauwerke eines erklärenden Führers bedürfen.

Sire! Ihr Blick ſucht die lange Reihe von Gemächern, welche jetzt in eine herrliche Gallerie umgebildet ſind? Hier ſind

die Gemälde von Van der Meulen und Lebrun, Ihrer Schlachtenmaler; — sie sind noch immer die Ersten ihrer Art, denn Ihr Jahrhundert, Sire! hat alles Großartige hervorgebracht! Diese Bildnisse, Sire! sind wohl jene Ihrer Freundinen. Das schwärmerische sanfte Fräulein La Valière, die stolze Marquise Montespan, die kindische Herzogin von Fontanges, und die kluge Witwe Scarons, — die ehrgeizige Maitenon! welche Züge diese alle? Welche Anmuth? welche Schönheit? welche Feinheit des Geistes spricht aus ihnen? — Und hier, die vortreffliche Königin Marie Therese! aber ich will Sie nicht erweichen, Sire! Schreiten wir an den mächtigen Erinnerungen Ihres eigenen Glanzes rasch vorüber!

Und jetzt, wer ist wohl dieser Mann aus Erz im einfachen Soldatenrocke mit dem notorischen kleinen Hütchen, und welcher eben so wie Sie hier zu befehlen scheint? Ach das gäbe eine lange Geschichte zu erzählen! Ein fürchterlicher Sturm hatte sich einst über das schöne Frankreich erhoben, welcher dessen alten Erbthron zertrümmerte, und dieser Mann war es eben, der sich aus dessen Trümmern mit den Bajonneten seiner Soldaten einen neuen errichtete. Er hat mehrere Schlachten gewonnen, deren Ruhm den Ihrigen, Sire! in Etwas erbleichen macht, und Horace Vernet, der Baron Gros, die Van der Meulen und Lebrun seiner Zeit, haben sie mit ihrem Pinsel verewigt. Hier die Schlacht von den Pyramiden, denn jener Mann im einfachen Soldatenrock war auch nach Egypten gezogen, an die Quelle des Moses, hier die Schlachten von Arcole, Lodi und Marengo, in welchen er Italien eroberte, hier jene von Austerlitz, wo er die zwei mächtigsten Herrscher Europa's besiegte, — und hier sein Einzug in die alte Residenz der Czaren! Jener Invalide, welcher bei dem Andenken

ſo vieler Siege weint, war ſein treuer Begleiter! Sie können ihn fragen, Sire! und er mag reden, ob dieß die Wahrheit, oder ein Märchen aus Tauſend und einer Nacht!

Te souviens tu! que sur les pyramides
Chacun de nous osa graver son nom.
Malgré la tere, malgré les vents et l'onde
L'on vit flotter, apres avoir vaincu,
Nos etendards sur les berceaux du monde!
Dis moi Soldat! dis moi t'en souviens tu?

Aber beenden wir dieſe fantaſtiſche Scene, und wiederholen es, daß das Muſeum von Verſailles das höchſte Intereſſe nicht nur geſchichtlicher Neugierde allein, aber auch aller Zweige menſchlicher Künſte und Wiſſens bietet. Dieß herrliche, die gewichtigſten Erinnerungen für ſpätere Generationen enthaltende Denkmal iſt eine wahre Schule der Erfahrung, der Geſchichte, es iſt die lebendige Tradition des franzöſiſchen Volkes geworden, eine Ueberlieferung voll vom Ruhme des Krieges, aber auch der Künſte des Friedens!

Noch einen Blick voll Bewunderung, voll Wehmuth, von Erinnerungen der Vergangenheit, den Eindrücken der Gegenwart und den Erwartungen einer dunkel verhüllten Zukunft überwältigt, nach dieſem letzten Blick auf das einſtige Königsſchloß betrete ich mechaniſch, gleichſam von meinen eigenen Schritten fortgeleitet, die Gärten, ein beinahe noch bewundernswertherer, reizenderer, wenn auch nicht ſo hoch intereſſanter Anblick, wie der des bisher geſchilderten!

Die Gärten mit ihren großen Waſſerkünſten ſind faſt noch in demſelben Zuſtande, wie ſie Le Nôtre, der geſchmackvollſte Gartenkünſtler ſeiner Zeit, angelegt hat. Die mit Recht notoriſche Berühmtheit derſelben enthebt mich jeder nähern Beſchreibung. Wenn alle Waſſerkünſte ſpielen, was gewöhnlich

am ersten oder letzten Sonntag jedes Monats geschieht, so ist dies ein wahrhaft großartiger Anblick, wie man ihn dieser Art ich glaube nirgends sonst hat, und wogegen mir selbst die doch gleichfalls gerühmten Wasserkünste von Potsdam und Sanssouci als Spielereien vorkommen. Ich glaubte ein Märchen des Orients zu durchträumen, hätte mich nicht die dahinwogende Menge von so vielen Tausenden aus allen Schichten der Gesellschaft daherströmenden Parisern, das mitunter äußerst lustige Gedränge, für die mich umgebende Wirklichkeit so ziemlich wach erhalten. Eine ganze Woche früher liest man in Paris auf allen Straßenecken, auf den Boulevards, auf den Omnibus die große Kunde der spielenden Gewässer: Les grandes eaux à Versailles, Dimanche le etc. etc., und immer wieder und wieder erfreuen sich die schaulustigen Pariser derselben. Aber in die weiten Räume, in die prachtvollen Gärten Versailles ist es nicht allein hinreichend, blos Schaulust und Vergnügungssucht, Geschmack und Kunstsinn mit sich zu bringen; denn wir schulden es der Geschichte dieses Ortes, der Geschichte der Bildung und verfeinerten Civilisation des vorigen Jahrhunderts, unsern Geist in Erinnerungen einer berühmten längstvergangenen Zeit umherwandern zu lassen.

Wir müssen, um uns in diesen großartigen Erscheinungen noch besser zu gefallen, in den Beginn der Fronde, in den Glanz und die Pracht der Regierung Ludwig XIV. und die damalige Ton angebende Gesellschaft zurücksetzen, in jene Epoche, wo der geistreiche Molière: „die Vergnügen einer verzauberten Insel „oder die Feste und Vergnügungen des Königs in Versailles „in drei Tage eingetheilt und den 7. Mai 1664 begonnen" eben so anschaulich als reizend schildert. Die Bosquets dienten bei jenen Festen zur Schaubühne des Theaters. Das sanfte

ſchwärmeriſche Fräulein Louiſe de la Valière, auf welche der Vers Lafontaine's, des bekannten Fabeldichters, ſich bezieht:

„Et la grâce, plus belle encore que la beauté“

war damals die Seele aller Feſte zu Verſailles, ſie war zu jener Zeit der Mittelpunct des ganzen prachtvollen Hofes Ludwig XIV., an ſie richteten ſich die ſchlecht verhüllten Wünſche dieſes Königs, daher auch an ſie alle Huldigungen der Höflinge und der Geſellſchaft. Wir wollen uns nun dieſe nach allen Schilderungen damaliger Zeit ſo liebenswürdige Perſönlichkeit, den Vorſtellungen des Stückes: „La Princesse d'Elide“ den 8. Mai 1664 beiwohnend, vorſtellen. Der ganze Hof lauſchte mit geſpannter Neugier jenen galanten ſinnigen Anſpielungen Molière's, welche dieſer Dichter mit gleichviel Geſchmack als Tact anzubringen wußte. Man erkannte leicht in der ihrer Unabhängigkeit ſich ſtolz freuenden Fürſtin, welche die Seufzer ergebener Verehrer abweiſt, das Fräulein von La Valière.

Was mußte ihr gefühlvolles Herz empfunden haben, ohnedies ſchon längſt im Kampfe zwiſchen Pflicht und Liebe, als plötzlich der ganze Hof mit lautem Beifalle den endlichen Sieg des jungen Euryates über das ſtolze Herz der Fürſtin begrüßt und folgenden Worten Molière's ſtürmiſcher Enthuſiasmus erwidert wird:

„Un coeur ne commence à vivre
„Que du jour qu'il sait aimer.
„Quelque fort qu'on se défend,
„Il y faut venir un jour;
„Il n'est rien, qui ne se rende
„Aux douces charmes de l'amour.“

Welch' ſchroffer Gegenſatz zu den ſpätern Geliebten Ludwig XIV. und gar erſt ſeines Nachfolgers! Die poetiſche Erſcheinung der liebenswürdigen Herzogin von La Valière,

am ersten oder letzten Sonntag jedes Monats geschieht, so ist dies ein wahrhaft großartiger Anblick, wie man ihn dieser Art ich glaube nirgends sonst hat, und wogegen mir selbst die doch gleichfalls gerühmten Wasserkünste von Potsdam und Sanssouci als Spielereien vorkommen. Ich glaubte ein Märchen des Orients zu durchträumen, hätte mich nicht die dahinwogende Menge von so vielen Tausenden aus allen Schichten der Gesellschaft daherströmenden Parisern, das mitunter äußerst lustige Gedränge, für die mich umgebende Wirklichkeit so ziemlich wach erhalten. Eine ganze Woche früher liest man in Paris auf allen Straßenecken, auf den Boulevards, auf den Omnibus die große Kunde der spielenden Gewässer: Les grandes eaux à Versailles, Dimanche le etc. etc., und immer wieder und wieder erfreuen sich die schaulustigen Pariser derselben. Aber in die weiten Räume, in die prachtvollen Gärten Versailles ist es nicht allein hinreichend, blos Schaulust und Vergnügungssucht, Geschmack und Kunstsinn mit sich zu bringen; denn wir schulden es der Geschichte dieses Ortes, der Geschichte der Bildung und verfeinerten Civilisation des vorigen Jahrhunderts, unsern Geist in Erinnerungen einer berühmten längstvergangenen Zeit umherwandern zu lassen.

Wir müssen, um uns in diesen großartigen Erscheinungen noch besser zu gefallen, in den Beginn der Fronde, in den Glanz und die Pracht der Regierung Ludwig XIV. und die damalige Ton angebende Gesellschaft zurücksetzen, in jene Epoche, wo der geistreiche Molière: „die Vergnügen einer verzauberten Insel „oder die Feste und Vergnügungen des Königs in Versailles „in drei Tage eingetheilt und den 7. Mai 1664 begonnen" eben so anschaulich als reizend schildert. Die Bosquets dienten bei jenen Festen zur Schaubühne des Theaters. Das sanfte

dieſe elegante nach Manſart erbaute Villa wieder zu einer königlichen Reſidenz umgeſchaffen, und wenn ich nicht irre, erſt vor zwei Jahren (1855) von der Königin Victoria von England bei ihrer letzten Anweſenheit am Hofe des jetzigen Kaiſers bewohnt. — Es iſt ſchon ſehr lange her, ſeit dieſes Schloß unter dem Namen: „Pavillon de flore“ der Lieblingsaufenthalt der Marquiſe von Montespan geweſen. Insbeſondere iſt es eines der Fenſter, welchem der Herzog von St. Simon in ſeinen Memoiren eine hiſtoriſche Wichtigkeit zuſchreibt. Bei Beſichtigung der Arbeiten des eben in Bau begriffenen Grand Trianon entdeckte Ludwig XIV. geübter Kennerblick (1671), daß eines der Fenſter kleiner als die andern wäre. Louvois, der ihn begleitete, behauptet das Gegentheil, und Le Nôtre mit dem Maßſtabe in der Hand mußte dem Miniſter beweiſen, daß er im Unrechte ſei. — In Folge dieſes Streites beſchloß Louvois den König die Maurerkelle verlaſſen zu machen, und rief den Krieg und die Verwüſtung der Pfalz hervor.

So entſchied denn mittelbar der Streit über die Größe eines Fenſters das Unglück und die Zerſtörung eines ganzen Landes, die Flammen und Schutthaufen einſt blühender Städte und Dörfer, das Wehgeſchrei, der Ruf gräßlicher Verzweiflung vieler Tauſenden von Menſchen, — Raub, Mord, Todtſchlag waren alſo die Folge der Laune Louvois, dieſes ſo mächtigen Miniſters Seiner Echt Chriſtlichen Majeſtät Ludwig XIV. — Wir blicken bei ſolchen Ereigniſſen mit Wehmuth fragend zum Himmel empor! — und im Leben von Fürſten und Völkern hat uns die Geſchichte noch immer früher oder ſpäter die ſtrafende Hand des allmächtigen Herrn der Könige und Länder gezeigt! —

Ludwig XIV. hatte Grand Trianon gegründet, um dem Geräuſch des glänzenden Verſailles zeitweiſe zu entgehen, ſein

Nachfolger erbaute Klein-Trianon, um die Unbequemlichkeit des Großen zu meiden.

Le Petit Trianon, am äußersten Ende des Gartens von Versailles, besteht aus einem Pavillon mit einem Erdgeschoße und zwei Stockwerken. — Hier feierte Ludwig XV. seine berüchtigten kleinen Soupers und Orgien, — hier war es, wo das mahnende Messer Damiens ihn verletzte, — hier endlich erhielt er jene fürchterlichen Blattern, die seinen am 10. Mai 1774 erfolgten Tod auf so peinliche Art herbeiführten.

Aber wenden wir uns von diesen trüben und unreinen Erinnerungen, um einem andern Andenken zu huldigen, welches diesen Ort erfüllt, und dem er all' seinen Reiz, all' seine Verschönerungen, wie auch jene stille Wehmuth verdankt, die unser Herz hier leise durchzittern macht. Ja! es ist das Andenken einer durch ihren Muth im Unglücke, — ihren Geist, ihre anmuthige Schönheit im Glücke ausgezeichneten Fürstin, einer durch ihr trauriges Schicksal bejammerns- und bewundernswerthen Frau — der einst so gefeierten, so glänzenden Königin Marie Antoinette.

Dieser Ort, von Ludwig XVI. durch eigenen Schenkungs-Akt wie bekannt zu ihrem uneingeschränkten Gebrauch übergeben, war der Lieblingsaufenthalt jener Königin. Hier wollte sie zeitweise aufhören als Herrscherin eines mächtigen Reiches nur scheue Ehrfurcht einzuflößen, um alsdann nur eine anmuthige, liebenswürdige junge Frau zu sein. Das leicht gepuderte Haar in unter einem Strohhut herabfallenden Locken; — so durcheilte sie als junge erhabene Göttin dieses entzückenden Haines die kleinen Gehölze und Grotten, um sich am kleinen (künstlichen) See durch Fischfang zu ergötzen. In ihrem geliebten Trianon konnte sie frei aufathmen von der kleinlichen

Strenge der Etiquette von Verſailles, dort war ſie Herrin ihrer harmloſen Vergnügungen, — heitere Spiele belebten dort die Erinnerungen ihrer Kindheit und des patriarchaliſchen Familienlebens am Hofe ihrer großen Mutter zu Wien und Schönbrunn.

Engliſche Anlagen, damals ſehr beliebt, hatten den ehemaligen botaniſchen Garten Ludwig XV. erſetzt, man ſieht Gewäſſer, aber nicht im geregelten Laufe wie zu Verſailles, durch das Grün der Wieſen und der belaubten Gehölze ſich dahinſchlängeln, hölzerne Brücken oder auch größere von Stein über künſtliche Felſen ſich erheben, zwiſchen all' dieſen: Waſſerpflanzen und hervorſprudelnde Quellen, kurz überall die ſymmetriſche Vereinigung des Geſchmackes, der Kunſt und Natur. Dies Alles erſetzt hier reichlich die Pracht und den Marmor Verſailles. Man bemerkt die mannigfaltigſten Gewächſe, ſo eine griechiſche Weide aus Athen, eine Roſe der Akazie, — eine Ceder des Libanon! — Die Wege durchſchneiden ſich vielfach, — das Ganze iſt bezaubernd und gibt das giltigſte Zeugniß über Geſchmack und Kunſtſinn ſeiner hohen Gründerin! —

Das Theater, der Concertſaal, die Grotte, der Marlboroughthurm, das kleine Dörfchen, dieſe alle ſind von Marie Antoinette gegründet, und geben Kunde von ihren ländlichen Freuden. — Bei Gelegenheit ſeiner Anweſenheit am franzöſiſchen Hofe 1777 hat Kaiſer Joſef II. ſeine Schweſter an dieſem Orte häufig beſucht, — bei jener Kaiſer Paul I. von Rußland gab dieſem die Königin hier ein Souper und ließ den Garten beleuchten, 1782. Ganze kurze Zeit war Petit Trianon 1812 von der liebenswürdigen Fürſtin Pauline Borgheſe, Napoleon's geiſtreicher Schweſter, bewohnt.

Aber der Name Trianon bleibt unzertrennlich von jenem Marie Antoinette's. Jene Bäume, die unter ihren Augen, ihrer

unmittelbaren Leitung einſt gepflanzt wurden, heben heute ihre ſtolzen Häupter gegen Himmel hinan, und dennoch würde man glauben, ſie unter ihrem Schatten noch jetzt herumwandeln zu ſehen. Hier der Muſikſaal, wo ſie ihre Rollen lernte, das Theater, wo ſie ſpielte, das Dörfchen, was ſie bauen ließ, die kühle Grotte, wo ſie ſo häufig ausruhte von den Sorgen, dem Kummer und den Verläumdungen der Welt! — Ja die Königin Marie Antoinette, ihre fromme Schwägerin Eliſabeth, — ihre unglückliche Freundin, die anmuthreiche Fürſtin Lamballe, alle dieſe freundlichen und ſchönen Frauenbilder herrſchen noch heute in den Gärten von Trianon. — Nicht die Zeit, die unerbittlich Alles zermalmende, nicht die ſich überſtürzenden Stürme der Revolutionen und Staatsumwälzungen konnten und werden ſo viele an Reiz und Wehmuth überreiche Erinnerungen zu verwiſchen vermögen, welche, wenn wir die Gärten von Trianon durchwandern, nicht nur unſeren Schritten folgen, ſondern häufig ſie auch leiten! — Ich konnte mich nicht enthalten, trotz des überall angeſchriebenen ſtrengen Verbotes, trotz der herrſchenden Argusaugen der vielen Gartenwächter, von den von der Königin gepflanzten Bäumen einige Blätter abzupflücken, um ſie mit ſorgfältiger Hand in meinem Gedenkbuche als Andenken meiner mehrmaligen Beſuche in Trianon aufzubewahren.

Eine ſo bunte Abwechslung ſo verſchiedener Eindrücke wird man nirgends auf einem Fleck ſo concentrirt finden als in Verſailles und deſſen Bereiche! Bilder von Königen, Helden, Kriegern, Politikern und Künſtlern abwechſelnd mit den lieblichſten Frauen-Erſcheinungen, endlich die Denkmäler der Kunſt, die Annäherung der letztern an die Natur, die lebendigen Zeugen des Reichthums, Geſchmacks und der Pracht,

dies Alles noch durch hiſtoriſche Weihe geheiligt, — und ich verließ mit einer bleibenden Erinnerung eines der großartigſten Prachtwerke der alten Monarchie, eine der patriotiſchſten Inſtitutionen einer neuen Regierung Frankreichs.

Wenn wir das Schloß und die Gärten von Verſailles, die Gräber von St. Denis, den Römer von Frankfurt beſichtigen, wenn wir den St. Stephansthurm in Wien oder die Terraſſen von Sansſouci beſteigen, oder an dem Monumente Joſeph II. vorübergehen, ſo weht uns ein Hauch der Geſchichte entgegen, der uns ſtolzer erhebt, tröſten, erfreuen oder erhoffen macht! —

Bald werde ich an Albions Küſten die Klänge des Rule Britannia hören, bald die Weſtmünſter-Kirche, dieſes ſchöne Denkmal brittiſchen Ruhmes betreten, und neue Anſchauungen, neue Eindrücke werden die hier empfangenen wenn nicht verwiſchen, doch deren Friſche etwas mindern. Ich will daher vor meiner Abreiſe die in den letzten Tagen meines hieſigen Aufenthaltes erhaltenen noch ungeſchwächt in dieſe Blätter aufzeichnen. Nicht ohne Intereſſe, mit ſtillem Reize der Wehmuth, mit ernſten Gedanken beſuchte ich jüngſter Zeit in dem frivolen, heitern, ſtürmiſch und unbekümmert darauf loslebenden Paris, in der Mitte des bewegten bunten Treibens um mich her, — die Ruheſtätte der Todten, eingedenk jenes Spruches eines unſerer Dichter:

„Tritt ſtill herbei, und was Du hier empfunden,
Das nimm mit Dir ins Weltgewühl hinaus!“

Vor allen waren es die Königsgruft zu St. Denis, ſodann die Pariſer Kirchhöfe, denen ich meine volle Aufmerkſamkeit weihte.

Ich benützte die Eisenbahn von Place Roubaix, und gelangte nach viertelstündiger Fahrt an das gewünschte Ziel, die Kirche von St. Denis. Diese verdankt ihre Berühmtheit allein den Gräbern der Könige von Frankreich, zu deren letzter Ruhestätte sie seit den ältesten Zeiten ausersehen war, mehr noch als dem äußern Glanz ihrer Verzierung. Die schwerste und traurigste Zeit brach für St. Denis mit der Revolution von 1789 herein. Die Gräber wurden geschändet, die Metalle gegossen, die Reliquien zerstreut. Bald Tempel der Vernunft, bald Artillerie-Depot, bald Gauklerbude, endlich sogar Mehl- und Fourage-Magazin, war sie nie dem völligen Ruine so nahe. Selbst der jedem Franzosen einst ehrwürdige Name St. Denis wurde bei Abschaffung der Heiligen in Franciade umgewandelt. Schon wurde beschlossen, die den Einsturz drohenden Gewölbe einzureißen und das Gebäude in ein marché publique, die Kapellen aber in Boutiquen zu verwandeln, als Kaiser Napoleon I. mittelst Decrets vom 19. Februar 1806 die Herstellung der Abtei und des Kapitels befahl.

Der Hauptzweck meines wie der meisten Besucher von St. Denis war, die Gräber der französischen Könige zu sehen. Diese enthält die Crypta oder Gruftkirche, welche überdies noch die meisten Züge der alten Bauten bewahrt. Die Grabgewölbe, welche seit König Dagobert † 638 der französischen Königsfamilie als letzte Ruhestätte gedient hatten, erstreckten sich nur bis zur Westseite der Crypta. Als mit der Leiche der Infantin Maria Theresia, jener ausgezeichneten, an Tugenden zum Muster dienenden Gemalin Ludwig XIV., der Raum ausgefüllt war, befahl dieser König die Erbauung einer eigenen Gruft für die Familie der Bourbonen, welche auch bald durch einen Einbau in die Crypta bewerkstelligt wurde. — Erst zwei Könige

und wenige andere Glieder dieſes Stammes waren hier beigeſetzt, als die Revolution von 1789 über das unglückliche Frankreich hereinbrach.

In der Sitzung des National-Convents vom 31. Juli 1793 machte Barère die Zerſtörung von St. Denis, oder wie es jetzt hieß von Franciade, zum Gegenſtande eines Berichts an den verſammelten Convent, und den 15. Auguſt l. J. machte der „Moniteur“ mit triumphirenden Worten dem Volke die Anzeige der mit Nächſtem ſtrengen und vollſtändigen Ausführung desſelben.

In einer ſpätern Sitzung intervenirte der Convents-Deputirte Lequinio auf der Nationaltribune: „Man müſſe ohne „Zweifel die Gräber der Tyrannen zerſtören, aber die Monu„mente möge man zu erhalten trachten, nicht mehr als Gegen„ſtände der Verehrung und Pietät, aber zur anſtaunenden „Bewunderung und Nachahmung für Künſtlergenie und Freunde „der Kunſt.“ — Ueber dieſe Zerſtörung und Leichenſchändung gibt Dom Poirier, der damalige Archiviſt der Abtei St. Denis, einen ausführlichen Bericht, welcher von um ſo größerem hiſtoriſchen Intereſſe iſt, da er von einem Augenzeugen verfaßt wurde. In dem Bezug habenden Decret führt der Convent an, daß die Nation Geſchütz und Munition brauche, zu welchem Zweck das an den Särgen befindliche Metall zu verwenden ſei. —

Die Geſchichte, — dieſe an lebendigen Erfahrungen ſo überaus reiche, ſo praktiſche Lehrerin, das Strafgericht wie die Belohnung über Könige und Völker abhaltend, den untrüglichen Spiegel der Wahrheit handhabend, die Geſchichte, von den Dummen und Schlechten ſo ſehr gefürchtet, von den Verſtändigen und Guten geliebt, das finſtere Vorurtheil mit dem Aberglauben

verscheuchend, die Welt erhellend mit der auf Erfahrung und That ruhenden Religion, mit dem Sinne für das Schöne, Edle und Gute begeisternd, sie zeigt uns am deutlichsten die unergründlichen Wege der Vorsehung, das unerforschliche Walten des Schicksals, die wunderbaren Fügungen eines allmächtigen, weisen und gerechten Gottes.

Ein leuchtendes Beispiel, ein bedeutender Beleg dieser Wahrheit stellt sich uns auch hier bei der Zerstörung der letzten Ruhestätte von Frankreichs einstigem Königsgeschlechte dar.

Den 12. Oktober 1693 ließ Ludwig XIV., der allerchristliche König, die Gräber der deutschen Kaiser zu Speier durch den Intendanten Henz zerstören; und gerade hundert Jahre später, den 12. Oktober 1793, ließ der National-Convent zu Paris durch den Volksrepräsentanten Henz an der Gruft der Bourbonen, der Herrscher Frankreichs, gleichfalls dasselbe Werk vollenden, und mit der Asche des Pfalz-Verwüsters, des Erbauers dieser Gruft, — mit Ludwig XIV. wurde der Anfang gemacht. Großartige Erinnerungen längst vergangener Zeiten werden unter den Gräbern der Könige uns bestürmen, denen hingegeben werden wir geistig zur Andacht erhoben. Die Eitelkeit der Welt tritt uns nie greller vor Augen als an einem solchen Orte; unsere Frivolität wird fliehen, sich verbergend vor dem Ernste des Lebens, vor der düstern Mahnung einer verschleierten Zukunft.

Ich stand lange vor den Statuen Ludwig XVI. und der Königin Marie Antoinette. Sie sind beide im Hofkostüme damaliger Zeit, vor einem Betschemmel kniend, von weißem Marmor gearbeitet. Die Aehnlichkeit jener unglücklichen Königin soll hier außerordentlich sein, ihre hohe anmuthige Schönheit tritt von Allen, was ich bisher von ihren Abbildungen

geſehen, am Deutlichſten und Auffallendſten hier hervor. Die Arbeit iſt theils von Gaule, theils von Petitot. Auf dem Denkmale ſind nur die einfachen Namen der Geburts- und Todestage dieſer beiden königlichen Märtyrer der Neuzeit aufgezeichnet.

Die erſte Linie der Capetinger hatte mit drei Brüdern geendet, dasſelbe war mit dem Hauſe Valois und dem ältern Zweige der Bourbons der Fall. Ludwig XVIII. war der Einzige von den Enkeln Ludwig XV., der in den Tuillerien geſtorben, und deſſen Leichenfeier gleich ſeinen alten königlichen Vorfahren mit dem ehemaligen gewohnten Pomp zu St. Denis abgehalten wurde.

Das Denkmal Ludwig XVIII. iſt bis nun das letzte, und es würde in der Gruft an Raum für künftige Monumente mangeln. Aber St. Denis ſoll nicht mehr königliche Gräber erhalten; die Dynaſtie Orleans hat ſich in einer Kapelle in Mitte von Ruinen des alten Schloſſes Dreux eine andere Ruheſtätte auserſehen, die ſie ungetheilt beſitzen wollte. Nicht mehr der ſchreiende Glanz eines National-Monuments, wohl aber die ſtille Ruhe einer Familiengruft ſchien das Ende ihrer Wünſche, welche, ehemals vom Ehrgeize getrieben, immer bewegt und ſtürmiſch waren. Und der jetzige Kaiſer dürfte wohl einſt in der Nähe ſeines großen Oheims, des Gründers ſeiner Dynaſtie, den ewigen Schlaf ſchlummern wollen?

Seit zwölf Jahrhunderten, daß St. Denis beſteht, wie viele Menſchen, wie viele Ereigniſſe ſah es kommen und wieder verſchwinden? Es iſt ein Denkmal voll vom vergangenen Leben! Mir hat der Anblick dieſer Kirche mit ihren alten Mauern, ihren Ueberreſten ſo vieler Epochen, — der Anblick dieſer Gräber einen ganz eigenen nicht zu verwiſchenden Eindruck gemacht. Die Gegenwart dieſes Kreuzes, immer bekämpft, und dennoch

immer triumphirend, scheint an des Welterlösers Worte zu mahnen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!“

Die einst so gefeierte Abteikirche von St. Denis ist nun ein Ort trüber Erinnerungen geworden, statt königlichen Glanz und Ruhm der Welt laut zu verkünden, gibt sie vielmehr ein reichliches Zeugniß von Schaffot, Mord und Leichenschändung! Meist sind es Fremde, die diese Gräber besuchen, welche den Namen St. Denis über Europa hinaus bekannt gemacht haben, in Paris selbst mögen die „Talmouses de St. Denis,“ ein schlechtes hohles Gebäck, bekannter oder mindestens gesuchter als die Königsgruft sein. — Ich aber verließ mit bewegtem Herzen, mit tiefem Ernste, innerlich gerührt die Räume der Todten, welche die Geschicke von Millionen einst gelenkt, — deren mächtigem Willen Städte und Länder sich beugten; sie alle stehen jetzt vor einem Höheren, der ihre Thaten in der Wagschale ewiger Gerechtigkeit aufwiegen läßt, um Lohn oder Strafe zu bestimmen, ihre stolzen Hüllen sind in Staub zerfallen, moderndes Gebein, der verpestende Hauch der Verwesung hat sie vernichtet!

Raschen Schrittes enteilte ich diesen düstern Hallen, deren erschütterndes Andenken mich noch lange begleiten wird.

Von den Pariser Kirchhöfen besuchte ich, wie natürlich, den größten und berühmtesten, den bekannten Père Lachaise zuerst. Als ich mich dem Kirchhofsthore näherte, bot man eben Biographien und Gedichte des vor wenig Wochen beerdigten, in Frankreich so volksthümlichen Dichters Beranger dem Eintretenden zum Verkaufe, auch fand ich dessen noch frischen Grabeshügel von unzähligen Blumenguirlanden geziert.

Ein nur flüchtiges Dahinschlendern nimmt schon an drei Stunden in Anspruch, ich habe daher an drei Vormittagen diese

ernſte Wanderung wiederholt. Faſt bei jedem Schritte auf dieſem Gefilde der Todten ſprechen Steine und Denkmäler in wunderbarer Sprache zu uns, und nennen dem Wanderer Namen, die die Geſchichte der Völker und Länder, der Künſte und Wiſſenſchaften in alle Gegenden der Welt hat ertönen laſſen! Sechszehntauſend iſt die Anzahl der dermaligen Denkmäler (1857), von den gewöhnlichen kleinen Grabkreuzen angefangen bis zu den größten Mauſoleen und Pyramiden, darunter die Mehrzahl von künſtleriſcher Pracht!

Die ſchönſten Baumpflanzungen gewähren Schatten und mildern den düſtern Eindruck der Gräber. — Man würde glauben, in einem Garten zu luſtwandeln, wenn nicht die Denkmäler und Kreuze uns dieſen Ort als Stätte der Todten verkündeten.

Die erhöhte Lage gewährt eine vortreffliche Ueberſicht über das gewaltige Häuſermeer der franzöſiſchen Weltſtadt, die Seine mit ihren Quais, die Juliſäule mit den nächſten Boulevards, der Arc d'Etoile de Triomphe, das Hotel de Ville, die Tuillerien, auf der andern Seite die Porte von St. Denis, die Höhen des Montmartre. Dies Alles gibt ein ſchönes, großartiges und maleriſches Bild, deſſen Eindruck noch lange in meiner Erinnerung bleiben wird.

Der größere Theil der franzöſiſchen Hauptſtadt beerdigt hier ſeine Todten, hiſtoriſche und künſtleriſche Notabilitäten, wie überhaupt Leute von Rang und Namen werden faſt ausſchließlich am Père Lachaise begraben. — Ein mit Eiſengittern umgebener, von acht Fichten beſchatteter Raum, der die Leiche eines der erſten Helden der Kaiſerzeit, des Lieblings der großen Armee, des Tapfern der Tapfern, — des Marſchall Ney — enthält, fiel mir beſonders in die Augen. Noch heute aber

vermißt man den Namen dieſes Helden an jenem ſtillen Ort zu leſen. — Die Grabmäler der Marſchälle Lauriſton, Valmy, Maiſon, Victor, Grouchy, Davouſt und Maſſena, der Diplomaten und Politiker Martignac, Benjamin Conſtant, Caſimir Perier, Foy, Manuel, Savary, Coulaincourt, Pozzo di Borgo, Barras, wie auch der hier beigeſetzten Dichter Lafontaine und Molière, wie viele Erinnerungen erwecken ſie in uns!

An Denkmälern und bewährten Namen bedeutend ärmer iſt der Kirchhof des Montmartre, aber auf deſſen höchſtem Punkte hat man die ſchönſte Ausſicht über die franzöſiſche Weltſtadt, deren großartiges Panorama ſich hier unſern Blicken bietet. Aber auch für den Soldaten liefert der Montmartre hiſtoriſches Intereſſe, er ruft das Andenken einer großen Zeit, der Befreiung Deutſchlands vom Joche des galliſchen Imperators, im deutſchen Kriegerherzen wach. Dieſer Hügel war ja doch eines der letzten blutgetränkten Bollwerke des ſinkenden Napoleoniſchen Banners; denn auf den Höhen des Montmartre fielen vor der Einnahme von Paris am 30. März 1814 die letzten Schüſſe.

Gegen die beiden eben genannten Kirchhöfe hält endlich jener des Mont Parnaſſe in keiner Weiſe einen günſtigen Vergleich aus. Mit dem Beſuche dieſes letztern hatte ich meine Wanderungen zwiſchen den Gräbern des großen und lebensluſtigen Paris beendet, es liegt darin, wenn wir nicht gedankenlos an ihnen vorüberſchlendern, eben viel Stoff für ſowohl hiſtoriſche, als auch philoſophiſche Studien.

Alle dieſe verſchiedenen Charaktere, dieſe mannigfaltigen Streben, Talente und Leidenſchaften, dieſe Repräſentanten aller möglichen Stände, Parteien, Wiſſenſchaften und Künſte, ſie ruhen jetzt hier den ewigen Schlummer des Todes, dem

mächtigſten aller Nivellirungsſyſteme, der Verweſung und den Würmern anheimgefallen. Das eiſerne Geſetz der ewigen Natur als triumphirender Sieger, der tröſtende Glaube der Religion als bleibende Hoffnung. — Mir kamen jedesmal, als ich einen dieſer Friedhöfe verließ, Lamartine's ſchöne und treffende Verſe in den Sinn:

Ils ont péché, mais le ciel est un don!
Ils ont souffert; c'est une autre innocence!
Ils ont aimé; c'est le sceau du pardon!

Eine Zigeuner-Prophezeihung.

Motto: Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.
Heine's Loreley.

Während meiner Garniſonirung in Siebenbürgen hatte ich den wirklich intereſſanten, merkwürdigen Fall, einer bis in die kleinſten Umſtände eingetroffenen Wahrſagung erlebt, ſeit damals lache ich nicht mehr über alle jene, die Vorahnungen, Prophezeihungen, und derlei myſtiſche Erſcheinungen mit Befangenheit aufnehmen, oder ſich oft ſogar von ihnen beſtimmen laſſen; — im Gegentheile, ſtatt in das gewöhnliche allgemeine Geſpötte hierüber und totale Ableugnen aller magnetiſchen Rapporte einzuſtimmen, klopfe ich im Stillen gläubig an die eigene Bruſt, kann ich mich eines geheimen Schauers nicht erwehren, wenn in meinem Gedächtniſſe folgende von mir ſelbſt erlebte Begebenheit gleich einem grauſen Nachtbilde wieder an mir vorüberzieht. Es gibt Dinge im Leben, die wir trotz aller fremden Erfahrungen ſo lange für unmöglich halten, bis wir nicht ſelbſt die eigne perſönliche Ueberzeugung derſelben erlangt haben.

Siebenbürgen mit ſeinen dichten Wäldern, — ſeinen Himmel erſtürmenden Bergen, — ſeinen tiefliegenden Thälern, — ſeinen weiten Ebenen, ſeinen faſt unergründlichen Schluchten und Abgründen, — den das Land abwechſelnd durchſchneidenden Strömen der Maros, Szamos, Kockel und Alt, — mit ſeinen poetiſchen Sagen aus der Zeit eines Johannes Hunyad, eines Bethlen Gabor, eines Rakoczy, der ſpätern Walachen-Häuptlinge Horjah und Klocska, iſt ganz ein Land der Romantik Der ſtolze Magyare, der rohe Motze, der bedächtige Deutſche und der wilde Szekler hauſen zwiſchen dieſen Bergen mit gegenſeitigem Mißtrauen beiſammen, — nebſt ihnen durchſtreifen die Zigeuner, als echtes Nomadenvolk noch den Urtypus ihrer Race beibehaltend, das Land, ſpielen mit Fidel und Cymbal — und ihre Mädchen mit den pechſchwarzen herabhängenden Zöpfen, den dunkeln feurigen Augen ſingen das Herz zerreißende düſtere Melodien, während die alten häßlichen ſchmutzigen und zuſammengeſchrumpften Weiber aus der Hand wahrſagen, und wahre Fanatikerinen in dieſen Künſten ſind. Dieſes ſchöne wild romantiſche Land hatte auf mich einen tiefen unauslöſchlichen Eindruck gemacht, es hatte ein eigenes Intereſſe in mir erweckt, — ich hatte ja dort fröhliche Stunden der Jugend, — unvergeßliche Tage des Ruhmes verlebt.

Nun zur Sache! — An einem ſchönen Sommerabende des Jahres 1848 ſaßen wir, mehrere Offiziere, lauter heitere muntere Geſellſchaft, in der Station unſeres Kameraden F. — vor der Thüre ſeines Quartiers, einige Flaſchen guten Weines leerend, unſere langen türkiſchen Pfeifen ſchmauchend, beiſammen. Um Liebesabenteuer, Avancement, Pferde und Dienſtesverhältniſſe drehte ſich das Geſpräch — (alte Soldatenlieder mit ewig neuen Variationen) — allgemeiner Frohſinn belebte uns Alle, der

vorzüglich durch den treffenden, dabei gutmüthigen Witz und uns bekannten Humor des liebenswürdigen stets heitern Hausherrn doppelt gesteigert wurde. — In der Jugend und bei guten Kameraden ist jedes Beisammensein ein Fest, weil man den Schmerz der Trennung nicht ermißt, weil unser Gemüth noch nicht bitter und egoistisch ist, weil unsere Herzen noch jung sind, im gegenseitigen Vertrauen überströmen, und endlich weil in unsern Köpfen Illusionen und Hoffnungen, der Raub des spätern Lebens, noch ihren Tummelplatz haben. Ich erlaube mir Beranger's Verse zu zitiren, da sie so ganz auf den damaligen Moment heitern Zusammenlebens passen:

L'amitie, que l'on regrette
N'a point quittè nos climats:
Elle trinque à la guinguette
Assise entre deux soldats.

Ja wer weiß es von uns nicht zu schätzen, nach der langweiligen Monotonie einer schlechten Station einen guten Freund und Kameraden wieder zu sehen, und mit ihm einige Stunden theils über Regiments- oder Herzenspolitik zu plaudern, theils sich gegenseitig durch Seifenblasen und Luftschlösser zu montiren, um dann wieder von Neuem, mit einer Masse Pläne und Träumereien ausgerüstet, in sein ländlich kriegerisches — und abrichtendes Stillleben zurückzukehren.

Unsere immer mehr sich steigernde Fröhlichkeit wurde plötzlich durch das Erscheinen einer wandernden Truppe Zigeuner unterbrochen, wir gaben ihnen Wein zu trinken, und ließen uns den Csárdas und Rakoczy aufspielen, wobei sie unter Eljen- und Rayta-Rufen am Rasen herumsprangen. Die alte Zigeunermutter, einer von den Hexen aus Macbeth ähnlich, fragte, als die Tänze beendet waren und die Musik verstummte, ob wir

ihr unſere Hände wohl anvertrauen wollten, um aus deren Linien uns die Zukunft, wie ſie immer ſein möge, heiter oder düſter, wahrzuſagen. Dieſer Vorſchlag wurde unter ſchallendem Gelächter übermüthig und ſpöttiſch angenommen. Wir reichten dem alten häßlichen Weibe einer nach dem andern die Hand, ſie blickte, durch den Hohn unſeres Unglaubens erzürnt, uns drohend an, verzerrte ihr Geſicht, und begann, unter die Sache noch feierlicher machenden Formeln und Hexenſprüchen, die Bilder der Zukunft jedem Einzelnen zu entrollen. Hauptmann D..., auf einer Durchreiſe unſer Gaſt, war der Erſte: — „Ihr ſollt, „meine Herren! wieder bei einem Mahle den úram oder vielmehr „nur deſſen Haupt vom Körper getrennt ſehen.“ Allgemeines Lachen folgte dieſem gräßlichen Spruche. Nun kam der Zweite, Oberlieutenant W.., an die Reihe: „Du wirſt in einem hal„ben Jahre den ſchönſten Soldatentod auf dem Schlachtfelde „ſterben! Raſch und ſchmerzlos wird dein Ende ſein.“

Hierauf zu Rittmeiſter S.: „Liebe und Ehrgeiz werden Dich „tödten, bevor ſechs Sommer wiederkehren. Deine Braut ſtirbt „kurz vor der Hochzeit; — Kummer hierüber wird an Dir nagen, Deine Geſundheit zerrütten, Du mußt das Waffenhandwerk aufgeben, und Gram bringt Dir den Tod.“

Nun folgte unſer joviale Hausherr, Oberlieutenant F.: „Dein Körper wird in wenig Jahren elend hinſiechen, bei einem „todten oder mindeſtens verwirrten Geiſte! Hüte Dich vor Pferden!“

Endlich der Letzte, — der bei dieſer Unglücksprophetin doch noch gut durchzukommen hoffte: „Und Ihr, mein junger „Herr! das Leben liegt noch lange offen vor Euch! aber es „wird weder durch den flüchtigen Rauſch befriedigten Ehr„geizes, noch das ſtille Glück dauernder Liebe erheitert. Ihr

„werdet beiden entſagen, und ein blutendes Herz lebendig be-
„graben."

Und mit dieſem endete die Zigeunerin ihre düſtern Prophe-
zeihungen, — wir aber blickten uns Alle etwas betroffen an, der gute Humor war hinweg, aus falſcher Scham wollten wir es einer dem andern an Heiterkeit zuvorthun, — aber umſonſt war alles Bemühen den früheren Ton wieder anzuſtimmen, mit innerem ſchlecht verhehltem Mißmuth trennten wir uns nach Mitternacht, auf unſern treuen Roſſen über Stock und Stein nach Hauſe jagend.

Mehrere Monate darauf war der Feldzug im vollen Gange, Bém's Schaaren hatten das ſchöne Land überſchwemmt, und mit Ausdauer und Muth, aber mit wechſelndem Glücke bekämpfte die tapfere kleine ſiebenbürgiſche Armee die ſich ſtets mehr und mehr anhäufende Macht des Feindes. Am Abende eines Schlachttages ſaßen wir wieder mehrere, uns nach den blutigen Strapazen des Tages erholend und gütlich thuend, beiſammen, die wenigen Vorräthe an Fleiſch und Wein brüderlich theilend. Wir beſprachen die Vorfallenheiten des heutigen Gefechtes, kombinirten beiläufig die allenfallſigen weiteren Operationen, und tranken auf das Wohl unſeres Monarchen, auf das Glück unſerer Waffen, auf den Ruhm unſerer tapferen Armee und ihrer Führer und vergaßen wie natürlich auch unſere höchſt eigenen Geſundheiten dabei nicht. Da trat plötzlich ein junger Oberarzt mit einem in Tuch verhüllten Gegenſtande zu uns heran, ſetzte dieſen nieder und entſchleierte ihn. Es war das blutige Haupt des Hauptmann D.., das durch eine Kanonenkugel dieſen Morgen knapp vom Rumpfe getrennt wurde, als er eben ſeine Kompagnie zum Sturme vorführte. — Der junge Arzt, gerade aus der Akademie gekommen, hatte aus

Wißbegierde und Vorliebe für seine anatomischen Studien den Kopf am Schlachtfelde, ohne dessen einstigen Träger zu kennen, aufgehoben, um ihn sodann in Spiritus gesetzt aufzubewahren.

Allgemeiner Schauder und Entsetzen bemächtigte sich des ganzen Kreises, aber Rittmeister S. und ich wechselten Blicke miteinander, die nur uns verständlich waren.

Bald darauf wurde die Schlacht an der Brücke der Strehl geschlagen; in dieser tödtete eine matte Zwölfpfünderkugel ohne die mindeste Spur einer äußern Verletzung, nur durch den Luftdruck, Oberlieutenant W. Er war als braver Soldat in seiner Pflicht gefallen und hatte eben so schnell als schmerzlos geendet. — An ihm war, so wie an dem armen D. der Zigeunerin Spruch erfüllt.

Der Feldzug hatte geendet, der Friede war zurückgekehrt, aber die blutigen Spuren des Kampfes blieben lange noch sichtbar. — Major S.... wollte im Herbste auf Urlaub nach Wien gehen, um eine Heirat zu schließen, die in jeder Beziehung sein Glück begründet hätte. Durch unvorhergesehene dienstliche Angelegenheiten verzögerte sich seine Abreise, der Tag seiner Vermählung rückte immer näher heran, bis er endlich zehn Tage früher mit allen freudigen Hoffnungen einer ersehnten Zukunft die Fahrt antrat. Nachdem auch ich gleichzeitig einen Urlaub erhalten hatte, und mich mein Weg über Wien führte, schloß ich mich ihm als Reisegefährten an. Nach mehreren Tagen langsamer Fahrt trafen wir in Pest ein, wo S.... einen Brief seiner Braut zu finden hoffte. Ich hatte mich eben gelabt und erfrischt auf meinem Divan hingestreckt, — um mit stoischer Gemüthsruhe meine Cigarre zu dampfen und mit deren blauen Rauchwolken auch meine allenfallsigen Grillen in die Lüfte zu jagen, da trat Major S.... mit einem schwarz geränderten Schreiben

bei mir ein. „Leſen Sie!“ waren ſeine Worte, als er mir den Brief hinreichte und ein Strom von Thränen ſeinen Augen entſtürzte. Ich ſah ihn erſtaunt an, ergriff mechaniſch den Brief, der mich über dieſes ſo Räthſelhafte ſeines Benehmens aufklären ſollte. Ach! er hatte wohl alle Urſache zu weinen; vor wenig Tagen war ihm eine geliebte Braut in der Blüthe ihrer Jugend nach einem zweitägigen Krankenlager am Nervenfieber plötzlich geſtorben, ſeine ſchönen Hoffnungen vernichtet, die Träume ſeines Glückes mit einem Male zerſtiebt. — Auch mich überwältigte ein Gefühl tiefen Schmerzes, ich empfand ſeine Leiden mit ihm, ich gedachte der verhängnißvollen Weiſſagung, unheimlich war mir zu Muthe. Am andern Morgen ſetzten wir unſere Reiſe weiter fort, aber in ſehr geändeter Stimmung. Dem armen S.... ſollte allein der Troſt bleiben, Blumen auf das Grab der Geliebten zu ſtreuen, damit ſie hinüber duftend ſeine Grüße ihr bringen, und „Vater unſer,“ Gebete, wahr und innig, ſtiegen aus den Tiefen ſeines Herzens für das jenſeitige theure Glück, für ein beſſeres unzertrennliches Wiederſehen zu dem allmächtigen Lenker unerforſchlicher Geſchicke empor. — In Wien trennten wir uns mit einem herzlichen, aber ſtummen Händedruck.

Mittlerweile vergingen mehrere Jahre, — ich wurde während der Zeit mit Avancement zu einem andern Regimente in das Innere der Monarchie überſetzt. Die ſiebenbürgiſche Sybille von den Ufern der Maros war in den blühenden Thälern der Steiermark an den grünenden Geſtaden der Mur längſt vergeſſen, meine Erinnerungen an die ſpätern Ereigniſſe, an die blutigen Nachtſcenen jenſeits der Berge hatten ſie in den Hintergrund meines Gedächtniſſes gedrängt, als ich den Befehl erhielt, einen Transport Remonten aus Siebenbürgen abzuholen

und nach Steiermark zu führen. Auf meinem Marſche hielt ich in einem kleinen ungariſchen Städtchen einen Raſttag, wo ſich eine Art Irrenanſtalt, von Privaten geſtiftet, unter der Leitung eines ſehr thätigen ſachverſtändigen jungen Arztes befand. — Ich machte im Gaſthauſe, wo ich einquartirt war, die Bekanntſchaft dieſes liebenswürdigen Mannes, der ſich anbot, mir die Anſtalt zu zeigen, welchen Vorſchlag ich auch ſogleich mit vielem Danke annahm, da es mir als eine neuerliche pſychologiſche Erfahrung ſehr intereſſant war, in der Nähe den abnormen Geiſteszuſtand dieſer Unglücklichen zu beobachten, und mir mein Führer gleichzeitig die beſten Notizen hierüber geben konnte. Nachdem wir verſchiedene Abſtufungen des Irrſinnes betrachtet hatten, führte mich mein Begleiter zu dem Kämmerlein eines noch jungen Mannes, der erſt ſeit Kurzem in der Anſtalt ſich befand und auch viel beſſer als die Uebrigen gehalten wurde. Wer malt meinen Schreck und Erſtaunen, als ich in dem armen Geiſtesverwirrten meinen alten Kameraden F... wieder fand. — Er kannte mich nicht mehr, und jeder Verſuch einer Erkennungsſzene wäre, wenn nicht ſchon durch die Aufregung ſchädlich, vielleicht ſogar fruchtlos geweſen. Ein Wink des Arztes verbot mir auch eine derlei Probe zu machen. Stier hefteten ſich die geiſtloſen Augen auf mich, ein Lallen oder vielmehr thieriſches Grinſen tönte mir aus dem einſt an geiſtvollem Witz überſprudelnden Munde entgegen, der brave lebensluſtige Junge von ehemals war nicht mehr zu erkennen, jede Spur ſeiner einſt glänzenden Erſcheinung für immer verwiſcht. Die Veranlaſſung ſoll ein Sturz vom Pferde geweſen ſein, wobei die edleren Theile des Gehirnes gewaltig verletzt wurden, und vollendete Narrheit bewirkten. — Auch dieſer alſo war ſeinem Schickſale nicht entgangen.

Kaum auf mein ſteiriſches Dorf zurückgekehrt, leſe ich in den Militär-Veränderungen den Major S... penſionirt, ſechs Wochen darauf aber in den Wiener Zeitungen als verſtorben. Da ich meine Erkundigungen hierüber einzog, ſagte man mir, die ſchwächliche ganz zerrüttete Geſundheit, verbunden mit einer unheilbaren finſtern Melancholie habe deſſen Penſionirung nothwendig gemacht, dieſes Aufgeben ſeiner Carriere aber habe ihn ſo gekränkt, daß er in wenig Wochen darauf den Tod fand.

An Vieren hatte ſich die düſtere Prophezeihung der Zigeunerin ſchon bewährt, — auch den Letzten riß ſein Verhängniß unerbittlich mit ſich fort, die gewöhnlichen Hebel des Lebens, Ehrgeiz und Liebe, ſind ihm verloren, er verließ den Dienſt und hat die Gelübde der Eheloſigkeit abgelegt, die Gefühle ſeines Herzens unter dem ſchönen Symbole der Erlöſung, dem geheiligten Zeichen des Kreuzes, in den Tiefen ſeiner Bruſt begraben; den Tag ſeines einſtigen Heils von einer beſſern jenſeitigen Welt wahrſcheinlich erwartend! Grauen ergreift mich noch immer, wenn ich der buckligen alten Hexe aus dem Marosthale gedenke, die Schatten meiner damaligen Gefährten erſcheinen mir alsdann in meinen Träumen, alle andern Schmerzen momentan verſcheuchend. — Ja, es gibt Geſpenſter! die in unſerm Herzen begrabenen Erinnerungen ſind es, die, wenn alles um uns ſtill und öde, ihre Gräber verlaſſen, und von der Vergangenheit eine ſchauerliche Mähr zu erzählen, während das Herz in ſeiner nunmehrigen Verlaſſenheit ſchaudernd erzittert. — Wem erſchien in ſeinen Träumen nicht das Antlitz, das ſeinem Leben einſt Wonne und Seligkeit zugelächelt? Wer ſah in ſeinen Viſionen die Stätte ſeines einſtigen Glückes nicht? Wer empfand ihn niemals wieder, den mühſam bezwungenen Schmerz mißverſtandener, verletzter oder getäuſchter Gefühle? Ach! wenn wir auf

unſer vergangenes Leben zurückblicken: wie viel Glaube! wie viel Hoffnung! wie viel Liebe! und jetzt — wie viele Trümmer! Glücklich derjenige, dem die Natur zum Tragen ſeiner Leiden ein ſtarkes Gemüth verliehen, und der noch zu genießen fähig, auf dieſem Erdklumpen hinreichenden Raum für ſeine Wünſche findet.

Doch genug aller Betrachtung, wollen wir uns nur an die Worte des Dichters erinnern, der da ſingt:

„D'rum, Seele, Muth! was ſträubſt du dich zu lernen,
Es geht kein Weg als der zu deinen Sternen!“

Zwei neue alte Geschichten.

Motto: Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.
Heine's Buch der Lieder.

Ich glaube nicht leicht ein passenderes Motto als obige den Inhalt des Folgenden in Kürze enthaltenden Verse, des eben so an tiefem Gefühl, wie bitterm Spott übersprudelnden Heine aus seinem Buch der Lieder meinen beiden vorliegenden Skizzen vorzusetzen, welche kein anderes Verdienst haben, als daß sie aus dem Leben genommen, gerade so einfach und getreu aufgezeichnet wurden, wie sie sich eben in der Wirklichkeit zugetragen haben. Man erwarte daher keine romantisch spannenden Episoden, sondern nur in aller Kürze Thatsachen zu hören, wie sie sich so häufig rechts oder links von unserem Wege, ja selbst oft gerade auf diesem, und vor unseren Augen in aller tragisch oder komischen Prosa ereignen, nur daß wir uns selten die Mühe geben sie zu beobachten.

I.

Ich stand als Lieutenant in einer kleinen südlichen Provinzial-Hauptstadt in Garnison. Meine Stellung und Jugend führten mich in die sogenannte große und kleine Welt dieses

Städtchens ein, in die Kreiſe ſchöner und liebenswürdiger Damen, wie auch in die gewiſſen ſidelen Männergeſellſchaften munterer und lebensluſtiger Kameraden. Als zwanzigjähriger junger Offizier ſieht man beinahe immer die Welt im roſigſten Lichte, unſer Herz iſt ja noch friſch, unſer Inneres noch nicht die blutige Wahlſtatt ſtreitender Leidenſchaften, unſere Phantaſie lebhaft, unſer Blut heiß, unſer Sinn für alles Höhere empfänglich, das Leben reich von Innen und Außen an Hoffnungen, Gefühlen, Illuſionen, wie auch an ehrgeizigen Thatendurſt, mit einem Worte Geiſt und Körper ſind gleich jung. — Immer heiter, mit einem guten Gewiſſen, was keinen Gläubiger zu ſcheuen brauchte, ſtand ich mit allen Kameraden meines Regimentes am beſten Fuß, aber vorzugsweiſe intim war ich mit Edmund und Guſtav, ſo wollen wir ſie nennen.

Dieſe beiden waren mir bei meinem Einrücken zum Regimente die erſten ſo freundlich entgegen gekommen, und hatten mir bei den oft ſo wichtigen Förmlichkeiten des Entrées eines jungen Offiziers in ein ihm ganz fremdes Regiment, dem Betreten eines oft ſehr coupirten, hie und da ſchlüpfrigen Terrains, in Rath und That mit ihrer Erfahrung herzlich unterſtützt. Wir ſchloßen daher bald innige Freundſchaft und brachten unſere dienſtfreien Stunden meiſtens zuſammen zu. Edmund war beinahe um zehn Jahre älter als ich, der Sohn eines armen aber verdienten Offiziers, ein wahres Soldatenkind, voll Luſt und Liebe für ſeinen Stand, ſehr dienſteifrig, ernſten geſetzten Charakters, von ſeinen Vorgeſetzten hoch geachtet, von ſeinen Kameraden wegen ſeines gefälligen zuvorkommenden Weſens ſehr beliebt, wiewohl er, hauptſächlich beſchränkter finanzieller Verhältniſſe wegen, ſich häufig zurückzog, was mitunter eine gedrückte Stimmung in ihm erzeugte. Dabei war er ſtets

rangirt, in seiner Adjustirung überaus nett und sorgfältig, von den Vorgesetzten uns Jungen häufig als Muster eines tüchtigen vortrefflichen Offiziers aufgestellt.

Gustav, nur wenige Jahre mir voraus, war ein junger Sausewind, wohlhabender Eltern einziger Sohn, hatte bedeutende Zulagen, und Aussicht einst ein namhaftes Vermögen zu erhalten; trotzdem aber war er, wie es mir in meiner Praxis ziemlich oft vorgekommen, meistens voll Schulden, die er bezahlte, um gleich darauf neue zu machen. Dabei voll Witz und Humor, in der heitersten unbekümmertsten Laune der Welt, mit einer Menge geselliger Talente, einem vortrefflichen Herzen; ein guter Degen, war er als angenehmer Gesellschafter und vorzüglicher Kamerad im ganzen Regimente sehr beliebt, ja selbst seine Vorgesetzten, wiewohl sie ihn oft, seiner lustigen Streiche wegen, im Schatten, das ist zum Profosen setzen mußten, waren dem schmucken, findigen und eleganten Offizier dennoch nicht gram. Gustav hatte bei den Damen Glück, — viel Glück, aber sein Leichtsinn und seine Flatterhaftigkeit ließen es ihn nie benützen, dabei war er für Coulissen-Bekanntschaften, die ihm viel Geld kosteten, sehr eingenommen, und ließ daher irgend einer Primadonna oder Soubrette zu Ehren seine vornehmen Eroberungen meistens fahren. Edmund hingegen, ein Träumer, der Glaube war sein zugewogenes Glück, — hatte die Schüchternheit eines jungen Mädchens, ließ die vorzüglichen Eigenschaften seines Geistes und Herzens nicht an die Außenwelt gelangen, und um ihn zu würdigen, durfte man die Mühe nicht scheuen seine nähere Bekanntschaft zu suchen.

Es bleibt mir nur noch übrig, bei der Schilderung unseres Freundschafts-Triumvirats über meine höchst eigene Person und deren Herzensbeziehungen zu sprechen. Ein Neuling in der

Welt, ſtürzte ich mich in das ziemlich lebhafte Treiben meiner Garniſonsſtadt, erhielt aber trotz aller mich umgebenden verführeriſchen Schönheiten, trotz aller Gefahren, dennoch mein Herz ſicher und frei. Mangel an Ausdauer und Menſchenkenntniß, Nichtbenützen des Augenblicks, mögen die alleinigen Urſachen geweſen ſein. Glaubte ich im Theater, die ſchönen Augen der reizenden Frau von M. ſuchten nur mich, ſo ward meine Eitelkeit nur zu bald geſtraft, denn ich ſah mich umgeben von einem Kreiſe junger Männer, deren jeder gleichberechtigt war, die ſich vertheilenden Strahlen jener Alles erwärmenden Sonne auf ſeine Perſon zu beziehen; Fräulein C. war ſchön, ſehr ſchön, zuckte aber die Achſeln und wandte ſich von mir, als ich im Cotillon von einem jungen Mädchen, die nicht zu den Elegants gezählt wurde, zu einer Tour aufgefordert, dieſer keinen Korb gegeben hatte. — Baronin E. hatte ſich mit ihrer intimſten Freundin einer neuen Echarpe wegen entzweit, und bewies mir, auf welcher ſchwachen Baſis ihre Gefühle ſich ſtützten, — Gräfin O. war zu gelehrt und belehrend, und Gräfin B., dieſe muntere bewegliche kleine Frau mit den ſtechenden Augen, war zwar zum Kopfverrücken hübſch, aber ſie vertiefte ſich ſtets in ihre Tapiſſeriearbeit, zählte mir vis-à-vis die points, und verwechſelte mich mit den Greifen und Papageyen, die unter ihrer kunſtfertigen Hand entſtanden, kurz ich ſuchte umſonſt ein Herz, das ſich an meines ſchmiegte. — Nun ward ich dem Roſen und Dornen vertheilenden Geſchlechte für längere Zeit herzlich gram, zog mich wie der Fuchs in der Fabel zurück, und — dampfte aus Leibeskräften meine türkiſchen Pfeifen.

Aber nichts dauert ewig, auch unſere Freundſchaft ſollte bald einen Stoß erhalten durch den übermächtigen Nebenbuhler aller Freundſchaften, die kleine, — kleine — aber ſo gewaltige

Liebe. Edmund, der ſonſt ſo ruhige beſonnene Mann, war plötzlich der Allgewalt dieſes mächtigen Gefühles erlegen. — Er war nun einſilbig, zerſtreut, launig und düſter geworden, lebte wenig mehr mit uns und den andern Kameraden; Dienſt und Freunde, Alles war ihm gleichgiltig, mit einem Worte, der arme Junge war ganz von der Liebe behext! — In ihm lebte nur mehr ein Gedanke, ein Streben, ein Wunſch, es war der ihres Beſitzes; ein Bild ſtand lebhaft im Wachen wie im Träumen vor dem Innerſten ſeiner Seele, es war das ihre — die ganze übrige Welt gab nur den Rahmen dazu.

Heutzutage kann ein Mann nichts Lächerlicheres thun als geſtehen, von einem Gefühl ganz beherrſcht zu ſein. Nicht blos den Herren, aber auch den meiſten Frauen kömmt er ganz albern vor, — denn die Liebe als Leidenſchaft iſt aus der Mode. Sie ſoll nicht mehr die Ausfüllung unſeres Daſeins, die Befriedigung unſeres Herzens ausmachen, ſondern nur der Eitelkeit, oder höchſtens unſerer Sinnlichkeit ſchmeicheln! Die Zeit einer Julie, einer Heloiſe, einer La Valière, eines Romeo, Taſſo, Petrarca oder endlich eines Werther's iſt vorüber, die Richtung jener Epochen iſt verändert, Einzelne blieben übrig aus der vorübergerauſchten Zeit, und die werden von den andern verſpottet, weil ihre Ideen nicht die der Gegenwart ſind, Begeiſterung, Liebe und Aufopferung werden als altmodiſche Kurioſitäten in die große Rumpelkammer des Lebens relegirt!

Roſa, die Tochter eines armen Landedelmannes der Umgegend, hatte bei unſerem Freund Edmund dies Wunder bewirkt, — ſie hatte einen Feuerbrand in dies ſonſt gleich ruhig ſchlagende Herz geſchleudert! Wir hatten ſie mehrmals auf den Caſino-Bällen geſehen, und ſie war in der That eines der ſchönſten Mädchen, dem man begegnen konnte. Erſt 17 Jahre alt,

eine ſchlanke, elegante, mittelgroße Geſtalt, rabenſchwarzes Haar, eine prächtige Denture und die ſchönſten ſchwarzen Augen, dunkle bewegliche Sterne mit einem dabei ſanften allerliebſten Ausdruck, welcher der ganzen Erſcheinung eine heilige Weihe gab, — die jeden böſen Gedanken im Keime erſtickte. Und wieder kommen mir Heine's Verſe in den Sinn: —

Mir iſt's, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen ſollt!
Betend, daß Gott dich erhalte,
So ſchön und rein, und hold!

Edmund wußte gar nicht, ob Roſa ihn lieben könne, lieben werde, — er glaubte es nicht, er wagte es nicht zu hoffen, — aber er liebte ſie. Dies Alles ſtürmte ihm durch die Gedanken, und jagte ſie wild, wie vom Sturme getriebene Wolken! — Gottes Engel müſſen ſo klar, ſo mild ausſehen wie ſie! dachte er. — Gemüther, wie Roſa's ſcheinen aus einem Stück! Sie lieben ganz, wenn ſie lieben, und was ſie lieben, ohne zu handeln, zu feilſchen, oder Conceſſionen zu machen. Aber Roſa war noch ſehr jung. Bei ſiebzehn Jahren liebt man nicht, man verſucht es erſt; daher iſt in dem Kopf eines jungen Mädchens oft eine ſo wunderliche Verſchrobenheit oder Exaltation! Das Herz möchte gerne ſtarke Schwingungen machen, aber es fehlt ihm noch das Bewußtſein des Raumes in der eigenen Bruſt, es weiß nicht, ob es für den mächtigen Flügelſchlag lang genug Athem haben werde! Roſa's Athem ſchien einſtweilen zum Tanzen und Singen verbraucht zu werden.

Aber nun kamen auch bei Edmund die gewöhnlichen Schattenſeiten der Liebe — jene nothwendige Proſa aller Poeſie, der Stein des Anſtoßes, der gewöhnliche Feind aller Liebenden, und dennoch der Nerv unſerer poetiſchen und proſaiſchen Exiſtenz,

— das Geld — ach leider keine Chimäre! — Wozu also konnte diese Leidenschaft führen? es mußte denn nur ein Wunder geschehen, — und dieß ist heutzutage seltener der Fall, als auf jener schönen Hochzeit zu Kanaa, wo gewiß eines der menschenfreundlichsten gewirkt wurde. Der Kommandant von Edmund's Regiment, zwar ein sehr strenger, trockener und gefürchteter Herr, aber dabei ein rechtlicher, durchaus ehrenhafter und für das Wohl jedes Einzelnen seiner Untergebenen väterlich besorgter Vorgesetzter, den Grund von Edmund's totaler Umwandlung wohl erkennend, sah mit richtigem Blick, daß im vorliegenden Falle gar keine Aussicht zur Realisirung von dessen Hoffnungen vorhanden sei. Für das Wohl des ihm sehr werthen und brauchbaren Offiziers ernstlich bekümmert, versetzte er diesen zu einer ziemlich entfernt garnisonirenden andern Abtheilung des Regiments. — Mit stummen Gehorsam diesen strengen aber gut gemeinten Befehl vollziehend, nahm Edmund im innigsten Gefühle des Schmerzes Abschied von uns, bei welcher Gelegenheit er seine glühende, aber noch mehr tiefe Leidenschaft für Rosa eingestand, und mit den ergreifendsten Farben schilderte; — blutenden Herzens begab er sich an seine neue Bestimmung. — Ob er Rosa, zu deren Vater, wie wir sicher wußten, er nicht ins Haus kam, je ein Geständniß gemacht, ob sie seine Leidenschaft erwidert, wußten wir nicht; er selbst schwieg darüber, und selbst die bestunterrichtetsten, mit allen Regimentsliebeleien und anderen Skandalen bis in die fürchterlichsten Details eingeweihten und bekannten Offiziers-Frauen, diese gefürchteten Bekrittlungs-, Verleumdungs- und Neuigkeits-Kommissionen fast jeden Regiments, erschöpften sich in allen möglichen Vermuthungen, wußten aber dennoch in dieser Sache keinen bestimmten Bescheid zu geben.

Auch Guſtav und ich kamen bald darauf auseinander, jener erhielt ſein längſt gewünſchtes Avancement zu einem Hußaren-Regiment nach Italien, und als er dem Lande zueilte, wo die Gold-Orangen glühen, führte auch mich kurz darnach mein Geſchick nach dem rauhen Norden Sarmatiens, wo ich in einem ſchlechten polniſchen Neſte Zeit genug fand, über die Licht- und Schattenſeiten des Lebens, die Kontraſte und die bis nun etwas vernachläſſigten Reglements theoretiſche und praktiſche Studien zu betreiben. Die ſtürmiſchen Jahre 1848 und 1849 nahten heran, mein Schickſal trieb mich aus Polen weiter nach Siebenbürgen, wo ich den an Abenteuer, Ruhm und wechſelnden Kriegsglück ſo überreichen Feldzug mitmachte. Dadurch kam ich aus allen ſelbſt nur entfernten Berührungen mit meinen Freunden, wie dieß im bewegten militäriſchen Wanderleben ſchon zu gehen pflegt. Erſt lange nach dem Frieden erfuhr ich in Wien, wo ich mit Urlaub anweſend war, auf meine geſtellten Nachfragen von andern Kameraden, daß Edmund bei der Belagerung von Venedig, wo er mit ſeinem Regimente ſtand, am Lagunenfieber geſtorben wäre, Guſtav hingegen, der ſich als Ordonnanzoffizier im Hauptquartier mehrmals mit vielem Erfolge verwenden ließ, ſei dekorirt und Rittmeiſter geworden. — Ich betrauerte den Einen, und freute mich für den Andern! — müſſen denn Luſt und Schmerz, — Glück und Leid immer ſo nah im Leben aneinander ſtehen, müſſen ſie jene Kette bilden, an welcher unſichtbar gefeſſelt wir uns weiter bewegen, — die wir nicht ſehen, aber fühlen, und ihr Geraſſel tagtäglich vernehmen.

Mehrere Jahre darauf, — ach wie verändert man ſich in einem ſolchen Zeitraum oft durch und durch, — ſaß ich an ei-

nem schönen Abend des eben beginnenden Frühlings auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden, wo ich mich nach einer kleinen Reise in das nördliche Deutschland eben auf der Rückkehr befand. — Die Sonne senkte ihre letzten Strahlen in die bläulichen Fluthen der Elbe, es war gerade Concert und die schöne Welt Dresdens zahlreich vertreten. Die Musik spielte, und spielte, doch ich wußte nicht was, — diese harmonischen Klänge schienen mir meine ganze Vergangenheit wie eine strahlende Fata morgana aus den grauen Wogen der Zeit empor zu ziehen. — Es lag eine Berauschung in diesem Tonmeer. Goldene Wolken legten sich um meine Seele! Ja, Träume der Vergangenheit umgaukelten, alte Erinnerungen ergriffen mich, und über deren nunmehrige Ruinen stellte ich ein mir theures, mir unvergeßliches Bild als flatternde Siegesfahne auf! — Ich hatte in den letzten Jahren zu sehr außer dem Leben gelebt, als daß jede Form desselben, gesellig oder einsam, bunt oder grau, monoton oder voll Wechsel, mir nicht vollkommen gleichgiltig geworden wäre. Was mein gegenwärtiges Leben bot, mochte ich nicht mehr, was es mir nun versagte, bedauerte ich nicht mehr, und was ich ehedem begehrt hatte, fand ich nicht mehr. Schon lange hatte ich auch nicht darnach gesucht, aber hier wachten wie durch Zauber alte Wünsche, alte Sehnsucht wieder auf! — Unter solchen Eindrücken genoß ich diesen angenehmen Abend, die wirklich excellente Musik so ganz con amore, als ein Schlag auf die Schulter und das herzlichste Willkommen mich der Ebbe und Fluth meines innern Meeres entriß, und mich in den Hafen der Wirklichkeit einlaufen ließ.

Ich blickte auf, und mein lieber alter Freund Gustav stand vor mir; wir drückten einander die Hände, wir empfanden den vollen Genuß des Wiedersehens! — Wir gedachten alter Zeiten, alter Kameraden, unserer verschiedenen Garnisonen und ferneren

Schickſale. Das iſt Alles ein weitläufiges Feld. Soldaten ſind ja faſt noch die Einzigen, deren Leben hin und wieder eine Abwechslung, einen charakteriſtiſchen Zug, etwas Friſches und Keckes darbietet; überdieß hält der Stand zuſammen, und was ſich Beſonderes bei einem Truppenkörper an der Moldau oder Weichſel ereignet, wird bald auch am Po und der Theiß von einem andern mit Theilnahme beſprochen. Um wie viel lebhafter, und an Intereſſe reicher waren unſere Mittheilungen nach einer Reihe ereignißvoller Jahre, in welchen wir uns auf ſo verſchiedenen Wegen ohne Begegnung herumgetrieben hatten. — Die Zeit war nicht ſpurlos an uns vorübergeeilt, und hatte aus leichtſinnigen Jungen geſetzte Männer gemacht. Ernſt war an die Stelle der Heiterkeit, Zweifel an die des Vertrauens, Ueberlegung an die der Unbeſonnenheit getreten; die erſte Jugend mit all' ihren Hoffnungen und Enttäuſchungen lag gerade unmittelbar hinter uns! Denn über die Jugend kommen die plötzlichen vernichtenden Stürme, — wie eben im Frühlinge von den Gletſchern die Lawinen fallen!

Es begann ein wahres Kreuzfeuer von Fragen, die man kaum Zeit ſich gönnte, zu beantworten. Guſtav hatte vor drei Jahren ſeinen Abſchied genommen, erſt große Reiſen gemacht, und ſich dann mit einem Mädchen verheiratet, die alle Eigenſchaften vereinte, um ihn vollkommen glücklich zu machen. Er hatte ſich in Dresden etablirt, wo in der Nähe die Familie ſeiner Frau wohnte, die ſich eben auch auf Beſuch für einige Tage bei derſelben befand.

„Unſern guten Edmund," erzählte mir Guſtav, den ich hier allein ſprechen laſſen will, „habe ich das letztemal in Meſtre getroffen, wohin ich aus dem Hauptquartier mit Depeſchen während der Belagerung von Venedig geſchickt wurde. Ich fand

ihn innerlich und äußerlich gebeugt, krank an Geist und Körper; der kräftige Mann war ein abgelebter, an Leib und Seele ausgetrockneter junger Greis geworden. Ich versuchte Alles, aber umsonst, ihn heiterer zu stimmen. Mich dauerte innig der einst so schöne tüchtige Mann! — Das böse Lagunenfieber hatte ihn überdies vollends den Rest gegeben. — Wir trennten uns in einer heißen Nacht bei den Batterien von San Giuliano, welche gerade von den Venetianern aus San Secondo hart und heftig befeuert wurden. Ich mußte schleunigst mit Gegen-Depeschen noch diese Nacht ins Hauptquartier zurück. Ein kurzes Lebewohl und „Du wirst bald von mir hören," waren seine letzten Abschiedsworte. Einige Wochen darauf war ich beim Einzug unserer Truppen in das nach so vielen blutigen Opfern wieder in unsern Besitz gelangte herrliche Venedig, dieser Patrizierin unter den Städten. Nur kurze Zeit blieb ich daselbst, um von meiner Commandirung zum Regimente nach Mailand einzurücken. Dort hatte mich ein kleines Paket erwartet, mit einem dienstlichen Schreiben von Edmund's Regiments-Gericht. Letzteres eröffnete mir, daß dieser kürzlich gestorben und jenes Paket zur Ausfolgung an mich verfügt habe. Es enthielt eine kleine Uhr, mir zum Andenken bestimmt, und ein kleines goldenes Medaillon mit Edmund's Haaren, dazu nur wenige Zeilen seiner schon unsichern Hand, mit welchen er mich bittet, das Medaillon Rosa zu geben, zum Andenken an einen Menschen, der sie namenlos geliebt, dessen letzter Seufzer ein Gebet für sie, und eine Bitte um ein besseres künftiges Wiedersehen enthalten wird! Ob sie ihn je geliebt, wisse er nicht, diese Ungewißheit habe an seinem Leben genagt, sein Herz gebrochen, werde ihn tödten!"

Diese Erzählung hatte mich tief erschüttert, der Abend war vorgerückt, wir verließen die Terrasse und gingen in Gustav's

Wohnung, wo wir ein durch Freundſchaft gewürztes Abendmahl einnahmen, und er mir noch einen ſpannenden und intereſſanten Schluß ſeiner mich mit reger Theilnahme erfüllenden Mittheilung zu geben verſprach. Nachdem wir uns jeder hinreichend mit Speiſe und Trank gelabt und unſere Cigarren angefeuert hatten, fuhr Guſtav in ſeiner Erzählung fort: „Alle meine Erkundigungen über Roſa's Geſchick blieben ohne genügenden Erfolg, alle Verſuche ſie aufzufinden waren fruchtlos. Gleich beim erſten Beginn der ungariſchen Bewegung noch im Frühjahre 1848 zog Roſa mit ihrem Vater nach Peſt. Dieſer nahm nachher mit ſeinen beiden Söhnen lebhaften Antheil an der Revolution, und mußte entweder in irgend einer Feſtung eingeſperrt, oder unter den in die Türkei Geflüchteten ſich befinden. Ich wandte mich auf indirectem Wege an die verſchiedenen Feſtungs-Commanden, aber nirgends eine Spur. Durch einen in unſer Regiment eingereihten Honved-Offizier erhielt ich zufällig die Nachricht, daß der alte Edelmann geſtorben, einer ſeiner Söhne bei Moor, der andere bei Temesvar geblieben ſei. Ueber Roſa aber konnte ich keine Aufſchlüſſe erlangen; ſchon verzweifelte ich an ihrem möglichen Auffinden, da führte mich auf meinen Reiſen vor drei Jahren mein Weg nach London.

„Tags vor meiner Rückreiſe auf den Continent flanirte ich durch die glänzende Regent Street, dieſen Höhepunkt europäiſcher Civiliſation, auf und nieder, als ich knapp vor mir zwei Damen bemerkte, die ein vollkommen reines Deutſch miteinander ſprachen. Wenn man weiß, wie ſelten Engländerinen ſelbſt in den höheren Ständen Fertigkeit in fremden Sprachen beſitzen, ſo mußte die ſo geläufige gute Ausſprache doppelt auffallen; die ſchöne elegante Geſtalt der einen, ihre gewählte durchaus nicht geſuchte Toilette machte mir meine muthmaßliche Lands-

männin doppelt intereſſant. Schon war ich im Begriffe ihnen vorzueilen und meine Neugiede durch eine, wenn auch etwas kecke Anſchauung ihrer Geſichter zu ſtillen, als mir ein junger bekannter Attaché einer deutſchen Geſandtſchaft begegnete, der die elegantere der beiden Frauen mit einem mehr vertrauten als förmlichen Kopfnicken begrüßte. Ich hielt ihn an und bat, mir zu ſagen, wer wohl dieſe Dame ſei. — „Dies iſt," erwiderte der junge Diplomat, „Miß Roſe, eine der gefeiertſten Schönheiten Londons, gegenwärtig die Maitreſſe eines reichen hieſigen Banquiers, ſie iſt eben ſo geiſtreich und gebildet, als ſchön und lebhaft, ſie kam, glaube ich, mit der ungariſchen Emigration hierher. Einen jungen Viscount hat ſie ſchon ſo ruinirt, daß er ſich, um dem Gefängniſſe zu entgehen, zum Schrecken ſeiner ſämmtlichen Gläubiger eine Kugel durch den Kopf jagte; nach ihm blieb ſie eine Zeit frei, in welcher Epoche auch ich eine kleine Nebenrolle in dem Romane ihres Lebens geſpielt zu haben mir ſchmeichle. Später übernahm ſie ihr gegenwärtiger Verehrer, Banquier M., der zwar ſehr reich, aber auch ziemlich geizig iſt, deſſenungeachtet verzehrt ihm dieſe Laune beträchtliche Summen. Gegenwärtig iſt er in Geſchäften auf mehrere Tage verreiſt, während welcher Zeit ſie junge Leute ihrer intimern Bekanntſchaft mit ihrer Gunſt beglückt. Es iſt dieß eine alte Geſchichte, Treue läßt ſich nicht mit Geld bezahlen, und ein Mann, der ſie zahlen will, iſt immer der Betrogene! — Wenn Sie die Bekanntſchaft Miß Roſe's machen wollen, will ich Sie bei ihr einführen, ich ſtelle mich hierin ganz zu Ihrer Verfügung."

Eine dunkle Ahnung ſagte mir, daß ich die lang Geſuchte vielleicht bald finden würde, und wir Soldaten haben oft ganz richtige Vorgefühle. Ich bat meinen liebenswürdigen Compatrioten, mir die Adreſſe der Miß in meine Schreibtafel zu

notiren und mir zugleich seine Karte zu geben, um durch deren Vorweisung vielleicht doch empfangen zu werden, da ich im Drange der Geschäfte nicht mit Bestimmtheit eine Stunde zur Aufführung angeben konnte, indem ich den morgenden Tag schon unwiderruflich zur Abreise festgesetzt hatte, — beides that mein Diplomat mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit und setzte seinen Weg, mir mit vielsagendem Lächeln Glück wünschend, weiter fort."

„Ich wartete bis gegen Abend mit der Abstattung meines interessanten Besuches, jedenfalls lohnte es sich, entweder treffe ich die von uns gekannte Rosa, oder irgend eine andere Rosa und komme wieder zu einem angenehmen Abenteuer."

„Nach acht Uhr betrat ich die bezeichnete Wohnung, übergab dem mir entgegenkommenden Diener meine und des Diplomaten Karte, wurde angemeldet und vorgelassen. Der mit allem Comfort und Luxus ausgestattete Salon, die ganze Art des Dieners und meine Einführung, die an den Wänden des Salons meisterhaften Gemälde und Kupferstiche, kurz alles trug den Stempel von Wohlhabenheit und vollendeter Elegance an sich, was mich aber, mit dem Leben und Sitten solcher Frauen aus Paris her bekannt, durchaus nicht befremdete."

„An der Schwelle eines an den Empfangssalon anstoßenden Kabinets empfing mich die Dame des Hauses, in der ich sogleich beim ersten Anblick Rosa, unsere so lange von mir gesuchte Rosa erkannte. Beim Himmel, sie war schön! Es war das Weib in seiner irdischen Vollendung, nicht mehr jenes schüchterne unbefangene Mädchen mit dem kindlichen Antlitz, den unschuldsvollen Zügen, wie wir sie einst kannten; — nein, eine schöne, junge, selbstbewußte Frau mit verlangendem, leidenschaftlichen Blick, in üppig herausfordernder Schönheit, ihre dunkeln

glühenden Augen auf mich gerichtet, stand sie vor mir, leicht, mit anmuthsvollem Lächeln mir freundlich zunickend, grüßte sie mich, hieß mich in ihr charmantes Boudoir eintreten, und ihr gegenüber vor einem hell und gemüthlich brennenden Kaminfeuer in einem bequemen Fauteuil niederlassen. — Ich rief nun unser erstes Begegnen in ihrer Erinnerung wach, und pries den glücklichen Zufall, der mich sie endlich finden ließ. Sie reichte mir alsdann ihre kleine niedliche Hand, welche freundlich zu drücken ich nicht unterließ. — Ich fing nun an über Edmund zu sprechen, ihr von seiner Liebe, seinem weiteren Schicksal und seinem traurigen Ende zu erzählen, und überreichte ihr zum Schluß das überkommene Medaillon mit seinen Haaren, welches ich, für alle Fälle vorbereitet, stets mit mir geführt hatte. — Da standen mit einem Male Thränen in ihren schönen Augen, und weinend bedeckte sie mit beiden Händen ihr reizendes Gesicht. — Bei einer Frau ihrer Lebensart rührten und ergriffen mich diese Thränen gewaltig! — Nach der Pause einiger Minuten trocknete sie die gerötheten Augen, klingelte und befahl für den Abend Niemand mehr vorzulassen. — Sie ergriff nun mit beiden Händen die meinen, blickte mir ernst und sinnend, tief in die Augen, und ersuchte mich, mit Theilnahme und Aufmerksamkeit ihre Bekenntnisse zu hören! Zuerst sprach sie über Edmund's Liebe zu ihr, die sie wohl aus seinem Benehmen, keineswegs aber aus irgend einem Geständnisse erkannte, und mehr für eine flüchtige, ihr allerdings schmeichelnde Neigung hielt, welche aber von ihr nicht erwiedert wurde, was ohne Zweifel geschehen wäre, wenn er es verstanden hätte, ihr noch nicht erwachtes, beinahe kindliches Gefühl zu wecken, und zum Bewußtsein zu bringen."

„Dieß, wie Du wohl weißt, war aber Edmund nicht im Stande, dem ernsten in seiner Neigung jungfräulich schüchternen

Manne mußte auf halbem Wege entgegengegangen werden, er war zu unbeholfen und hölzern in Herzens-Angelegenheiten einem jungen, kindisch scheuen Mädchen gegenüber, überdieß mangelte ihm vollends jede Kenntniß des weiblichen Herzens, — dieses so verfänglichen Labyrinths, zu dem wir immer den Faden der Ariadne bedürfen. — An diesem gegenseitigen zurückhaltenden Benehmen also lag das Mißverständniß. Er selbst hatte jene unselige Ungewißheit verschuldet, die an dem Mark seines Lebens zehrte, und bei seinem so tief und innigfühlenden Gemüthe sein Ende beschleunigte, sein treues Herz brach. — Jetzt wo er nicht mehr war, jetzt, wo sie seiner nicht mehr würdig, — jetzt erst (ach so unerklärlich sind oft die Frauen) schien sie jenes Gefühl zu beglücken, ja sie suchte sich an diesem wie an einem stützenden Stabe gleichsam festzuhalten. — Sie schilderte weiter, wie ihr Vater sie hartherzigen Verwandten in Pest übergeben, wie er sich selbst an der Bewegung betheiligt, mit ihren Brüdern gestorben, sie aber einen jungen Honvedoffizier, der ihre Liebe gewann, geheiratet, erst nach Komorn und dann seine Leiden theilend nach London gefolgt sei, wo er, in Folge erhaltener Wunden und ausgestandener Fatiguen lange krank, die letzten Geldmittel verbraucht, und sie bei seinem Tode als hilflose Witwe hinterlassen habe. — Arm, ohne Schutz und Schirm habe sie ihre Talente Anfangs zu ihrem Lebensunterhalte benützt, und Unterricht im Klavierspiel und Zeichnen gegeben, jedoch sie selbst wurde krank, gerieth in Schulden, und ihr Erwerb reichte nicht aus, diese zu zahlen. Harte Gläubiger drängten und ließen ihr die Wahl zwischen Gefängniß und Schande.

Lange zögerte sie, aber ihr Verdienst war zu gering, um etwas außer dem täglichen Verbrauch zurückzulegen. Die

Unerbittlichen drängten abermals, Elend, Armuth, Lieblosigkeit hatten sie dann auf den schmachvollen Weg des Lasters getrieben, den sie erst mit Thränen betreten, später abgestumpft und endlich mit Gewohnheit und Wohlbehagen weiter gewandelt habe. —

So hatte sie in Londons Straßen ein junger Dandy gefunden, sich in sie verliebt, sie mit Luxus und Bequemlichkeit umgeben, ein Leben voll von Vergnügungen mit ihr geführt, und sie habe nun sogar eher Freude als Schmerz über ihr Geschick empfunden. Nach einigen Monaten hatte sich aber ohne ihr Wissen der junge Mann Schulden halber erschossen, da erhielt sie bald darauf erneuerte Anträge des Banquiers M., die sie angenommen und sich dem reichen, aber schon bejahrten Manne in die Arme warf, den sie aber zu betrügen und in seiner zeitweisen Abwesenheit durch jüngere zu ersetzen nicht umhin könne. — Um Gotteswillen, was wollen Sie, jetzt muß ich schon fort auf der betretenen Bahn, — an eine Umkehr ist kaum mehr zu denken, und dennoch bangt mir vor der Zukunft! — Ich habe oft schreckliche Augenblicke, wenn die Sinne befriedigt sind — und die Stimme der kalten Vernunft, oder wenn Sie wollen und eigentlich richtiger des geängstigten Gewissens in mir laut wird. Aber ich habe selbst das Beten vergessen, und überdieß würde die Bitte einer Sünderin auch vergebens sein! — Mit diesen Worten hatte Rosa ihre Bekenntnisse geendet, und schien nun meine Antwort zu erwarten. — —"

„Ich überließ mich einige Minuten den Eindrücken des eben Gehörten, — mein Entschluß war schnell gefaßt. — Rosa's gute Regung, ihre gerührte Stimmung zu benützen und ihr meine bestgemeinten Rathschläge zu geben. — Ich berührte das religiöse Gebiet, sprach über die Vergänglichkeit irdischer Vorz"

— über den Tod, — über ein verheißenes anzuhoffendes, beſſeres Leben, — über die Gerechtigkeit und Güte eines mächtigen Gottes! — Mit Rührung und Ergebung hörte ſie mich, da bat ich ſie ſchließlich, mir ein Verſprechen zu geben, ſelbes aber auch zu halten, es lautete: täglich zu beten. Das Gebet, ſagte ich ihr, iſt der alleinige Verkehr mit allen jenen Menſchen, die wir einſt geliebt haben, und nicht mehr ſehen werden, es iſt der Zuſatz des Glückes, wenn unſer Leben ruhig und befriedigt iſt, es trocknet unſere Thränen, wenn wir leiden, es gibt uns den Muth der Ergebung, es gibt uns Vertrauen auf Gott, es wird unſer religiöſes Bekenntniß, unſer Schirm in Freud und Leid."

„Roſa verſprach mir feierlichſt dieſen Rath zu befolgen. Die Uhr ſchlug die dritte Morgenſtunde, das Feuer des Kamins war längſt erloſchen, die Lichter brannten ſpärlicher, eine kühle Herbſtluft durchdrang das Gemach. — Ich ſtand nun auf, nahm einen herzlichen Abſchied, notirte ihr meinen Wohnort mit der Bitte, mir manchmal Nachricht zu geben, und ob ſie ihr Verſprechen auch erfüllte, ob es ihr ſchwer geworden! Sie gab mir mit thränenfeuchtem Auge die Hand und ich verließ das Zimmer. Ihre ungeheuchelte Ergriffenheit ließ mich mit Zuverſicht hoffen, daß in dieſer Nacht meine Worte nicht umſonſt geſprochen, daß ſie Spuren in Roſa's Gemüthe zurücklaſſen würden. — Auch ich hatte in meinem Innern einen ſchweren Kampf vollendet, und war Sieger meiner Selbſt geblieben, eine innere Stimme ſprach laut, daß ich gut gehandelt hätte, und ich war ſeit Langem wieder zufrieden mit mir. Einige Stunden ſpäter beſtieg ich bei der Londoner Brücke das Dampfboot und fuhr, Albions Hauptſtadt den Rücken kehrend, die Themſe hinab, unter den Klängen des God save the king und der Rule Britannia bis Portsmouth von da übers Meer in die Heimat zurück."

„In Bälde erhielt ich auch einige Zeilen von Rosa's Hand, in welchen sie mir schrieb: die treue Erfüllung ihres Versprechens gebe ihr trostvollen Muth! — Nun gingen zwei Jahre ohne eine Lebenszeichen von ihr vorüber, — schon glaubte ich mich und meinen Rath längst vergessen, da erhielt ich vor ganz kurzer Zeit ein Schreiben der Oberin der grauen Schwestern zu . . . . , welche mir berichtete: Rosa, seit ihrem Eintritte vor achtzehn Monaten allen ihren Ordensschwestern als Muster an Reue, Frömmigkeit und Gehorsam dienend, wäre als Opfer ihres neuen Berufes im beschwerlichsten Krankendienste an der Cholera gestorben. Sie erfülle hiemit die letzte Bitte einer Sterbenden, indem sie mir deren Gruß und innigen Dank für meinen treuerfüllten Rath hiemit übermittle."

„Das Gebet hatte seine, wenn auch sehr ernste Wirkung gehabt, — der Himmel hatte einen seiner verlornen Engel wieder zurück erhalten, — eine schöne Frauenseele war gerettet! —"

„Ich fühlte mich gehoben, und mancher meiner leichtsinnigen Streiche dürfte in der Wagschale ewiger Gerechtigkeit dadurch aufgewogen werden; denn der unerforschliche Lenker unserer Schicksale ist ja auch unendlich gütig und barmherzig, — mein Vertrauen auf ihn hat mich nie verlassen."

So endete Gustav seine Erzählung, und wir trennten uns, denn Tags darauf verließ ich Dresden. Ich dachte noch lange an all' das Gehörte, verglich das Einst mit dem Jetzt, sammelte meine Erinnerungen, warf einen Blick auf meine eigene Vergangenheit zurück, und meine innersten Gedanken waren stille Worte der Ergebung — des Glaubens, des Dankes — und der Reue zu unserm himmlischen, jenseits der Sterne im ewigen Lichte thronenden Vater! Mein Weg führte mich an den hohen Königsstein, der sächsischen Schweiz mit all' ihren herrlichen Punk-

ten vorüber, und ich träumte noch fort, als die Thürme von Prag ſich als einſtweiliges Ziel meiner Fahrt zeigten.

Mir ſagt's mein Herz, ich glaub' und fühle was ich glaube;
Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.

Altes Lied.

II.

Als ich noch bei den Uhlanen ſtand, und im ſüdöſtlichen Theile der ſchönen Steiermark garniſonirte, wurde ich eines Frühlings zur Rekruten-Aſſentirung nach Kärnthen kommandirt. Dieſer Befehl kam mir, da er mich der Monotonie meiner damals äußerſt langweiligen Station, eines kleinen, elenden, windiſchen Dörfchens, auf einige Wochen entriß, ſehr willkommen.

Eine Rekruten-Aſſentirung iſt ein jährlich wiederkehrendes, unter der jungen Männerwelt am Lande ſehr gefürchtetes, äußerſt wichtiges Ereigniß. Die wildeſten Burſchen auf dem Dorfe, die unermüdlichſten Wildſchützen, die flinkſten Jäger, die mit dem böſeſten Mundwerk ſind plötzlich wie mit kaltem Waſſer übergoſſen, und haben Blei in den ſonſt ſo gelenkigen Gliedern. Und nun gar wenn die Kommiſſion erſt zuſammentritt, ein Major als Präſes, ein Rittmeiſter oder Hauptmann, einige Lieutenants, lauter Offiziere von verſchiedenen Waffen, die auf alle Bewegungen der angehenden Kriegsmänner ſorgfältig Achtung geben, und beuteluſtig ſie umſtreifen. Die ſchreibkundigen intelligenteren Leute bekömmt die Artillerie und die techniſchen Corps, die großen und ſtarken die Gendarmerie und Kavallerie, die kleineren

flinken die Jäger, und in den übrigen Rest theilt sich die Infanterie und das Fuhrwesen. — Aber die Hauptmitglieder dieser Schrecken verbreitenden Kommission sind der Offizier vom Werbbezirks-Revisoriat und vor allen andern der tyrannische mächtige Mann mit dem kornblumenblauen Waffenrock und dem schwarzsammtenen Kragen! Und gerade dieser ist der Aergste, der Schlimmste von allen! Ja, der Doktor lächelt bei allem Elend und Jammer, und heilt augenblicklich die meisten Krankheiten. Wenn er sagt: „der Mann ist tauglich," so hilft Alles nichts mehr, und alle Uebel sind mit einem Male verschwunden. — Also tauglich! In Gottesnamen! nun so sei's! Also nur frisch, Band und Strauß auf den Hut gesteckt, und nun in's Wirthshaus! Diesen Tag geht ja Alles in's Wirthshaus. Fast jeder trinkt sich einen kleinen Rausch an, der Taugliche, um sich zu zerstreuen, der Untaugliche aber aus Freude. Werden ihnen die Stubenwände zu enge, so ziehen sie Arm in Arm in langer Reihe auf der Straße und den Feldern herum, schreien und jodeln ein frisches Lied. So gehts beiläufig fort bis zum Morgen, dann gibt es Abschied im Dorfe, als ging es gleich in den Krieg. Ein schweres Lebewohl sagt der nunmehrige Rekrut dem theuren Vaterhaus, ihr vermag er es kaum zu sagen, denn sie hält die Schürze schluchzend vor den Augen, da sie überzeugt ist, bald vergessen zu werden.

Es ist eine Zeit des Jammers, der Thränen und Noth, mit beklommenem Herzen wandert der Rekrut aus seinem Dorf, noch oftmals umschauend, unbeengt im Bauernkittel, der ihm so bequem ist, durch die bekannte Umgebung von Berg, Wald und Flur zur benachbarten Stadt unter Aufsicht eines Unteroffiziers und ein paar Soldaten, um dort einem größern Transport übergeben zu werden. Dies ist ein beiläufiges Bild einer Re-

kruten-Aſſentirung, deren Kommiſſion ich damals als regierender Rittmeiſter zugetheilt war.

Die übrigen Kommiſſions-Mitglieder waren alle ſehr gebildete liebenswürdige Kameraden, und wir verbrachten daher manch' vergnügten, durch geiſtreichen Scherz erheiterten Abend mitſammen; dazu die mannigfachen guten und ſchlechten Fuhrgelegenheiten und Wege, die verſchiedenen Gegenden, die ländlichen Mahlzeiten, das gemiſchte Wirthshausleben mit den gutmüthigen Wirthen, das grüne Sammtkäppchen am Kopf, die große Schürze um den Leib, und die Tabaksdoſe in der Hand; dann endlich hübſche, mitunter ſchnippiſche ſchwarz- und blauäugige Kellnerinen mit dem pfiffigen Kopftuch, den kurzen Röcken und gefärbten Strümpfen. Dies Alles war gerade nicht ſo übel, und immerhin eine zerſtreuende Abwechslung.

So kamen wir denn auf unſerer Fahrt auch nach S.. im ſchönen romantiſchen Drauthale, hohe zackige Felſen, bewaldete Berge mit ſchneeigen Gipfeln umgaben uns. Ich für meine Perſon erhielt ein recht gutes Quartier in einem ſehr netten Bauernhaus, deſſen anſtoßender Garten ziemlich geräumig, und ſehr ſorgfältig gehalten war. Ich freute mich doppelt darüber, nachdem unſere Geſchäfte hier einen Aufenthalt von mehreren Tagen in Ausſicht ſtellten. An der Schwelle des Hauſes empfing mich, mit militäriſchem Anſtande grüßend, der Beſitzer dieſes Hofes, ein alter ausgedienter Korporal, das Armeekreuz am ſchwarzgelben Band im ſchlichten Bauernkittel geknüpft, und wies mir eine ſaubere Stube mit reinlichem Bette an, Dinge, die man als militäriſcher Touriſt erſt ihrem vollen Werthe nach ſchätzen lernt. — Der Veteran mit gefurchten Wangen und gebleichtem Haar war ein tüchtiger Landmann, der ſeiner Wirthſchaft mit Fleiß, Eifer und Sachkenntniß vorſtand

und gute Ordnung darin hielt. Ihm zur Seite ſein einziges Kind, ein hübſches aber kränklich und leidend ausſehendes Mädchen, Namens Marie. Die Mutter war ſeit Kurzem geſtorben, und der einzige Sohn als braver Soldat im italieniſchen Feldzug 1848 bei Erſtürmung der Rotonda zu Vicenza, von einer piemonteſiſchen Kugel getroffen, in treuer Pflichterfüllung gefallen. — In unſerem Stande liegt ein gewiſſes Etwas, das ſich außer demſelben nicht begreift, das man ſelbſt fühlen muß, und dem gemeinen Mann wie dem Offizier beinahe immer durchs ganze Leben bleibt. Ja, vertauſcht er ſelbſt den Soldatenrock mit dem Bauernkittel, Jägerrock oder ſchwarzen Frack, das Schwert mit dem Spaten, der Büchſe oder dem Spazierſtock, ſo wird in ihm etwas von dem alten Soldatengeiſte fortſpuckend ſein Weſen treiben, und Soldaten fremder, ja ſelbſt feindlicher Armeen werden im Augenblicke der Waffenruhe über Vieles ſich leichter verſtehen, als dieß mit ihren nicht militäriſchen Landsleuten der Fall ſein wird. Der Sinn des unbedingten Gehorſams, der blinden Ergebung in ſein ihm beſtimmtes Geſchick, und der einer gewiſſen Ordnung werden faſt jedem alten Soldaten eigen ſein, und dieſe ſchon öfter erprobte Erfahrung zeigte ſich mir bei Betrachtung der Sitten und ganzen Einrichtung dieſes Bauernhofes auf's Neue beſtätigt. —

Ich hatte mein für dieſen Ort beſtimmtes Reiter-Contingent bald erhalten, und mein Wirken beendet; während alſo meine übrigen Herren Amtsgenoſſen in der heißen, dumpfigen und nichts weniger als wohlriechenden Gerichtsſtube ſitzen mußten, und über das Tauglich oder Nichttauglich, Sein oder Nichtſein der im adamitiſchen Gallakoſtume daſtehenden zitternden Burſchen hin und her redeten, um ſich am Ende doch dem gewichtigen Ausſpruche des entſcheidenden Aeskulaps zu fügen, — war ich mir ſelbſt überlaſſen,

Herr meiner Zeit, die ich auch treulich benützte, um Ort und Umgebung näher kennen zu lernen, und ich fing meine Beobachtungen sogleich mit meinem Quartiere und dessen Bewohnern an.

Da fiel mir eine am Wandschrank befindliche Zither in die Augen, ich liebe dies Instrument und stellte daher Marien die Bitte, mir darauf Einiges vorzuspielen. Nach etwas Zögern entschloß sie sich, als ich nicht nachließ, sie mit diesem Wunsch zu drängen. Doch statt gemüthlich heiterer Weisen spielte sie mir die schwermüthigsten, traurigsten Lieder, die ich je gehört. — Als sie ihr vortreffliches Spiel beendet, drückte ich mit meinem Beifall auch zugleich mein Befremden aus, daß ein hübsches Mädchen in ihrem Alter an so trübsinnigen melancholischen Liedern Gefallen finden könne, was doch nur ein Zeichen von herben Erfahrungen und schmerzhafter Gemüthsstimmung sei, von welcher befallen ich sie bei ihrer Jugend, sie mochte achtzehn Sommer zählen, doch nicht vermuthen könne. — Da blickte ich das Mädchen an, und sah in ihrem Auge eine Thräne erzittern, gleich einer Perle von den bläulichen Fluthen des Meeres am Strand geworfen, — sie antwortete mir nicht, nahm das Instrument und eilte mit Hast, ihre Schürze vors Gesicht haltend, zur Thüre hinaus. — Mir that es herzlich leid, das arme Kind, etwa mit meiner ganz harmlos gemachten Bemerkung verletzt zu haben, — diesem ihrem so auffälligen Betragen mußte irgend ein Geheimniß zu Grunde liegen, und sowohl wahre Theilnahme als auch kindische Neugier trieben mich an, diesem auf die Spur zu kommen. — Die Veranlassung fand sich bald, — ich hoffte durch den Vater zu erfahren, was ich wünschte, — alte Soldaten haben häufig die Untugend der Schwatzhaftigkeit, wenn man nur den rechten Ton mit ihnen anzustimmen weiß. — Auf diese Erfahrung bauend, war mein Plan gefaßt. Ich ergriff die erste

ſchickliche Gelegenheit, ein längeres Geſpräch mit meinem freundlichen Hauspatron anzuknüpfen, ich fragte ihn um ſeine mitgemachten Feldzüge, — dies gab viel Stoff, — er war noch einer von denen, die da geſtanden wie eherne Mauern im drei und zwanzigjährigen Weltkampf gegen die Prätorianer Napoleon's. Die Tage von Ebelsberg, Aſpern, Wagram und Leipzig gehörten zu ſeinen Lieblings-Erinnerungen; wenn er davon ſprach, ſo blitzten ſeine Augen feurig wieder auf, die gebleichten Wangen rötheten ſich, — der Veteran feierte die Apotheoſe ſeiner Jugend bei dem erwachten Andenken an den glorreichen Waffenruhm einer längſtvergangenen Zeit. — Mit Ehrfurcht und Rührung ſchaute ich zu dem alten Soldaten hinauf, — meine eigenen Reminiscenzen an die verfloſſenen zwei Kriegsjahre zogen an meinem Geiſte vorüber, — die blutigen Nachtbilder jenſeits der Berge ſchwebten mir wie Irrlichter vor.

Nun ging ich auf ſeine gegenwärtigen häuslichen Verhältniſſe über, lobte die ſorgfältige Ordnung ſeines Haushalts, und bemerkte, er ſolle ſich bald um einen arbeitſamen tüchtigen Burſchen als Schwiegerſohn umſehen, da man ſich bei ſeinen vorgerückten Jahren denn doch etwas Ruhe gönnen müſſe. Bei dieſer Bemerkung verzog der Alte ſein Geſicht zu einem ſchmerzlichen Lächeln, ſchüttelte das Haupt, und erwiderte mir nach einer kleinen Pauſe: Er ſpreche zwar nicht gerne darüber, aber ich wäre gut und freundlich gegen ihn geweſen, und hätte ſein Zutrauen gewonnen, er wolle mir daher auch die triftige Urſache ſeines ſchweren Kummers mittheilen.

Vorvorigen Sommers wäre ein ſchöner junger Mann mit grünem Hut, in grauem Jagdrock, einen kleinen Mantelſack, und einige Gewehre mit ſich führend, bei ihm vorgefahren, und gegen Bezahlung einige Wochen bei ihm Obdach begehrend

indem er in den umliegenden Bergen jagen wolle, welchen Wunsch er auch mit gastfreundschaftlicher Bereitwilligkeit gewährt habe. Er nannte sich kurzweg Toni, gab vor, Forstgehilfe zu sein, der seine Waidmannsstudien nur noch praktisch betriebe, um demnächst eine ihm versprochene Försterstelle anzutreten. Da dessen ordentliches Aussehen, sein anständiges Benehmen etwas sehr Empfehlendes an sich hatten, habe er auch, ohne weiter nachzufragen, ihn willkommen unter seinem Dache geheißen. Wirklich durchstreifte Toni mit Büchse und Steigeisen die umliegenden Gebirge und Wälder, machte sich aber, wenn er nach Hause kam, viel um Marien zu schaffen, der er Unterricht auf der Zither ertheilte, ihr Liebesgeständnisse machte, ein Eheversprechen gab, kurz Alles anwandte, um das damals erst sechzehnjährige unerfahrene Mädchen für sich zu gewinnen, zu bethören, und zu verführen. Dieß gelang vollkommen, ohne daß weder er noch sein damals lebendes Weib eine Ahnung gehabt hätten von dem so schändlichen Mißbrauche ihres Vertrauens. Nach mehreren Wochen verließ sie Toni plötzlich mit dem Versprechen baldiger Rückkehr und wollte ihm hundert Dukaten einhändigen, die er für seine herzlich gerne gebotene Gastfreundschaft nicht angenommen habe, und welche Summe ihm für einen einfachen Forstmann doch etwas bedeutend erschienen wäre. — Der böse Zufall habe gewollt, daß Toni ein Taschenbuch, zwei offene Briefe enthaltend, auf seiner Stube vergessen hatte, sowohl der in diesem eingeschriebene Name, wie der auf den Briefumschlägen waren gleichlautend, — es zeigte sich also, daß der vermeintliche Forstmann ein Anderer gewesen sei, als er sich ausgegeben, und es wurde ihnen dadurch sowohl die angebotene größere Geldsumme als verschiedene bis nun minder beachtete Umstände erklärt.

Auf dieses eilte der Landmann zum Schrank und brachte mir den aufgeschriebenen eigentlichen Namen des jungen Nimrods, — welchem ich mich nun recht wohl erinnerte, in irgend einem Salon bereits begegnet zu haben.

Hierauf wurde die unterbrochene Erzählung von dem bekümmerten Vater folgendermaßen fortgesetzt. Marie, durch die gemachte Entdeckung auf's traurigste berührt, habe die sichere Zerstörung ihrer bis nun gehegten Hoffnungen, die betrügerischen Versprechungen ihres Verführers, — mit einem Worte, ihr ganzes zum Theil selbstverschuldetes Elend augenblicklich erkannt. — Die Zeit rückte heran, wo sich Marien's Geheimniß nicht mehr länger verbergen ließ, ihr reumüthiges Geständniß stürzte die, eben aus einer schweren Krankheit noch kaum genesene schwache Mutter in einen Rückfall, der ihr bald darauf das Leben kostete. In der ersten Aufregung habe der Vater seiner Tochter den Fluch gesprochen; — aber ihre stille Ergebung, ihre erschütternde Reue, — ihre so früh getrübte Jugend und endlich ihr physisches und moralisches Leiden hätten ihn wieder derart besänftigt, daß er das fürchterliche Wort zurückgenommen. Eine harte Geburt mit einem todten Kinde habe Marien ein Brustleiden zugezogen, sie spucke häufig Blut, und der Doctor behaupte, sie könne den Herbst nicht mehr überstehen, dazu nage der Gram über den durch ihre Schuld beschleunigten Tod der Mutter, und endlich selbst ein Nichtvergessen jenes Elenden, der all' diesen Jammer verschuldet, an ihrem wunden Herzen. Ach, es war ihre erste Liebe! Wenn die junge Phantasie Gedanken, Träume und Gefühle einem schönen Gegenstande weiht, — oder sich die Sinne an diesem berauschen, und momentane Trunkenheit für Seligkeit gelten lassen, bezeichne ich solchen Zustand noch nicht mit dem inhaltsschweren Worte Liebe; — aber

wenn unſer ganzes Weſen eine wehende Flamme iſt, in welcher alle unſere geiſtigen Kräfte ſich verſchmelzen, — um in der herrlichſten Entwicklung daraus hervorzugehen, das iſt nach meiner Idee die Liebe, — und kömmt das Bewußtſein eines ſolchen Gefühls, das Wehen einer ſolchen Flamme das erſtemal über uns, ſo iſt dies die erſte Liebe! Eine ſolche ſchien über das arme Landmädchen gekommen zu ſein. —

Man läutete ſoeben den Abendſegen; der brave Landmann faltete die Hände mit einem Blick aufwärts gegen Himmel gerichtet, auch meine Gedanken waren der Andacht voll. —

In einigen Tagen hatte unſere Commiſſion ihre Geſchäfte beendet, und wir ſetzten unſern Weitermarſch fort. — Beim Scheiden ſchüttelte ich mit Herzlichkeit und Rührung die Hand des Veterans, dieſes Ehrenmannes, auch die Mariens mit freundlicher Theilnahme drückend. In der Bruſt dieſer biedern Landleute war ein kräftigeres, dabei zartfühlenderes Gemüth, als ich in vielen Prunkſälen der großen Welt getroffen, wo manche vielleicht mit Hohn und Verachtung auf die arme Marie und ihren greiſen Vater mit ſtolzer Tugend prahlend herabgeblickt hätten.

Nach noch einigen unbedeutenden Aufenthalten war die Aſſentirung bendet, und die Kommiſſion ging auseinander. In Klagenfurt angekommen, meldete ich mich als zum Regimente einrückend. — „Sie müſſen noch einige Tage hier verweilen, Herr Rittmeiſter, um Ihre noch nicht ausgefertigten Papiere in Empfang zu nehmen, laſſen Sie ſich indeß die Zeit nicht lange werden," ſprach huldreichſt die oberſte Militärbehörde in höchſteigener Perſon zu mir.

Ich beſah nun die kleine, an der Glan gelegene freundliche, aber für mich äußerſt langweilige Provinzialhauptſtadt, ich ſtol-

perte über Berg und Thal eines lebens- und fußgefährlichen Trottoirs, bewunderte den ſteinernen Drachen auf dem auch als Promenade dienenden Platze, — erkannte in einem bleichen Manne mit Brille und Bart, einer Phyſiognomie voll Ausdruck und geiſtigen Schwunges, einen der geſchichtlichen Führer der ungariſchen Revolution, den hier in Verbannung lebenden Arthur Görgey — verſtieg mich endlich in eine Rauchhöhle, deſſen Eingang ein etwas verzeichneter Offizier und ein Türke in effigie bewachten, das allgemeine refugium peccatorum, das Kaffeehaus, und endlich von da in's Theater, wo gerade der Bauer als Millionär gegeben wurde, und ein heiſeres: „Brüderlein fein" mir entgegentönte. Die ſcheidende Jugend hätte aber mit gleichem Recht auch als das hohe Alter paſſiren können. Doch wenigſtens fand ich hier einen mir aus Wien bekannten ſehr höflichen, aber überaus langweiligen jungen Baron, der, ich entſinne mich nicht mehr aus welcher Veranlaſſung, zufällig anweſend war. — In der Noth frißt der Teufel ſelbſt Fliegen, wie ein altes Sprichwort ſagt, ich ſetzte mich dießmal in Satans Lage und ſo war mir ſelbſt dieſer exemplariſch lächerliche kleine Mann äußerſt willkommen. Wir führten den nächſten Tag eine verabredete Partie nach dem nahe gelegenen romantiſchen Wörtherſee aus. Als wir uns in einem Fiſcherkahne auf den ſtillen See dahinrudern ließen, wurde mein Begleiter von der Schönheit der Natur ſo angeregt, daß er ganz empfindſam und weich mir ſein leidendes Herz ausſchüttete. Der Arme! er hatte gerade einen Korb von dem Gegenſtande ſeiner Anbetung in der ſchönſten Form erhalten. Er ſprach nun von den in ihm wühlenden Schmerz grauſamer Enttäuſchung, einem zerrütteten Leben, das er nicht länger mehr ertragen könne, vom gewaltſamen Zerreißen irdiſcher Feſſeln, und faſelte ſo viel Unſinn von der lebhaf-

teſten Action begleitet, daß ich ſtatt Mitleid zu fühlen alle Mühe hatte, dieſem ſchauderhaften Schwätzer nicht laut in's Geſicht zu lachen. So rief er bei unſerm Abſchied mit grimmigem Pathos: „Leben Sie wohl! — In dieſem elenden Leben begegnen wir uns ſchwerlich mehr!“ — Jedoch über ſein Geſchick vollkommen beruhigt, reiſte ich endlich nach Erhalt meiner dienſtlichen Dokumente nach Steiermark ab, und rückte in meine kleine Dorfſtation wieder ein.

Auf einem der brillanteſten Bälle des drittnächſten Carnevals ſtand ich in der Ecke eines der glänzendſten Salons einer deutſchen Reſidenz, um mir das ſchöne Bild der tanzenden Welt genauer zu betrachten. Der Cotillon war eben im vollen Gange, die ſinnigſten mit dem beſten Geſchmack geleiteten Wahlfiguren, die harmoniſchen Klänge ausgezeichneter Tanzmuſik, der Glanz reicher und ausgewählter Toiletten, die Menge anziehender Schönheiten, der verſchwenderiſche Luxus, das vorzügliche Arrangement des Ganzen, dies Alles bot die Sinne betäubend, die Augen blendend, einen überaus ſchönen effektvollen Anblick Ich fange damit an, meine tanzenden und nicht tanzenden, meine aktiven und kontemplativen hier verſammelten Mitmenſchen zu betrachten. — Da ſuchen vor allen meine Augen die liebenswürdige Dame des Hauſes, eine der eleganteſten Frauen der Hauptſtadt, nicht mehr in den Jahren der erſten Jugend, verdunkelt ſie nicht nur dieſe, wenn ſie will, ja ſie läßt ſie weit hinter ſich, Geiſt, Kenntniß der Welt, die vollendetſten Formen und Schönheit ſind ihr im hohen Grade eigen, es iſt eine jener allgewaltigen Frauenerſcheinungen, die Alt und Jung bezaubern, und ihre erbittertſten Feinde in ihre feurigſten Anbeter oder minde-

stens Lobredner verwandeln kann. — Ehrgeiz scheint einen der Hauptzüge ihres Charakters zu bilden, sie weiß geistreichen Ernst mit heiterer Frivolität zu vereinen, und wir wären versucht, sie, wie man den Marschall Richelieu einst nannte, mit dem Namen eines weiblichen Alcibiades zu bezeichnen. — Es sind unter jenem Fenster zwei Minister eines benachbarten Landes im lebhaften Gespräche, von denen der Eine mit den wohlmeinendsten Intentionen Alles beiträgt, seine Regierung in Händel und Feindschaft zu verwickeln, der Andere aber, ein politisches Chamäleon, dem jedesmaligen System zu schmeicheln versteht, — mit großen Geistesgaben einen jener Charaktere besitzt, über welche die öffentliche Meinung schon längst den Stab gebrochen. — Nebenan mehrere junge Frauen, die sich zu einem Bunde vereinten, und das Wort gaben, nur unter sich und ihren Männern zu leben, jede fremde auch noch so conventionelle Annäherung fast unhöflich abzuweisen, — keine andern Gespräche als über ihre Kinder, deren Erziehung und andere Haus-Einrichtungen zu führen, mit einem Wort, im stolzen Bewußtsein ihrer gefahrbringenden Nähe sich mit einer Art chinesischen Mauer zu umgeben!

Mit ausgezeichneter Gewandtheit und Emancipation wirft dort eine junge Dame ihren hübschen Kopf in die Höhe, fragend blickt sie ihre ältere Freundin an, welche, so oft der Kommende ein nach allen finanziellen Regeln heiratsfähiger Epouseur ist, ihr voll sanguinischer Hoffnungen zunickt, ist er aber ein brotloser zweitgeborner (Cadet de famille), so erfolgt kein Zeichen. — Im erstern Falle tanzt Dämchen Wunderhold und schwatzt voll Liebenswürdigkeit den liebenswürdigsten Unsinn mit den freundlichsten Augen, im zweiten jedoch tanzt sie nur, und gibt ein kurzes trocknes Ja oder Nein, öfter auch gar nichts

ihrem nur „Schwärmen," aber nicht „Heiraten" könnenden Tänzer zur Antwort, begleitet von einem Blicke unendlichen Selbſtbewußtſeins oder eben ſolcher Verachtung, welches Benehmen jedoch in dem Grade von des Tänzers Fußfertigkeit kleinere oder größere Abſtufungen hat.

Ich ſehe ferner mehrere Diplomaten politiſiren, andere Herren mediſiren und über Frauen, Pferde und Agiotage ſich unterhalten, endlich mehrere Mütter, Gardes des Dames, und ſitzende Töchter mit bewaffnetem Auge den Wendungen des Tanzes folgen, mir entgeht nicht die Kritik der Toiletten, wobei ich bisweilen verſucht wäre, das Hui und Pfui des Pater Abraham de Sancta Clara in Anwendung zu bringen.

Und dort! wer kennt ſie nicht, die ſchöne — anmuthreiche — liebenswürdige Frau, die meiſten bewundern, — manche verehren ſie, Alle aber müſſen ihrem Charakter, ihrer Güte und ihren Tugenden die ehrfurchtsvollſte Achtung zollen! — wie ein glänzendes, mild aber weithin leuchtendes Geſtirn an einem ſternenbeſäeten Himmel alle andern überſtrahlt, — alſo auch ſie! Und ſelbſt der Neid muß vor ſolcher Grazie und Schönheit verſtummen! — Ich denke an ihre Zukunft! wird ſie mehr des Glückes oder des Glanzes enthalten? wird ſie mit lärmenden Freuden oder mit ſtiller Zufriedenheit erfüllt ſein! — Verſtand und Pflicht gebieten ein ewiges Verſtummen, — aber ein Vergeſſen zu befehlen, — ein in prächtiger Farbenfriſche prangendes Bild in die Fluthen des Lethe zu tauchen, — das vermögen ſie nicht! —

Ich ſehe ferner eine ſehr reiche, dabei ſcharmante junge Dame von den platteſten Larven einiger vermögensloſen, aber berechnenden, dabei fleißigen, guten und ſich ſelbſtbewundernden Tänzern umſchwärmt, einige von ihnen haben ſich oder ſind

ruinirt worden, sie lesen nun alle Hoffnung und Rettung in den herrlichen Augen dieses schönen Goldmädchens, — aus welchen aber außer ihrer eigenen Selbstüberschätzung kein anderer vernünftiger Mensch eine Verwirklichung jener frommen Wünsche herausfinden kann! — Aber diese alle tanzen recht gut und werden von der prächtigen Erbin als ausgezeichnete Ballinstrumente betrachtet und häufig benützt. Lassen wir diese Biedermänner, lassen wir ihnen den Wahn, aber auch die Mühen! —

Endlich kommen die sogenannten Unbedeutenden, an Schönheit oder Verstand, dann endlich jene, deren Reihe die goldene Mittelstraße des Balles bildet, weder verständig noch ganz dumm, — weder gut noch böse — weder häßlich noch schön, tragen diese, ob thätig herumdrehend oder eifrig sitzend, ihre gemüthliche Dankbarkeit, oder ihren kindischen Ingrimm beim Maschengeben und Bouquet-Austheilen dieser so vielsagenden, und für den aufmerksamen Beobachter so interessanten Epoche eines jeden Cotillons mit jener rührenden Naivität zur Schau, die uns an Kotzebue's Gurli oder noch besser an jenen herrlichen primitiven Zustand der edlen Bewohner Otahaitis erinnert. Alles übrige noch Anwesende bildet die fernere Staffage, als z. B. ältere und nicht tanzende Herren, kinderlose Damen, abgelebte Elegants und blasirte Jünglinge. Und auch diese alle theilen sich wieder in die unschuldig glotzenden, oder mit Schärfe bekrittelnden, in die Hungrigen und in die Schläfrigen, in die Theetrinker und in die stillen Gefräßigen, letztere, welche den Cotillon seufzend wegen der sie noch an Fleisch, Weinen, warmen und kalten Speisen, Backwerken, Sulzen und Crêmen erwartenden Genüsse überdauern, sich auch sogleich beim letzten Geigenstrich des endlich beendeten Tanzes, beim Oeffnen der Flügelthüren, der alle

gaſtronomiſchen Myſtères enthaltenden Apartements in Schwärmen dahin begeben, um wo möglichſt bequeme Souperpoſitionen ſich mit Hilfe ihrer imponirenden Stellung oder ſelbſt hie und da durch eine kleine Unredlichkeit ihrer Ellbogen zu erobern. Iſt das Souper vorüber, beginnt abermals die Muſik, dann jagen dieſe nach gethaner herkuliſcher Gaumen-Arbeit über Stock und Stein nach Hauſe, und machen die Temperatur des Ballſaales menſchlich erträglicher.

Da, kaum trau ich meinen Augen, entdecke ich plötzlich in meiner Nähe — den einſtigen Gefährten meines Klagenfurter Sejours, den jungen Weltſchmerzler vom Wörtherſee, — wie einſt Marius vor den Trümmern Karthagos, ſitzt er voll Selbſtzufriedenheit neben einer verblühten Schönheit! — Aber der Gefährte meiner Langweile war ein gefälliger Ausfüllungsmann unbeſetzter Cotillons, menſchenfreundlicher Erlöſer mancher verzagenden Mädchenſeele aus den Fegfeuerqualen der Ungewißheit.

Daher überall beliebt und willkommen mit ſeiner bereitwilligen Fußfertigkeit, wurden die Verdienſte ſeines Piedeſtals auch dankbar anerkannt und gewürdigt, was die vielfarbigen Cotillonsbänder an ſeinem Frack mir bewieſen, und auf welche er zeitweiſe ſtolz herabſchielte. Auch in mir kehrte der Glaube an dankbare Seelen wieder zurück! Ich unterließ es nicht meine Freude zu bezeugen: ihn wieder mit dem Leben ausgeſöhnt deſſen Freuden genießen zu ſehen. „Ach! man muß ſeinen Schmerz übertäuben," antwortete er, und raſte gleich darauf im ſchnellſten Drei-Achtel-Takt an mir vorüber. — Die Art des Walzers ändert ſich von Zeit zu Zeit; bald wird gehupft, bald geſchleift, bald gehend getanzt, bald geraſt. — Wir waren eben in der Periode des Raſens.

Die Wahrnehmung meines ſeinen Schmerz mit dem Wirbel des Tanzes übertäubenden komiſchen Schwärmers erheiterte mich, — eine entgegengeſetzte ſollte ihr bald folgen! — Ich beobachtete die tanzenden Paare, bis plötzlich mein Blick auf eines derſelben ſich heftete. Es war ein junger eleganter Mann, einer der Löwen des Tages, welcher mit einer eben ſo gefeierten als an Lieblichkeit hervorragenden jungen Dame an mir vorüberwalzte.

Mit überaus wohlwollenden Blicken verfolgten ihn die Mütter, mit beſonders gewinnenden aber die Töchter; als Beſitzer eines hübſchen Vermögens war er der Gegenſtand mancher heimlicher Wünſche, mancher recht klugen Berechnung. — Hätten aber alle dieſe Mütter, hätten ſie alle ſeine Geſchichte gekannt, hätten ſie die weinende Marie, das ſchöne hinſiechende Mädchen, hätten ſie den noch friſchen Grabeshügel einer todtgegrämten Mutter, die gebleichten Haare eines tiefgebeugten Vaters, das zerſtörte Glück einer ganzen Familie, hätten ſie dies Alles ſo wie ich geſehen; — würden ſie auch dann noch geſtrebt haben, das Schickſal ihrer Kinder einem ſo herzloſen Wüſtlinge anzuvertrauen? —

Wir maßen uns nicht an, dieſe Frage zu beantworten, den ſchweren Balken im eig'nen Auge fühlend, finden wir uns nicht berufen, den Moraliſten zu ſpielen! Wie kann man überhaupt ſo ſchwerfällig ſein, dieſer junge charmante Mann tanzt excellent, iſt wohl erzogen, hat ſo feinen Ton, ſo gute Manieren, und iſt überdieß eine ſehr anſtändige Partie. Man darf nicht Pedant ſein, die Jugend muß austoben, einige Streiche auf oder ab!

Die Verehrung des goldenen Kalbes iſt nicht neu, — ſie ging vom moſaiſchen Judenthum auf das moderne

Chriſtenthum über! „Sapienti pauca!“ — „dem Verſtändigen wenig,“ ſagten einſt die Alten, wir aber ſchließen, wie wir begonnen, mit folgenden Zeilen aus dem Buche der Lieder:

Schwarze Röcke, ſeidene Strümpfe,
Weiße, höfliche Manſchetten,
Sanfte Reden, Embraſſiren,
Ach! wenn ſie nur Herzen hätten!
Herzen in der Bruſt, und Liebe,
Warme Liebe in den Herzen!

Aus dem Gebiete der Erſcheinungen.

Das Licht der Vernunft wird nicht müde, ſelbſt in unſerem mit Aufklärung prunkenden, — mit kalter Vernunft räſonnirenden, und mit Klugheit berechnenden neunzehnten Jahrhundert, Aberglauben und Vorurtheile zu bekämpfen, — und dennoch können dieſe noch immer nicht ausgerottet werden. — Es iſt, als ob ſie in den innerſten Tiefen der menſchlichen Seele wurzelten, — vorzüglich gilt dieß von den verſchiedenen myſteriöſen Sagen, die oft einzelnen Oertlichkeiten, Gebäuden, Menſchen, ſelbſt Familien, endlich ſogar Völkern eigen geworden ſind, — viele davon liegen auch in unſerer Einbildungskraft; — und aller phyſiſche Muth, — alles ruhige Nachdenken reicht nicht hin, ihren Eindruck in uns zu mildern oder zu verſcheuchen, — am meiſten aber iſt dieß bei der Geſpenſterfurcht der Fall. — Und bald glauben wir an uns ſelbſt dieſen Hang zum Geheimnißvollen und Unergründlichen, bekräftigende Erfahrungen zu machen, — bald aber hören wir von Andern derlei räthſelhafte Thatſachen erzählen, gegen die wir umſonſt verſuchen ſchlagende Gegenbeweiſe aufzuſtellen. — Ich erlaube mir hier drei Fälle, zu deren Kenntniß ich durch gütige Mittheilung gelangt bin, anzuführen, — welche, ſo unglaublich ſie ſcheinen, mir von deren Erzählern als unläugbare Fakta hingeſtellt wurden.

I.

Reich an prunklosen natürlichen Monumenten historischer Erinnerung sind die weiten schönen Gauen unseres deutschen Vaterlandes. Die vielen heftigen innern und äußern Stürme, welche in den letzten Jahrhunderten Deutschland verheerten, haben sie dennoch nicht gänzlich zerstört, damit sie als mahnende Rachegeister des einst Gott- und Ehrenbegeisterten, nunmehr erstorbenen Ritterthums, dessen Andenken in dem geschwächt oder betäubten Geschlechte der nüchternen Jetztzeit wieder wachrufen! Zu diesen gehören vor allen jene altersgrauen Zeugen thatkräftiger Vergangenheit, jene ihre Zeit überlebenden Ruinen, — einst stolze Burgen, die sich in den Thälern des Rheins, der Donau und des Neckars erheben, Ebenen und Tiefen beherrschend. Hier hausten sie, einem Geschlechte königlicher Adler gleich, — die kräftigen Männer, jene tapfern Rittergestalten, — hier erhielten sie der Mutter Segen, des Vaters Schwert, — hier den Streich zu „Gottes und Marien Ehr" — von hier aus zogen sie zu den Kreuzzügen oder ins Wälschland, — in Krieg, zur Fehde, zum ehrlichen Strauß, zu Sturm und reisiger Fahrt, — oder auf Werbung um immer neuen Minnesold.

An derlei feste Schlösser jener Zeit reihet sich würdig die im reizenden Neckarthale gelegene Gamburg, gegenwärtig im Besitze der Grafen von J..... Wie die meisten ihrer Schwesterburgen, so hat auch sie ihre Sage, die wir, so weit uns das Gedächtniß treu bleibt, in kurzen Zügen hier aufzeichnen wollen. Vor ihren jetzigen Besitzern waren die mächtigen und angesehenen Herren aus dem in Deutschland nunmehr erloschenen Geschlechte der Grafen von Br..... Eigenthümer der Gamburg. Zur Zeit der ersten Reformationskriege brachten mehrere Glie-

der dieſes Hauſes, hohe geiſtliche Würden begleitend, wovon einer Erzbiſchof von Salzburg, zwei Aebte und eine Aebtiſſin von großen Reichsſtiftern waren, — die bedeutendſten Kleinodien und Schätze ihrer innehabenden kirchlichen mächtigen Beſitzthümer, um ſie vor Raub oder freventlicher Profanation zu ſchützen, in dieſe feſte und ſichere Burg ihrer Väter. Der alte Graf, von Habgier getrieben, wilder Leidenſchaften ohnmächtiger Sclave, begeht eines Nachts die grauſe That, mit eigener Hand ſeine Kinder zu morden, um ihrer mitgebrachten Schätze habhaft zu werden. Jedoch, — vielleicht ihres böſen Vaters habgierigen Sinn kennend, hatten jene die ihnen anvertrauten Reichthümer kirchlicher Würden, vielleicht auch nur, um ſie im Allgemeinen gegen wem immer zu ſchützen, vergraben. Der alte B..... ſah ſomit ſeinen Zweck vereitelt, denn alle ſeine emſigen Nachforſchungen blieben fruchtlos, — und er hatte die doppelt ſchwere Schuld des Mordes ſeiner Kinder, wie des in ſo gräulicher Weiſe verletzten Gaſtrechts auf ſich geladen. Bald ſtarb er, von den Furien ſeines geängſtigten Gewiſſens zu Tode gequält.

Von jener Zeit an wurde in den obern Sälen des Schloſſes täglich um die Mitternachtsſtunde durch eine lange Reihe von Jahren ein ungeheures Getöſe vernommen, und man ſah den Erzbiſchof im vollen Ornat, ſo wie ſeine Geſchwiſter, die beiden Aebte und die Aebtiſſin, im heftigſten Kampfe äußerſter Verzweiflung mit einem wilden Thiere, das ein menſchliches Haupt auf zwei Höllengeſtalten vorſtellte, und in welch' erſteren man die Züge des alten Grafen B..... zu erkennen glaubte. Der Erzbiſchof ſelbſt ſoll bei ſeinem Erſcheinen mehrmals geſprochen und geſagt haben: „Er ſei beſtimmt, die erſehnte Grabesruhe nicht zu finden, unſtät umher zu wandern, ſein Geſchlecht erlö-

ſchen zu ſehen, vor Gefahren zu warnen, Familien-Ereigniſſe von bedeutender Wichtigkeit zu verkünden, aus Strafe für den Mangel an Vertrauen auf den allmächtigen Schutz der göttlichen Vorſehung, welcher ihn wider alles Recht, wenn auch mit den beſten Abſichten die unantaſtbaren Güter der Kirche von ihrem Beſtimmungsorte wegbringen ließ. Dieſe würden ſich aber dann erſt finden, wenn es zu Gottes beſonderer Ehre gereichen würde, bis dahin dauere noch ſeine Strafe, man ſolle daher einſtweilen ſowohl für die Getödteten als auch deren Mörder viele fromme Gebete verrichten."

Die Familie der Grafen Br..... hatte Alles angewandt, um durch unzählige Wohlthaten und inniges Gebet die grauſe That ihres Vorfahren zu ſühnen, ja, ihr ganzes Vermögen ging in Seelenmeſſen und frommen Stiftungen ſo auf, daß ſie am Bettelſtab, wenn ich nicht irre, im Beginne des vorigen Jahrhunderts ausgeſtorben ſind. Die Ortsbewohner hatten ihre Andacht mit jener der Burgherren vereint, und die Wirkung dieſer vielen frommen Bitten zeigte ſich dadurch, daß bei einer ſpätern Erſcheinung die Höllengeſtalten und das thieriſche Ausſehen vom Vater gewichen, und nur mehr an der Stelle des Herzens ein ſchwarzer Fleck ihm geblieben war.

Vor beiläufig fünfzig Jahren, alſo in dem erſten Decennium unſeres Jahrhunderts, hörte die noch lebende Beſitzerin *), von der wir mittelbar durch zweite Hand zur Kenntniß dieſer Geſchichte gelangt ſind, ſehr oft oder ihrem Haupte ein heftiges Gepolter, das Auf- und Abziehen ſchwerer Kiſten mittelſt Ketten. Sie ſelbſt hat jedoch nie eine Erſcheinung gehabt, wohl aber

*) Dieſer Aufſatz iſt 1856 geſchrieben.

desto häufiger ihre Umgebung. So schrie einst eines ihrer Kinder im Zimmer der Mutter spielend plötzlich auf: „Ach, sieh doch, Mama, der Erzbischof!“ — Diese hieß nun den Knaben auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen, worauf jener antwortete: „Nun ist er wieder fort!“ Ein andermal fiel in Gegenwart der Gräfin ein Beamter mitten im Gespräche auf die Knie, indem er behauptete, der Erzbischof gäbe den Segen. Einmal war eine ganz unvorhergesehene, durch momentane Zufälligkeiten verfrühte Ankunft des Grafen durch den Erzbischof angesagt worden, und jener fand zu seinem größten Erstaunen Alles zu seinem Empfange bereit. Da sieht plötzlich während des Gottesdienstes ein armer gänzlich ungebildeter, beinahe trottelhafter junger Hirt den Erzbischof auf sich zuschreiten, der ihm sagt, er werde zu Hause ein wichtiges Dokument in seiner Rocktasche finden. Vor Schrecken wird der Hirt ohnmächtig, — erholt sich endlich, und findet bei seiner Nachhausekunft besagtes Dokument mit Angabe einiger Oerter, wo Authentien über die verstorbenen Mitglieder des Br.....schen Hauses vorhanden sein sollen. Ein unerklärlicher Drang beseelt mit einem Male den bis nun so blöden Hirten, er fühlt sich zur Mission berufen, diese Angaben und Papiere nachzusuchen, und spricht sich vollkommen vernünftig hierüber aus. Alles staunt über diese gänzliche Veränderung des Hirtenjungen. Er geht zum Grafen, welcher aber an betrügerische Absichten glaubt, und aus diesem Grunde die verlangte Geldhilfe verweigert, hingegen desto schärfer den Hirten beobachten läßt. Vor seinem Abgehen hatte dieser noch eine Erscheinung des Erzbischofs, der ihn abermals zur Ausführung seines Vorhabens auffordert, und ihm seine Hilfe verspricht mit der Weisung, an jedem Kreuzwege einem daselbst sitzenden alten Mann, der ihn richtig führen werde, zu

folgen. Dieß geſchah auch, wie die ihn von Seite des Gutsherrn nachgeſchickten Leute beſtätigten.

So erreichte der Hirte Salzburg, und fand auch in den dortigen Archiven den Namen Br..... mit der Angabe, daß Art und Zeit ſeines Todes unbekannt ſei. — Er ließ ein ſolennes Hochamt für jenen leſen, wozu er das nöthige Geld durch einen Unbekannten erhielt, wie auch in allen andern Städten, die er durchwanderte, ihm die Mittel zur Reiſe auf geheimnißvolle Art zugeſtellt wurden. Er kam bis an die Thore Roms, der ewigen Stadt, und fand dort Familienporträte der Br.....s, unter welchen er auch ſogleich an der ſprechenden Aehnlichkeit den Erzbiſchof mit ſeinen Geſchwiſtern erkannte, welche Bilder er nach Gamburg ſchickte, wo deren Giltigkeit beim erſten Anblicke allgemein anerkannt wurde. Von Rom ſchrieb der Hirte, ſein Weg führe weiter bis Jeruſalem, und er hatte denſelben auch wirklich angetreten, — doch ſeither iſt er verſchollen. —

Wie dieſer rohe Schafhirt, der anfänglich weder leſen noch ſchreiben konnte, ganz unwiſſend, mit einemmale befähigt wurde, derlei große Reiſen zu unternehmen, und mit ſo viel Geſchick hiſtoriſche Nachforſchungen anzuſtellen, wie er die nöthigen doch bedeutenden Geldmittel erhielt, dieß Alles iſt noch im unaufgeklärten Dunkel, — genug daran, das Faktum iſt vorhanden und viele wichtige Papiere, die Porträte, die alle von ihm nach Gamburg überſchickt wurden, ſind jedenfalls unumſtößliche Beweiſe für die Erfolge ſeiner Nachforſchungen. Noch jetzt leben viele, die den Hirten genau gekannt, und vor ſeiner Abreiſe von ihm ſelbſt die gehabten Erſcheinungen erzählen gehört haben, was unläugbare Thatſache iſt.

Die letztbekannte Erſcheinung auf der Gamburg war vor beiläufig zehn Jahren und beſtand in einer plötzlichen ganz außer-

ordentlich glänzenden Beleuchtung des damals unbewohnten Schloſſes am Weihnachtsabende. — So weit unſere Nachrichten, wären auch die Haupterſcheinungen nur Ausgeburten erhitzter Phantaſie oder blinden Aberglaubens, ſo ſind doch viele richtig eingetroffene Umſtände und Vorfallenheiten von Intereſſe, wie die Reiſe des unwiſſenden Hirten, die Porträte, kurz alles jene, was Schwarz auf Weiß im Archive jenes Schloſſes aufbewahrt iſt. — Wir überlaſſen es daher dem wohlgönnenden Leſer, ſich bei dem vielen Unglaublichen und Wahren dieſer Geſchichte ſein eigenes Urtheil feſtſtellen zu wollen, da wir ſelbſt gar zu leicht in die Rolle des ungläubigen Jüngers zu fallen befürchten, was für uns als Erzähler doch nicht ganz paſſend ſchiene.

II.

Der zweite Fall iſt der: In einer jener altſchottiſchen Burgen, wie ſie uns Walter Scott bis ins Genaueſte ſchildernd ſo recht anſchaulich macht, und zu deren Stolz als ſprechendes Zeugniß der Echtheit ihres Alterthums es gehört: eine ſchauerliche Sage, oder irgend eine Spukgeſchichte in ihrer Chronik zu beſitzen, kam einſt ein noch in der erſten Jugend ſtehender Mann auf Beſuch. Von weiter Reiſe ermüdet, begab er ſich nach dem gemeinſchaftlichen Thee, des Schlafes bedürftig, bald zur Ruhe. — Nach mehreren Stunden erwacht er, von der ungewöhnlichen Helle eines ſeinem Bette gegenüber brennenden Kaminfeuers geblendet. Nachdem dasſelbe bei ſeinem Entſchlummern dem Erlöſchen ſchon nahe war, wurde er um ſo mehr davon überraſcht. Er blickt nun ganz aufgewacht und nicht etwa im Halbſchlummer in die geheimnißvolle Flamme, die gleich einer ſtrahlenden Sonne, einen ungemein ſchönen wunderbaren Glanz gewährt,

— da ſcheint ſich in deren Mittelpunkte ein Körper zu entwickeln, der nach und nach die Geſtalt eines wunderlieblichen Knaben annimmt, der mit ſinnigem Blicke und überaus freundlichen Augen dem jungen Manne ſo anmuthig zulächelt, daß er, von der bezaubernden Erſcheinung wie gebannt, unmöglich ſein Geſicht abwenden kann. — Doch ändern ſich plötzlich die freudigen Züge des Kindes zum wehmüthigſten Ausdruck tiefſten Schmerzes und ein Strom von Thränen ergießt ſich über die vom hellſten Strahlenglanze beleuchteten Wangen des Knaben. Endlich erliſcht das Feuer mit ſtarkem Geknister, und mit dieſem iſt auch die Erſcheinung verſchwunden. —

Als der Gaſt des andern Morgens im Salon zum Frühſtücke erſcheint, blicken ihn die Schloßherren mit ſtrenge prüfenden Augen an, und als er die Frage, ob er eine gute Nachtruhe gehabt, bejahte, ſchüttelten ſie ungläubig das Haupt und drängten ihn zum Bekenntniſſe, irgend eine Erſcheinung gehabt zu haben, da dieß bei jedem neuen Ankömmlinge in der erſten Nacht, die er unter dem Dache dieſes Schloſſes zubringe, bis nun immer der Fall geweſen ſei. Lange gab der junge Mann, im Glauben, man wolle ſich auf ſeine Koſten beluſtigen, ausweichende Antworten; als er ſich aber durch den feierlichen Ernſt ſeines freundlichen Wirthes vom Gegentheile überzeugt hielt, gab er denn nach und erzählte, was er geſehen. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit lauſchten die Zuhörer, — und als die Erzählung beendet, erwiderte der Schloßherr: „Mein junger Freund! „dieſe Erſcheinung bezieht ſich auf zwei Hauptmomente Ihrer Zu„kunft, das anmuthige Ihnen ſo freundlich zulächelnde Kind ver„ſpricht die Erlangung einer der höchſten Würden, — die glän„zendſte Befriedigung Ihres Ehrgeizes, und großen hiſtoriſchen „Ruhm! Sie werden erſtaunliches Glück erreichen, — einen

„weltbekannten Namen erlangen! — Aber das betrübte weinende „Kind läßt in ferner Zukunft ein gewaltsameres Ende befürch„ten. Nehmen Sie sich am Gipfel Ihres Ruhmes vor dem „zweiten Theile dieser Weissagung wohl in Acht!"

Jahre waren im Strome der Zeit dahin geschwunden, als die prophetische Auslegung jener merkwürdigen Erscheinung sich erfüllte, und der Minister Lord Castlereagh die Seele des Cabinets von St. James bildete, sein Name den gewünschten historischen Ruhm erlangt, und dessen Träger den Gipfel der Würden Albions erglommen. Aber auch der zweite Theil, die Bedeutung des weinenden Knaben, blieb nicht aus — der 12. August 1822 brachte ihre Erfüllung mit dem bekannten, durch einen Anfall von Schwermuth hervorgerufenen Selbstmorde jenes berühmten britischen Staatsmannes.

Diese Geschichte dürfte sehr wenig gekannt sein *). Lord Castlereagh hatte einst jene bedeutungsvolle Nacht seiner Jugend der noch lebenden Fürstin Lieven **) mitgetheilt. Ob er damals an die Erfüllung des zweiten Theils jener Weissagung wohl geglaubt haben mag? — vielleicht dieß die Grundursache der tiefen Schwermuth seiner letzten Jahre. Als die Fürstin die Nachricht von dem gewaltsamen Tode des Lords erhielt, ward sie, augenblicklich an jene Erzählung erinnert, einer Ohnmacht nahe. — Ich selbst verdanke diese wie die vorige Erzählung der freundlichen Mittheilung der Gräfin Z., der geistvollen Tochter eines Mannes, der, Zeitgenosse und Kollege Castlereagh's, die Ge-

---

*) Haben wir seither in Bülau's geheimen Geschichten erwähnt gefunden.
**) Ist inzwischen gestorben.

ſchicke ſeines Landes, ja Europa's über ein Menſchenalter gelenkt, und mit tiefer Staatsweisheit deſſen Frieden erhalten hatte.

III.

An der Table d'hôte des Hôtels Streits in Hamburg, welches ob ſeinem außerordentlichen Comfort, den ausgezeichneten Roſtbeefs, den köſtlichen Weinen, der gemiſchten, theils europäiſchen, theils transatlantiſchen Geſellſchaft und endlich ſeiner angenehmen Lage am herrlichen Jungfernſtieg, dem großen Binnenalſter gegenüber, ſowohl dem lebensluſtigen als Abenteuer ſuchenden Touriſten, — dem rohen Materialiſten als ſentimentalen Poeten (dieſe letztern ſind eigentlich meiſtens große Eſſer), dem feinſchmeckenden Gaſtronomen, als dem pſychologiſchen Beobachter in allen Beziehungen anzuempfehlen iſt, ſaß eines ſchönen Mittags auch Schreiber dieſes, rechts von ihm ein freundlicher alter Herr, links ein milzſüchtiger Engländer, und gegenüber eine blondgelockte ſchwarzäugige Tochter Albions, mit einer jungen amerikaniſchen Couſine aus New-York, letztere mit lebhaften Augen, einem aufgeworfenen Stumpfnäschen, eben ſolchen Lippen, und ziemlich braunem Teint, dieſe beiden Mädchen jedes in ihrer Art ſehr hübſch. — Aber die beiden Miß flüſterten einander in ihrer Mutterſprache Geheimniſſe zu, und ſchienen keine Störung zu wünſchen, der linke Nachbar blickte ſehr griesgrämig drein, vielleicht bitter enttäuſcht in ſeinen ſanguiniſchen Mammonshoffnungen, geſcheitert an irgend einer verfehlten Spekulation, und ſo blieb denn meine Aufmerkſamkeit ſehr proſaiſcher Weiſe auf eine Flaſche Bordeaux und die montirten und unmontirten treuen Gefährten eines echt engliſch zubereiten Beefſteaks, die in allen Geſtalten

erscheinenden Kartoffeln beschränkt, bis mit einem Male mein rechter Nachbar, der freundliche alte Herr, ein Gespräch mit mir anknüpfte. Ich habe an alten Bekanntschaften genug Langweile zu ertragen, um neue zu lieben oder zu suchen, aber das würdige gewinnende Aussehen dieses Tischnachbars machte mir eine Ausnahme. Er hatte eines jener Gesichter, denen der Charakter biedern Wohlwollens, großer Herzensgüte, vereint mit geistiger Bildung, untrüglich und unauslöschlich eingeprägt sind, zugleich waren seine Manieren die eines Mannes, der lange in der großen Welt und in allen Kreisen der Gesellschaft gelebt, und daher vieles gesehen und erfahren hatte. Baron P., als welchen er sich nannte, war mir, da ich in Hamburg in diesem Augenblicke gerade keinen Bekannten hatte, eine äußerst willkommene Erscheinung, weil er im hohen Grade alle Eigenschaften eines heitern und liebenswürdigen Gesellschafters vereinte. Er hatte als Diplomat sich viele Jahre in den meisten Hauptstädten Europa's herumgetrieben, und auch als eifriger Tourist alle Wege und Stege, nicht nur dieses Welttheiles, sondern auch viele Gegenden Asiens und Afrika's durchwandert. Wie angenehm war mir sein freundliches Anerbieten, mein Cicerone in Hamburg sein zu wollen, während meines damals ersten und nur kurzen Sejours in dieser großen deutschen Handelsstadt. Man muß sagen, daß in Norddeutschland die Höflichkeit und ihre Formen weit mehr als bei uns getroffen wird, da wir Indolenz, Mangel an Lebensart, ja nicht selten Rohheit selbst in den besseren unserer Gesellschaften finden können, was man aber dann immer mit treuherziger Gemüthlichkeit entschuldigt, auf deren Kosten so häufig gesündiget wird, und die überdieß oft gänzlich fehlt. — Man darf nur die eleganteste Gesellschaft einer gewissen Residenz — die sich die Bezeichnung einer milchartigen Flüssigkeit als

ſelbſtgewählten Beinamen gab, aufmerkſam beobachten, ſo wird man die Ueberzeugung erlangen, wie oft wirkliche Bildung und Erziehung, wenn ſie auch vorhanden, einer angenommenen Mode zu Ehren verläugnet wird.

Baron P., welcher mir die Merkwürdigkeiten der alten Hanſaſtadt zeigte, als das Admiralitäts-Gebäude, die Börſenhalle, die Vorſtadt St. Pauli, die Matroſenkneipen am Hamburgerberg und jenen bekannten ſtillen Friedhof zu Ottenſee mit dem Grabe des begeiſterten Meſſiasſängers, machte mir nebſtdem durch ſeine mannigfaltigen intereſſanten Mittheilungen unſere wenigen Abende, die wir bei Wilkens, einem der renommirteſten Auſternkeller, bei einem kleinen wohlſchmeckenden Souper tête a tête verplauderten, äußerſt angenehm, vergnügt und belehrend vergehen. Unter vielen andern Gegenſtänden berührten wir auch das myſtiſche Gebiet, und auf dieſem ganz vorzüglich das Kapitel der Geiſtererſcheinungen. Nachſtehende mir von Baron P. aus dieſem Bereiche mitgetheilte Erzählung dürfte, wenn es mir noch gelingt ſie getreu wiederzugeben, nicht ohne einiges Intereſſe ſein.

Vor mehr als 30 Jahren auf einer Reiſe in Süddeutſchland wurde Baron P. durch ein ſehr ſtarkes Gewitter in ſtockfinſterer Nacht gezwungen, an den Thoren eines großen alterthümlichen Schloſſes um Gaſtfreundſchaft zu bitten. Wie doppelt angenehm war ſeine Ueberraſchung, als er in dem Namen des Beſitzers den eines ſeiner ehemaligen Freunde erfährt, mit dem er zehn Jahre früher an einem auswärtigen Hofe ſehr viele angenehme Tage verlebt, und ſehr liirt geweſen war; aber ſeit ſeinem Abgehen aus jener Reſidenz hatte P. über eine Menge neuer Eindrücke und Bekanntſchaften den entfernten Grafen M. aus dem Auge verloren.

Graf M. war ein Mann von 35 Jahren, von schöner kräftiger Gestalt, aber ganz das Gegentheil von dem, wie ihn der Baron früher kannte; der einst so heitere, leicht gewandte Welt- und Lebemann war melancholisch, schwerfällig und ceremoniös geworden, eine gewisse Verlegenheit war in dessen ganzem Betragen als vorherrschend zu bemerken. — Sein ganz schwarz behängtes Schlafgemach, von einem großen altmodischen Luster mit wenigen Kerzen beleuchtet, glich eher einer Todtenkammer. Baron P., der die Welt und die Menschen mit all' ihrer Lust und ihrem Schmerz, mit ihren Freuden und Leiden, ihren Schwächen und Leidenschaften auf das Genaueste kannte, prüfte sinnend mit Kennerblick den so veränderten Gefährten einer einst sehr vergnügten Zeit, nahm ihn bei der Hand, und suchte gleichsam auf dem Grunde von dessen Seele zu lesen: „Bei Ihnen, lieber Freund, „ist das Herz der leidende Theil. Ich kenne derlei Zustände! Fassen „Sie nur muthig das alte Vertrauen zu dem Freunde Ihrer „Jugend, und er wird Alles versuchen Sie zu heilen." — Diese herzlichen, im natürlichsten Tone gesprochenen Worte P's. erwecken in dem seit lange jeder Mittheilung entbehrenden Grafen das alte Zutrauen, der nun ohne Rückhalt seinem früheren Gefährten folgendes Geheimniß eröffnet:

Nach einem etwas leichtsinnigen Leben, hervorgerufen durch manche bittere Enttäuschung, deren Schmerz er durch Vergnügen zu übertäuben suchte, im berauschenden Taumel einer trügerisch glänzenden Welt, kehrte Graf M., dessen edler Sinn doch nicht ganz erstickt werden konnte, auf das Stammschloß seiner Vorfahren, seine militärische Carriere verlassend, und an Freuden der Residenz schon längst übersättigt, zurück. Der plötzlich eingetretene Tod seines Vaters setzte ihn in den Besitz eines bedeutenden Erbes, und bewog ihn, sich selbst mit der Verwaltung

ſeines großen Güter-Complexes zu beſchäftigen. Ein angeborner Hang zur Schwärmerei, ein der Liebe bedürftiges Herz, das ſchon einige bedeutende Narben zählte, ließen ihn die Strenge der heraldiſchen Geſetze vergeſſen, und er vermählte ſich in kurzer Zeit mit der in aller Blüthe von Jugend, Schönheit und Anmuth ſtehenden Schweſter ſeines Verwalters, deſſen Familie ſchon von Vater auf Sohn bei jener des Grafen ſeit mehr als hundert Jahren in dieſem Amte ſtand. Alle Gegenvorſtellungen ſeiner Verwandten, deren eifriges Bemühen, eine äußerſt glänzende Partie für ihn ausfindig zu machen, waren bei dem ſelbſtſtändigen und ſogar etwas ſtützigen Charakter M's. mehr geeignet, ihn zu dieſer Heirat anzueifern als davon abzuhalten. — Sein einmal gefaßter Entſchluß konnte durch nichts erſchüttert werden.

In der ſeiner Trauung vorhergehenden Nacht fühlt Graf M. ſeine Schulter von einer eiskalten Hand berührt, und hört eine tonloſe Stimme folgende Worte zu ihm ſprechen: „Fürchte „ein Glück zu genießen, das ein Verbrechen wäre. Verbringe „dieſe Nacht im Gebete, und beim Anbruche des Morgens eile in „das Familien-Archiv, wo Du zu Deiner Rechten in der achten „eiſernen Kaſſette Papiere finden wirſt, die ein für Dich äußerſt „wichtiges Geheimniß enthalten."

Der Graf macht eiligſt Licht, durchſucht das Zimmer, entdeckt und ſieht aber nichts, weßhalb er den ganzen Spuk ſeiner erhitzten Fantaſie und aufgeregten Träumen zuſchreibt. Er erwacht erſt am ſpäten Morgen, und vergißt in der Eile der Vorbereitungen ſeiner Trauungsfeierlichkeiten, unter dem Ankommen der Hochzeitsgäſte, und in der berauſchenden Wonne ſeines nahen Glückes die verhängnißvolle Mahnung der unſichtbaren nächtlichen Erſcheinung, der warnenden Stimme. — Die Trauung

geht vor ſich, aber keine Nachſuchung geſchieht im Archive, die ganze nächtliche Szene wird als Ausgeburt der Fantaſie verſpottet, verlacht, und endlich vergeſſen.

Es vergehen zehn Tage des Glückes unendlicher Liebe, da klopft es, als M. gerade einen Brief ſchreibt, an der Thüre. Ein ganz ſchwarz gekleideter Mann mit erdfahlem Geſicht, — ohne Bewegung, ohne Glanz, ohne Feuer in den Augen, — ohne Ausdruck ſeiner geiſterhaften Züge, mehr ſchwebend als einherſchreitend, tritt vor ihn. Prüfend hängt das Auge des betroffenen Grafen auf den in dunkler Erinnerung ihm bekannten Geſichtszügen, und er glaubt plötzlich einen alten Caſtellan, der ſchon ſeit zweihundert Jahren geſtorben iſt, und deſſen Bild in der Hauptgallerie des Schloſſes aufgehängt war, wieder zu erkennen. Der Burgherr jener Zeit ließ dieſen Diener in Anerkennung ſeiner treuen Ergebenheit und langjährigen Dienſte zum ſteten Andenken für ſeine ſpätern Nachkommen malen. Dieſe ſonderbare Erſcheinung legt, nachdem ſie ſich dem vor Schreck bei ſeiner Entdeckung erſtarrten Grafen ganz genähert hatte, mehrere Papiere auf den Schreibtiſch, macht hierauf eine tiefe Verbeugung, und verläßt ohne ein Wort zu ſprechen das Gemach, wo ſie Moder und Leichengeruch zurückläßt.

Lange heften ſich ſtier die Blicke des Grafen M. auf die ihm ſo ſeltſam überlieferten Papiere, bis er endlich ſeine ganze moraliſche Kraft zuſammennimmt, und es wagt ſie zu durchblicken. Aber ihr Inhalt erſchüttert ihn vollends, — denn er entdeckt, daß ſeine Gemahlin die natürliche Tochter ſeines Vaters und einer angeſehenen Dame ſei, mithin ſeine Schweſter, welche der vorige Verwalter als ſein eigenes Kind mit ſeinen übrigen erziehen ließ. Dieſer bewährte Diener und deſſen Gattin waren allein in das wichtige Geheimniß jener Geburt gezogen

worden, und hatten vor den Augen der Welt die Rolle der Eltern übernommen, die ſie bis zu ihrem Tode mit beiſpielloſer Treue und Conſequenz durchführten, ohne ſelbſt ihren eigenen Kindern gegenüber das angelobte Stillſchweigen zu brechen, daher auch der jetzige Verwalter die feſte Ueberzeugung hegte, Gräfin M. wäre ſeine wirkliche Schweſter! — Alle jene geheimnißvollen Dokumente waren von der eigenhändigen Schrift des alten Grafen M., und bewieſen die Wahrheit und Echtheit dieſer Thatſache aufs deutlichſte, welche der nunmehrige unglückliche Gatte und Bruder ſo gerne für den leeren Wahn ſeines erhitzten Gehirnes gehalten hätte. — Aber Alles war zu klar, — der troſtloſe junge Mann konnte nicht den geringſten Zweifel mehr hegen. — Der jammervolle Zuſtand des Grafen M. läßt ſich nicht mit Worten bezeichnen, er muß mitgefühlt werden, um deſſen Begriff nur zu ahnen. Da tritt plötzlich ſeine ihn ſo ſehr liebende, ſeine von ihm angebetete junge Frau ins Zimmer, — ſie erſchreckt ſich an dem bleichen zerſtörten Ausſehen ihres Gemals, ſie forſcht liebevoll nach deſſen Urſache, und zärtlich will ſie ſeinen Kummer verſcheuchen! Doch beinahe mit Härte ſtößt ſie Graf M. von ſich, indem er einen fürchterlichen Schmerzensſchrei ausſtößt. Die Thränen der Gräfin führen neue Qualen, eine neue ſchreckliche Kataſtrophe herbei, einzeln entſchlüpfte Worte des Grafen verdoppeln ihren Wunſch Alles zu erfahren, und als ihr nun das geheimnißvolle Dunkel erhellt iſt, wird ſie von einem hitzigen Fieber ergriffen und im Verlaufe weniger Wochen in der Gruft beigeſetzt.

Graf M. bringt die erſte Nacht ſeiner Witwerſchaft im Gebete zu, als er hinter ſich Schritte hört, und die verſtorbene Gattin und Schweſter an ſeiner Seite im weißen Todtengewande niederknien ſieht. Der geliebte Schatten ſpricht aber kein Wort

schenkt ihm keinen Blick, welche Unbeweglichkeit den geisterhaften aber schönen Zügen einen fürchterlichen Ausdruck gibt. Bei der Ankunft des Baron P. war nahe ein Jahr seit dem Tode der Gräfin verflossen, und Graf M. behauptete, tagtäglich diese Erscheinung gehabt zu haben.

Mit inniger Theilnahme, aber einer ihm eigenen unerschütterlichen Ruhe hatte der Baron diese so traurige Schrecken erregende Geschichte aus dem Munde seines einst so liebenswürdigen und vergnügten Jugendgefährten vernommen.

„Und haben Sie nie die theure Gestalt um ihre Wünsche befragt?" unterbrach der Baron die Pause.

„Nein, ich habe dieß nie gewagt," erwiderte der trostlose M.

„Haben Sie auch nie Jemanden ersucht, um die gewöhnliche Stunde der Erscheinung bei Ihnen zu verweilen?"

„Nein — noch nie!" war M's. Antwort.

„Also gut, dulden Sie meine Gegenwart die nächste Nacht, — ich werde Ihre Gastfreundschaft noch etwas länger in Anspruch nehmen, vielleicht kann ich Ihnen vom Nutzen sein."

Nach einigen Bedenken willigt der Graf in diesen gutgemeinten Vorschlag, und Baron P. wacht die nächste Nacht an dem Bette seines Freundes. Vor ihm liegen ein Degen und zwei geladene Pistolen. Das Schlafgemach wird von vielen Lichtern erhellt. Es schlägt die Mitternachtsstunde, die Thüre öffnet sich, jedoch sieht Baron P. nicht das geringste, hört aber dennoch deutlich das Rauschen eines Kleides, und bemerkt das wie von heftigen Windstößen erzeugte Flackern der Lichter, ungeachtet des von außen und von innen fest verschlossenen Zimmers, und der sonst stillen heitern Nacht. Er gibt dem Grafen, der ihm zuruft: „Die Erscheinung!" und für den sie allein nur sichtbar, ein Zeichen, sie um ihren Willen zu befragen, was M.

augenblicklich mit zitternder Stimme befolgt. Da antwortet die Erſcheinung, daß ſie beſtimmt ſei, ihren Gemal zur letzten Ruheſtätte zu begleiten, ſie werde noch eilf Tage ihn beſuchen, denn dieß wäre die ihm beſtimmte Lebensfriſt. — Dieſe Worte waren ſelbſt dem Baron verſtändlich; derſelbe, im Geiſte des letzten Jahrhunderts erzogen, ein Freidenker, wirft ſich erſchüttert, an allen Gliedern zitternd, auf die Knie, und betet laut mit ſeinem Freunde, bis Schlag Ein Uhr der von ihm nicht geſehene Schatten verſchwindet.

Der Graf erſucht ſeinen Freund, die noch wenigen Tage ſeines Lebens bei ihm zuzubringen, was dieſer als eine ihm heilige Forderung nicht abſchlagen zu können glaubt. Umſonſt waren alle Verſuche des Barons, die düſtern Gedanken ſeines Freundes, die nun beinahe ſeine eigenen geworden waren, durch erheiternde Geſpräche zu zerſtreuen, oder durch beſtimmte Beſchäftigung zu verſcheuchen.

Noch eilf Tage hatte ſich dieſelbe Szene wiederholt, und P. war ſelbſt nahe daran, ſeinen eigenen Verſtand zu verwirren. Schon war der eilfte Tag ſeinem Ende nahe, und Graf M. hatte ſich ſeit Langem nicht ſo heiter und wohl befunden als gerade dieſen. —

Noch eine Viertelſtunde vor Mitternacht vertraut ihm M., er ſehe wieder jenen Schatten ſeiner Gemalin mit ausgebreiteten Armen auf ihn zueilen, und hinter ihr den des Caſtellans langſam, in ehrerbietiger Entfernung einherſchreiten. — Wenige Minuten darauf entſteht ein fürchterliches Getöſe, einige Stühle fallen um, alle Kerzen bis auf eine erlöſchen, und — P. ſteht vor der Leiche ſeines Freundes.

Nach den Trauerfeierlichkeiten reiſt Baron P. augenblicklich in ſeine Heimath, wo er in Folge aller dieſer erſchütternden Er-

eigniſſe von einer heftigen Gehirnkrankheit befallen, nur mit Mühe vom Tode gerettet ward.

Mich ſelbſt überlief es eiskalt, als Baron P. ſeine ſo ſchauerliche Geſchichte beendet hatte, — ſie wird mir in düſterem Andenken bleiben, der Eindruck war um ſo tiefer, das Intereſſe um ſo erhöhter, als der alte Baron mit weißem Haar ein zu würdiges, geſetztes und ruhiges Ausſehen hatte, überdieß ſelbſt ſehr ergriffen ſchien, um als erfindungsreicher Erzähler oder als phantaſtiſcher Schwärmer gelten zu können.

Treue Schweſterliebe.

Motto: D'rum ſei nur ſtille, Herz! fein ſtill,
Bald legen ſich die Wellen,
Der Alles hat, und geben will,
Wird Deine Nacht erhellen.

Ich kam eben aus der großen Oper, wo Robert der Teufel gegeben wurde. Mächtig wirkte die gewaltige Muſik auf mich ein — manche liebgewordene alte Klänge fanden Wiederhall in mir; aber insbeſondere zauberte mich das bekannte: „Gold iſt nur Chimäre", dieſe große Lüge, um mehrere Jahre zurück. Ich fand mich wieder in einem der eleganteſten Salons, wo eine Pantomine von den liebenswürdigſten Dilettanten der beſten Geſellſchaft dargeſtellt wurde. Bei Anhörung dieſer Töne glaubte ich die bezaubernden Augen einer durch ihre Anmuth hinreißenden Erſcheinung vor mir zu ſehen. — So träumte ich denn in der Oper fort, bis mich der laute Beifallsruf meiner Umgebung weckte. Ich ſtarrte in die hell erleuchteten Räume, in die bunte Zuſchauermenge — und das holde Bild längſt vergangener Zeiten mit den lieben, mächgen Augen war wieder verſchwunden; aber die Allgewalt des Eindrucks, die alten Erinnerungen beherrſchten mich fort, als ich die Oper verließ, noch auf den Boulevards hinunter ſchlenderte, um im Café Montmorency Herrn v. P., einen früheren Bekannten,

zu finden, und dann mit ihm und einigen seiner Freunde den Abend mit einem Souper im notorischen Maison dorée zu beschließen. In einem jener heimlichen, mit allem Comfort versehenen Cabinete dieses mit vollem Recht so beliebten Etablissements saßen wir denn unser vier, nahmen ein luculliſches Mahl, kühlten unsere trockenen Kehlen mit eisigem Crêmant Rosée und dampften mit äußerstem Wohlbehagen unsere Havannah. Das Gespräch drehte sich so ziemlich um Alles, nur die Politik hatten wir als dem friedlichen Genusse feindlich ausgeschlossen. Unsere Laune war die beste, als plötzlich ein erst vor wenigen Tagen vorgekommenes trauriges Ereigniß zur Sprache kam, und die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte. Es war dieß der Tod einer sehr gefeierten Actrice des Vaudevilles, den sich diese aus Liebesgram in den Wellen der Seine gegeben hatte. Sie war von allen Anwesenden, mir ausgenommen, gekannt. Es wurde daher ein Langes und Breites darüber gesprochen, und ich bat um nähere Details, die man mir auch bereitwilligst gab.

Der Tod aus Liebesgram ist in der berechneten blasirten Prosa unserer nüchternen Jetztzeit — bei Frauen im Allgemeinen, aber um wie viel mehr bei einer Pariser Actrice, ein nur zu sonderbares, seltenes Ereigniß, als daß es nicht mein Interesse in hohem Grade hätte beanspruchen sollen. — In einer Welt, wo in allen Schichten der Gesellschaft, im glänzenden Salon, im eleganten Boudoir, im Foyer und hinter den Coulissen des Theaters, in der Demi-monde und im ehrbaren Bürgerhaus, wie endlich auch in der Herberge der Armen so viel geheuchelt, gelogen und immerwährend berechnet wird, wo der Maßstab des Mammons gewöhnlich auch jener der Gefühle ist, wo die Frauen zu frivol, zu kokett, vielleicht auch enttäuscht mit stolzer Tugend bei kaltem Herzen und ruhigen Sinnen prunken, wo die Männer oft ungebildet, roh, blasirt, oder

lächerlich geckenhaft sind, wo sie entweder den Renn- oder Courszettel als den höchsten Zweck ihres Seins erkennen, häufig in ihren Rechenbüchern, ihrem Stall und ihrer Cigarre die Ausfüllung ihrer leeren Existenz finden, und nebstbei ihre Frauen beinahe meistens vernachlässigen, oder mit rohem Indifferentismus nur als angenehme Zugaben einer gewissen häuslichen Bequemlichkeit, als gute Partien, gelungene Calcüls, oder endlich als eben gefeierte Modekönigінen betrachten; in einer derlei Welt also, wo die Echtheit von Gefühlen eine Seltenheit geworden ist, muß ein Selbstmord aus Liebe einen mächtigen ungewohnten Eindruck auf uns machen. Ich lasse die näheren Umstände jenes Ereignisses hier folgen.

Ein belgischer Kaufmann hatte zwei Töchter, deren ältere, Antoinette, 24 Jahre, die jüngere, Esther, kaum 18 zählte. Erstere war im Theater des Vaudevilles zu Paris engagirt, die zweite hingegen wohnte bei ihrem Vater in Lüttich. Die beiden Schwestern bildeten ein reizendes Paar. Esther war blond, frisch, blühend wie die Knospe der Rose, und ihr blaues Auge strahlte in jenem nur der Jugend eigenen Glanze der Anmuth, Reinheit und Lieblichkeit, welcher selbst den Himmel zum Rivalen erklärte. Antoinette war wieder die pikanteste Brünette, die man sich vorstellen konnte. Esther mit dem schmachtenden Blick, Antoinette mit durchdringenden lebhaften Augen stellten zusammen den Traum und das Leben, Ideal und Wirklichkeit dar, und man glaubte eines der Gedichte von Byron mit einem der Lieder unseres Göthe, einen Vers Mousset's mit Strophen von Lamartine vereint zu finden.

Ohne gerade reich zu sein, genoß diese Familie einer gemächlichen Wohlhabenheit, und steht in Lüttich wegen ihrer fast sprichwörtlichen Rechtlichkeit von Alters her in der allgemeinsten, größten Achtung. Als Antoinette sie verließ, um die Bretter der Bühne in

der französischen Hauptstadt zu besteigen, sprach der Vater mit dem nationalen Phlegma der Belgier nach einigen heftigen Zornes-Ausbrüchen ungefähr Folgendes: „Nach Allem, zu was nützt es, uns viel herabzugrämen. Meine ältere Tochter verläßt mich, um ihrem Verderben entgegen zu eilen. Möge der Himmel sie in seinen Schutz nehmen. Noch bleibt mir meine liebe kleine Esther, und diese wird mir gewiß nie Kummer bereiten."

Auch Esther weinte, als sie die geliebte Schwester das väterliche Haus verlassen sah, aber sie sagte: „Warum zürnt der Vater über die arme Antoinette? Wenn es denn wahr ist, daß sie ihrem Unglücke entgegengeht, sollte man sie weit eher bedauern, als ihr Vorwürfe machen. Ach, er kennt nicht ihr vortreffliches Herz!"

Antoinette hatte von einer Tante her einige 1000 Franken eigenes Vermögen, die jüngere Schwester aber sollte die alleinige Erbin ihres Vaters werden. Sie nahm daher unter den andern Mädchen der Stadt als Erbin in den Augen der jungen Männerwelt einen ungleich höheren Rang als die übrigen ein. Sie wurde gesucht, gehuldigt und mit Philipp van B., dem Sohne eines reichen Bürgers, verlobt, einem ganz jungen Menschen, dem der Flaum am Kinne erst zu wachsen begann. Eines Tages klopfte der angehende Schwiegerpapa den künftigen Schwiegersohn auf die Schulter mit den Worten: „Nun, mein Junge, reden wir offen und ohne Rückhalt miteinander! Seid Ihr schon ein wenig in der Welt herumgekommen, kennt Ihr die Menschen, die Frauen, habt Ihr noch nie eine Geliebte gehabt?"

„O nein, mein Herr, Ihre Tochter ist der Gegenstand meiner ersten und einzigen Neigung!" antwortete Philipp.

„Gehen Sie, meine Tochter ist noch nicht für Sie!"

„Wie so? Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will ſagen, daß ich nicht liebe, wenn ſo ganz junge Männer noch ohne Weltnoviziat eine Ehe ſchließen, denn wer vor ſeiner Heirat keine dummen Streiche gemacht hat, führt nach derſelben meiſt deſto ärgere aus!“

So beiläufig räſonnirten Schwiegerpapa und Sohn in spe. Seiner Tochter erklärte Erſterer eines Tages: „Philipp ſei einſtweilen zum Heiraten noch zu jung.“

Zu dieſem aber ſprach er: „Begehren Sie von Ihren Eltern einige Bankbillets, ſetzen Sie ſich auf die Eiſenbahn, fahren Sie nach Paris, kommen Sie dann in einem Jahre wieder und wir wollen dann unſere Angelegenheit weiter beſprechen.“

Philipp befolgte den Rath und kam, Anfangs freilich mit ſchwerem Herzen, nach Paris, aber in der Jugend dauert der Kummer nicht ewig, der Reiz der Neuheit wirkt mächtig, und man liebt immer den Wechſel der Eindrücke. Eſther gab ihrem Philipp einen Brief an die Schweſter mit folgenden Inhalts:

„Meine theure Antoinette!

Herr Philipp van B., mein Verlobter, kömmt nach Paris, um ſich dort nahe an ein Jahr aufzuhalten. Mit tiefem Schmerze nur ſeh' ich ihn dahin reiſen. Seine Abweſenheit kann unſerer Liebe gefährlich werden, ich fürchte in Mitte von ſo vielen Vergnügungen einer, wie es heißt, ſo gefährlichen Stadt vergeſſen zu werden. Würde er mir untreu, ſo glaubte ich vor Gram ſterben zu müſſen! Meine Schweſter! Du kennſt die Gefahren, die ihn umgeben, ich beſchwöre Dich, über ihn zu wachen. Friſche mein Andenken unaufhörlich in ihm auf, in Deine Freundſchaft ſetz' ich all' mein Hoffen, Dir vertrau ich all' mein Glück an!“

Als die Schauſpielerin dieſen rührenden und kindlichen Brief erhielt, ſchwur ſie, nichts zu vernachläſſigen, um ihre jüngere

Schwester ganz zufrieden zu stellen. — Sie empfing Philipp mit solch liebenswürdiger Freundlichkeit, daß sie sogleich beim ersten Besuche dessen volles Zutrauen gewann. Er war in Kurzem eifrig um seine schöne Landsmännin bemüht, und deren fleißigster Besucher. Antoinette schien so glücklich darüber, daß er bald nur ausschließlich seine Stunden ihr weihte.

Er bemerkte es nicht, daß sie es vermied, ihn mit ihren andern Bühnenkolleginen bekannt zu machen. Wenn er auf öffentlichen Spaziergängen erschien, oder auf einen Ball geladen war, geschah dieß stets in Begleitung seiner neuen Freundin, oder einer andern klugen Person, die sie gebeten hatte ihn mitzuführen. Selten sah man den jungen Mann einen Spazierritt machen, noch seltener vor einem Kaffeehause sitzen. — Ueberall schritt er unter den Augen der Schauspielerin einher, unsichtbar von ihr geleitet blieb Philipp in Mitte einer durchaus nicht erbauungswürdigen Gesellschaft, jeden Augenblick an Klippen und Abgründen des Lasters vorüberwandelnd, unter so vielen Anreizungen und Vergnügen, Dank diesem überdieß noch sehr schönen Schutzengel, doch der tugendhafteste Mensch von der Welt, oder mindestens von Paris, was beinahe gleichbedeutend ist.

Gleichsam in dem Kreise der Actrice festgebannt, versuchte er es nicht einmal einem Einflusse Widerstand zu leisten, der ihm trotz dessen mächtiger Gewalt dennoch nicht tyrannisch erschien. — Aber nach und nach gewinnt der tägliche Umgang mit Antoinette einen magischen Reiz für den jungen Mann, dessen freundschaftliche Gefühle täglich wärmer, sich allmälig und unbemerkt in jene zärtlicheren der Liebe verwandeln.

Dieß geschieht ja so häufig im Leben. Wir begegnen oft Frauen, für welche wir Anfangs gänzliche Gleichgiltigkeit, später Sympathie, dann Freundschaft und endlich Liebe fühlen. Derartige

allmälig uns gleichſam beſchleichende und überraſchende Neigungen ſind aber gerade die ſchlimmſten und gefährlichſten von allen. Ihre Tiefe macht ſie zu Leidenſchaften, die an unſerm Lebensmarke zehren, unſern Charakter häufig verbittern und unſere Wege ſtatt mit Roſen nur mit Dornen beſtreuen, natürlich, wenn ſie hoffnungslos erſt im Mannesalter uns ergreifen.

Hier war der Fall anderer Art! Eines Morgens wirft ſich Philipp zu den Füßen ſeiner charmanten Protectorin nieder und gibt ihr unter Thränen eine heftige Erklärung ſeiner Liebe für ſie.

Man ſage, was man will, es geſchieht niemals, daß eine Frau ohne innere Aufregung eine lange Freundſchaft plötzlich in Liebe ſich verwandeln ſieht, niemals hört ſie mit völliger Gleichgiltigkeit die zärtlichen und warmen Geſtändniſſe eines hübſchen, erſt zwanzigjährigen jungen Mannes, wenn er in der Offenheit eines noch unverdorbenen Herzens unter Thränen von ſeiner Liebe ſpricht.

Thränen! ja Thränen, dieſe ewige Beglaubigung der Menſchheit, haben bei Frauen in der Liebe die überzeugendſten Wirkungen — ſie krönen oft ein jahrelanges Bemühen mit dem wunderbarſten Erfolg — aber ſie müſſen echt ſein, was der angeborne weibliche Takt und Scharfſinn meiſt genau zu beurtheilen verſteht.

Antoinette erröthete bei jener unerwarteten Erklärung, es ergriff ſie ein momentanes Zittern, ſie läßt ſich Philipps leidenſchaftlichen Händedruck ruhig gefallen, ſie gibt ſich einige Augenblicke dem Vergnügen hin, die ſprechenden Augen des jungen Belgiers zu betrachten. Aber da übermannt ſie mit Einem Male die Erinnerung an die geliebte Schweſter, ſie ſammelt all' ihre Beſinnung, nimmt einen lächelnden muthwilligen Ausdruck an und ſagt im heiterſten Tone:

„In Wahrheit, Philipp! wenn Eſther uns jetzt ſehen würde, wäre ſie wohl ſehr zufrieden?“

Diese wenigen Worte genügten einen gewaltigen Effekt hervorzubringen. Philipp steht auf, verlegen und beschämt, wie ein auf frischer That ertappter Verbrecher.

Ihn so zerstreut und verwirrt vor sich sehend, ergriff die Schauspielerin das Wort:

„Haben Sie denn Esther so ganz vergessen? diese treue Seele, welche die Augenblicke Ihrer Rückkunft zählt."

„Ich habe sie nicht vergessen, mein Fräulein!" erwiederte der junge Mann, „sie ist gut, liebenswürdig, ich verehre und liebe sie. Aber Sie sind bezaubernd, himmlisch, und ich bete Sie an!"

„Und was wünschen Sie? Etwa mich an ihrer Stelle zu heiraten?"

„Wenn Sie einwilligen, würden Sie mich glücklich machen!"

Hierauf sprach Antoinette in ernstem, fast schmerzlichem Tone: „Lieber Freund! hören Sie auf, ich bitte Sie, noch ferner so unvernünftige Reden zu führen, und hören Sie meinen guten, freundschaftlichen Rath. Sie machen mir in diesem Augenblicke den Eindruck jenes Hundes, der für einen leeren Schatten seine reiche Beute fahren ließ. Das Glück kehrt bei Ihnen ein und Sie kehren ihm den Rücken, ich kenne mich und kenne meine Schwester, in der That bin ich nicht das, wofür man mich hält, und man thut Unrecht, mich wie eine Verworfene von sich zu stoßen, ich besitze nicht alle Fehler, welche man mir aufbürdet, aber ich habe auch nicht alle Tugenden Esthers, ich habe nicht ihre Unschuld, nicht ihre aufrichtige Liebe, nicht ihre reine, ungetrübte Schönheit, nicht ihre 18 Jahre, sehen Sie mich wohl an, gehen Sie dann zu ihr und urtheilen Sie selbst. — Und glauben Sie mir endlich, ich täusche mich nicht durch Ihre Worte, wenn Sie sagen, Sie lieben mich und ziehen mich meiner Schwester vor. Ja wohl! Sie täuschen sich selbst über Ihre eigenen Gefühle, bald werden Sie einsehen,

daß das, was Sie für mich empfinden, eine vorübergehende Laune — eine augenblickliche falſche Richtung Ihres Gefühls iſt; Eſther allein hat und muß auch Ihre wirkliche Zuneigung beſitzen, ſie muß die ausdauernde Liebe Ihres Herzens ſein. Würde ich Ihre Geſtändniſſe hinnehmen, ſo wäre es ſchlecht von mir, meine Schweſter zu täuſchen und zu betrüben. Es wäre überdies thöricht von mir, denn nach kurzer Zeit würden Sie aufhören mich zu lieben. Ich bitte Sie, Philipp! ich bitte Sie inſtändigſt, ſchlagen Sie noch morgen Ihren Rückweg ein und denken Sie nicht mehr an mich!" — Philipp verlebte einen ſchmerzlichen Tag, eine ſchlafloſe Nacht, aber den andern Morgen verließ er Paris. Er kam in die Heimat zu ſeiner Braut, und nach einigen Monaten verwiſchte ſich das Bild der ſchönen Antoinette, und das lächelnde, anmuthige Eſthers ſtand heller als je vor ſeinem Innern.

Er dachte bald nicht mehr an Antoinette, aber wohl dieſe an ihn, das arme Mädchen hatte ihre wahre — ihre einzige Liebe dem Glücke ihrer jüngeren Schweſter geopfert.

Als Philipp Abſchied von ihr nahm, als ſich die Thüre hinter ihm geſchloſſen, rief ſie unter Thränen und Seufzern: „Ich werde leiden, unendlich leiden, aber ſie iſt ſeiner Liebe würdiger als ich!"

Wenige Tage nach der Hochzeit Philipp's mit Eſther zog man die Leiche eines jungen Mädchens aus der Seine und ſtellte ſie nach üblicher Sitte in der Morgue zur öffentlichen Leichenſchau aus. — Man erkannte ſie als jene Antoinettens, der einſt ſo gefeierten Actrice des Vaudevilles. Ein in ihrer Wohnung zurückgelaſſenes Schreiben klärte die Urſache ihres Selbſtmordes auf.

Dieſer Erzählung folgte eine längere Stille, ſie hatte alle ernſter geſtimmt, da ergriff einer der Herren das volle Champagner-

Glas, und mit naſſen Augen uns auffordernd Beſcheid zu thun, rief er: „Antoinette à ton souvenir!“ — Die Gläſer klirrten aneinander — es war die erſte Stunde nach Mitternacht vorüber, wir trennten uns. Ich wanderte noch lange auf den um dieſe Zeit in ihrem Glanze ſtrahlenden Boulevards auf und ab — meine ernſten Gedanken wollte ich mit Gewalt durch die Betrachtung des lebhaft bewegten Treibens verſcheuchen, was mir aber nur halbwegs gelang. — Das bleiche Geſpenſt der ſchönen Selbſtmörderin mit aufgelöſtem naſſem Haar kehrte immer wieder in meiner erregten Phantaſie zurück, und ich unterließ es nicht, noch in derſelben Nacht die Geſchichte, ſo gut ich es vermochte, in meine Erinnerungen niederzuſchreiben. Vielleicht iſt es denn doch der lebendigen Friſche des Eindrucks gelungen, wenigſtens die Hauptzüge in dieſer Skizze zu ſammeln, was ſpäter bedeutend ſchwieriger geworden wäre. Mir kamen Chamiſſo's Worte in den Sinn:

Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm ins friſche Leben
Meinen Segensſpruch.
Muß das Herz Dir brechen,
Bleibe feſt Dein Muth,
Sei der Schmerz der Liebe
Dann Dein höchſtes Gut!

Drei Piſtolenſchüſſe.

Motto: Homo proponit, Deus disponit.

Ein bekanntes Sprichwort ſagt: „Kleine Urſachen große Wirkungen.“ Wir geben hier die kurze Erzählung dreier Fälle, deren Kenntniß wir theils eigener Anſchauung, theils der gütigen Mittheilung von Freunden verdanken, und auf welche der ſeltene, vielleicht auch nur gerade für eben dieſen anwendbare Satz: „Tödtende Urſachen, heilende Wirkungen,“ ſeine volle Giltigkeit finden könnte.

I.

Unſer Kamerad Lieutenant B. war ein, wie wir uns in der Armeeſprache auszudrücken pflegen, in jeder Beziehung klaſſiſcher Kerl. Im ganzen Regimente bei Vorgeſetzten, Kameraden und Untergebenen ſehr beliebt, war er ein tüchtiger Offizier und vortrefflicher Menſch, mit geringen Mitteln hatte er nicht nur keine Schulden, ſondern immer viel baares Geld, — dabei war er durchaus kein Knicker, als geiſtreicher angenehmer Geſellſchafter überall willkommen, — und niemals verliebt. Beim Eintritte des Neumondes aber war er immer total verändert, zog ſich

ganz von allen zurück, war für seine besten Freunde unsichtbar, versperrte sich in sein Zimmer in der unerträglichsten Laune der menschenfeindlichsten Stimmung. Jeder ging ihm dann auch aus dem Wege, und vermied, seinem Wunsche entgegenkommend, die geringste Annäherung, überdieß war ein derlei Begegnen nur im Dienste möglich, dem er selbst in dieser Verstimmung nachzukommen eifrigst bestrebt war. Beim Eintreten des nächsten Mondesviertels war er wieder der Alte, suchte uns dann immer selbst wieder auf, war in der heitersten oft ausgelassensten Laune. Dieser sonderbare Wechsel seines Benehmens hatte seinen guten Grund, den wir alle recht gut kannten. B. litt nämlich an periodischen rasenden Kopfschmerzen, die auf sein ganzes physisches und moralisches Wesen den schrecklichsten Einfluß übten, zur oben bezeichneten Zeit sich einstellten, und wieder verschwanden. Doktoren waren alle möglichen konsultirt, Bäder gebraucht, aber bis nun vergebens, man fürchtete einen jähen Blutsturz oder auch das Eintreten dauernden Wahnsinns.

Da ist eines Nachmittags plötzlicher Rumor beim Stabe, es heißt Lieutenant B. habe sich eben erschossen. Der Auditor, Regimentsarzt und zwei Offiziere werden zur Untersuchung und Aufnahme des Thatbestandes beordert. Sie eilen in seine Wohnung und finden ihn halb entkleidet, die Pistole noch in der krampfhaft geschlossenen Hand, den Kopf herabhängend auf seinem Bette liegen: die Augen geschlossen, aber wie, das ganze Gesicht voll Blut. Die Kugel war eine Linie unter den ersten Haarwurzeln im Kopfe eingedrungen; zwar findet der Arzt noch einiges Leben, gibt aber alle Hoffnung auf ihn zu retten, erklärt den Schuß als tödtlich, und zweifelt selbst, daß B. noch einmal zur Besinnung komme. — Nach sieben Stunden schlägt dieser plötzlich die Augen auf, und bewegt die Lippen, man reicht

ihm Waſſer. Acht und vierzig Stunden vergehen, er lebt noch, leidet fürchterliche Schmerzen, hat aber ſchon längere Momente der Beſinnung, und lallt unverſtändlich einige Wörter. So dauert dieſer Zuſtand mit geringer Abwechslung fort, bis am ſechzehnten Tage der Arzt einige Hoffnung gibt ihn zu retten. Unerklärlich hatte die Kugel das Gehirn nicht zerſchmettert, ſondern ſich geſenkt und nach eilf Wochen war B. bis auf eine kleine Narbe, die er mit ſeinen Haaren bedeckte, Dank ſeiner guten Natur und der eifrigſten Sorgfalt des Arztes wieder vollkommen hergeſtellt. Dem Kaiſer ein tapferer Offizier, uns ein braver Kamerad erhalten worden.

Die Urſache ſeines Selbſtmordverſuches waren die immer wiederkehrenden heftigen Leiden, verbunden mit der Angſt wahnſinnig zu werden. Der ganze Vorfall wurde von dem ihm väterlich geſinnten Oberſten vertuſcht, und im Offiziers-Korps als Geheimniß mit größtem Stillſchweigen ſo gut als möglich verborgen gehalten. Wir hatten ihn alle ſehr lieb, und freuten uns herzlich über ſeine glückliche wunderbare Heilung.

B. machte ſeither zwei Feldzüge mit, — zeichnete ſich aus, wurde dekorirt, und hat von dem Momente an, als ſich die Kugel geſenkt und durch den Gaumen abſonderte, nicht nur, wie er mir ſelbſt verſicherte, keine Kopfleiden mehr, ſondern nicht einmal die leiſeſte Anmahnung ſeines früheren Leidens. — Er dient bis zur Stunde als ausgezeichneter Offizier im ſelben Regiment, und der Wechſel des Mondes übt auch auf ſeinen brillanten Humor nicht mehr den mindeſten Einfluß.

II.

Der zweite Fall iſt eben ſo merkwürdig und wurde mir von einem alten penſionirten Offizier mitgetheilt, den ich,

wie folgt, hier selbst erzählend anführen will: „Ich garnisonirte gegen die Mitte der Zwanziger-Jahre zur Zeit der Beendigung des griechischen Freiheitskampfes bei einem Uhlanen-Regimente in Mailand. Mein damaliges Leben wäre ein sehr angenehmes gewesen, wenn es nicht durch ein körperliches Uebel, welches mir vor allen die Freuden der Tafel verwehrte, verbittert worden wäre. Ich litt immerwährend an den heftigsten Magenkrämpfen, Suppen und nur sehr wenig klein geschnittenes Fleisch waren meine einzige Nahrung, — jedes Sättigen meines Hungers verursachte mir augenblicklich die gräßlichsten Schmerzen. Alle Mittel dagegen, aber leider fruchtlos, hatte ich bis nun angewendet. Da saß ich eines Abends auf den gewöhnlichen vordern für die Offiziere der Garnison bestimmten Bänken in der Oper, als aus einer Loge ein Herr beständig und auf die herausfordernste Weise theils mit der Lorgnette, theils mit durchbohrenden Augen mich fixirte.

Selbst meinen nebensitzenden Kameraden fiel die Sache auf und wir beschlossen, im Zwischenakte von dem Fremden für dieß sonderbare beleidigende Benehmen eine Erklärung abzuverlangen.

Wir verließen unsere Plätze und hatten kaum die Vorhalle betreten, als der Unbekannte uns begegnete und mir, starr ins Gesicht blickend, auf die Füße trat; dadurch war jede weitere Erklärung unmöglich geworden, es wurde somit für den nächsten Morgen Ort und Stunde genommen, und der Größe der Beleidigung angemessen, als Waffe die Pistole bestimmt. Im Regimente als sehr guter Schütze bekannt, zweifelte Niemand, ich würde den ungezogenen Britten, welcher Nationalität der Fremde angehörte, mindestens eine derbe Lektion für die Zukunft geben. Schlag sechs Uhr Früh fand ich mich mit meinem Sekundanten

an dem ſeitwärts der Straße gegen Lodi beſtimmten Platze ein, wo auch mein Gegner alsbald erſchien.

Wir begrüßten uns kühl, unſere Sekundanten unterſuchten und ladeten die Piſtolen, zählten die Diſtanz von zwanzig Schritten ab, und ſtellten uns an. — Als gefordert hatte der Angloman den erſten Schuß. Nachdem er gut gezielt hatte, feuerte er ab, — ich fühlte einen ſtechenden kalten Schmerz im Leibe, nahm mich zuſammen, drückte los, — aber hatte keine Zeit mehr die Wirkung meines Schuſſes zu erkennen, denn mir wurde ſchwarz vor den Augen, ich taumelte und ſtürzte nach rücklings meinem Sekundanten in die Arme. Die Kugel war mir unter den letzten Rippen rechts eingedrungen und auf der linken Seite wieder hinausgegangen. Der beihabende Arzt erklärte die Wunde als äußerſt gefährlich, gab jedoch die Hoffnung nicht auf, mich bei möglichſter Mühe und Schonung vielleicht herzuſtellen. — Es gelang nach einigen Wochen peinigender Qual, und nun erſt erzählten mir die Kameraden, daß ich den Engländer im rechten Oberarm verwundet, und daß dieſer in mir einen einſt begünſtigten Rivalen bei einer von ihm geliebten Dame erkannt, der ihn vor längerer Zeit in Neapel beleidigt habe. Damals als begeiſterter Philhellene, am Wege nach der in der Bewegung begriffenen griechiſchen Halbinſel, hätte er, ſein Leben höhern Zwecken weihend, es nicht für ſeine perſönlichen Intereſſen auf's Spiel ſetzen wollen. — Da habe er plötzlich im Theater nach langem vergeblichen Aufſuchen ſeinen Beleidiger erkannt und gefunden, woraus ſein erfolgtes Betragen zu erklären wäre. Da ich aber nie in Neapel geweſen, zeigte ſich jetzt, daß unſer Zweikampf auf einem gänzlichen Mißverſtändniſſe beruht habe. Dieſes hatte mich zwar beinahe das Leben gekoſtet, aber das Schickſal ſpielt oft ſo wunderbar, — es befreite mich gänzlich von meinem Uebel

an dem ich ſeit damals mehr als dreißig Jahre keinen Rückfall erlitten. Die Kugel des Engländers hat die bis nun fruchtloſe Heilung meiner Magenkrämpfe bewirkt.

III.

An einem ſchönen Auguſtmorgen ſtieg einſt einer meiner Freunde, ein junger kaum acht und zwanzigjähriger Mann, einen Berg in der Nähe des freundlichen Salzburg hinauf. In der Hand trägt er einen in Tuch gewickelten Gegenſtand, den er, auf der Mitte des Berges Halt machend, enthüllt — es war eine mit Waſſer geladene Piſtole. — Seine Abſicht war keine geringere, als ſich mit dieſer gewaltſam das Leben zu nehmen, — denn er glaubte es nimmer weiter ertragen zu können. Eine leidenſchaftliche Neigung war an der Macht äußerer Verhältniſſe geſcheitert, ſeine ſchönſten Träume, — ſeine ſüßeſten Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet, — das Leben hatte ſeinen Reiz für ihn verloren, — es war ihm werthlos — — ja unerträglich geworden. — Dieß war die ihn beherrſchende Gemüthsſtimmung. — Unter einem Baume gelehnt, der ihn mit ſeinen Zweigen umſchattet, ſetzt er das Mordinſtrument an ſein leidendes brechendes Herz. — Seine Kinderjahre, — ſeine Jugend, ſeine zurücklaſſenden Verwandten und Freunde, — ſeine ganze Vergangenheit, ſie ſchweben wie im Traume an ihm vorüber, da ſetzt er noch einmal ab, ſchon wird er unſchlüſſig, noch betet er das letzte Vater Unſer, doch ihr Bild drängt das noch nicht geendete Gebet von ſeinen Lippen, — er drückt ab. — Aber das Kapſel verſagt, er erſetzt es durch ein neues. In dieſem Momente

fällt ein kleiner morſcher Aſt, vom Winde bewegt, und ein etwas härterer Gegenſtand auf ſeine Hand und den geſpannten Schneller der Piſtole, mit einem tüchtigen Stoß ſeines Armes brennt ſie ohne irgend eine Beſchädigung los, ſie iſt weit weggeſchnellt, der überladene Lauf geſprungen. Nun blickt er am Boden nach dem gefallenen Aſt, an dieſem hängt ein kleines eiſernes Kruzifix. — dieß war der härtere Gegenſtand, der durch die Schnelligkeit ſeines Falles und Härte ſeines Druckes die vorzeitige Entladung verurſacht. — Dem Myſticismus nicht abgeneigt, ſieht er darin ein warnendes Zeichen des Himmels — — es macht erſchütternden Eindruck auf ſein ohnedieß aufgeregtes Gemüth; — er bereut das Wollen eines Verbrechens, das nun in ganzer Größe mit ſeinen unwiderruflichen Folgen vor ſeinem Innern ſich zeigt. — Er gelobt ſich im Ringen mit dem Schickſale, — im Muthe frommer Ergebung die vorgehabte That zu ſühnen. — Er hielt auch treulich dieß ſich ſelbſt gegebene Verſprechen. Die Zeit that das ihre, die heftigen Schmerzen ſeiner Seelenfolter zu mildern.

Damals lagen ſchwer zu überſetzende Ströme, ſteile Hügel, hohe Berge ſeinem angeſtrebten Ziele hemmend im Wege; — bei einem ſpätern Begegnen waren es Meere, Felſen, Gletſcher geworden. Er trägt das Leben nunmehr als freundliche Gewohnheit des Daſeins, und hat ſich die praktiſche Philoſophie: „Das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinen," ſtatt idealer Schwärmerei und dem trügeriſchen Nachjagen unerreichbarer Nebelbilder eigen gemacht. Er dankt jenem glücklichen Zufall, der ihn an der Ausführung einer That hinderte, die er nicht mehr gut machen könnte."

So weit die Geſchichte meines Freundes! — Der verfehlte Schuß hatte ihm wieder die verlorene Beſinnung ge-

geben, und aus krankhafter Träumerei zu ruhiger Ueberlegung wachgerufen!

Die Erzählung dieser drei merkwürdigen Fälle zeigt uns deutlich die oft wunderbaren Wege des unerforschlichen Schicksals, und bewährt auf's Neue den alten Spruch:

Der Mensch denkt,
Und Gott lenkt.

Nach zehn Jahren.

Motto: Vorbei ſind die Kinderſpiele
Und Alles rollt vorbei —
Das Geld, und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'!

In einem der nördlichen Bäder ſaß unter den geöffneten Thüren eines kleinen Speiſeſalons eine Geſellſchaft von fünf Herren, welche eben das angenehme und wichtige Geſchäft eines kleinen feinen Diners beendet hatte. Der reich ſervirte Tiſch prangte in jener Unordnung zerſtörter Fruchtpyramiden, entkorkter Champagnerflaſchen in Eiskübeln, an welchen das befriedigte Auge oft mit Vergnügen weilt. Der duftige Moka wurde herumgereicht, Cigarren und türkiſche Pfeifen angezündet. Jeder der Gäſte wiegte ſich ſo bequem als möglich auf ſeinem Fauteuil; — ein angenehmes Ausruhen nach der Sitte des Orients.

Dies Feſt galt einem kaum 25jährigen Manne, der den Platz in der Mitte der Andern einnahm, mit ſeelenvollen blauen Augen, offenen Zügen und einer eleganten, ziemlich hohen Geſtalt. Es war dies Baron Ulrich von M., ein ruſſiſcher Offizier und Liefländer, der nach beendeter Badekur im Begriffe war, noch in der

nächſten Nacht zu ſeinem am Caucaſus ſtehenden Regimente abzugehen. Das rothſchwarze Band des Wladimir in ſeinem Knopfloche hatte er ſich nebſt einer Schußwunde im Kampfe gegen die Tſcherkeſſen geholt, und beide bezeugten brav erfüllte Soldatenpflicht; aber auch als liebenswürdiger Geſellſchafter hatte er hier in der Fremde durch ſeine „Sittenfreundlichkeit“ und vielſeitige Bildung Freunde ſich zu machen gewußt, wovon eben dieß Abſchiedsfeſt den ſprechendſten Beweis gab.

Die anderen Herren waren: Baron J., ein junger Hußaren-Offizier, voll Unternehmungsgeiſt, Abenteuerluſt und unverwüſtlicher Laune; Ernſt von P., ein munterer Geſelle voll ſchlagenden Witzes, mit tauſend pikanten Anekdoten verſehen, der faſt alle Gegenden der Welt bereiſt, voll Kenntniſſe und Erfahrungen, mehr Praktiker als Gemüthsmenſch war und ſich merklich dem ſkeptiſchen Realismus zuneigte; Oscar von E., ein junger Diplomat und ganz umgänglicher Egoiſt und Genußmenſch, mit vielem Verſtande, gar keinem Herzen, dafür aber einem vortrefflichen Magen und einer ſtets gefüllten Börſe, Eigenſchaften, die, wie ein geiſtreicher Franzoſe ſagt, zum Lebensglück hinreichen, und endlich Graf Goßwin M., ein Mann mit vortrefflichem Gemüthe, Intelligenz und Inſtruction, aber ein Träumer und phantaſtiſcher Schwärmer, daher ein ganz unpraktiſcher Menſch. Dieß waren die fünf Großmächte jener kleinen Tafelrunde.

Das Geſpräch drehte ſich um die letzte Reunion, deren wöchentlich eine ſtattfand, und zu welchen der in der Umgegend reich begüterte Adel ſtets ein ſtarkes Contingent ſtellte. Unter den zahlreichen Schönheiten, welche noch einmal vor den genannten Herren eine Muſterung zu paſſiren hatten, fand keine ſo ungetheilte Anerkennung, ſo gerechte Bewunderung, wie die allgemein gefeierte, anmuthige Gräfin Leontine von R.

„Wohlan, noch ein Glas Champagner!“ ſagte Graf Goßwin zu Ulrich.

„Vom Herzen gerne“, entgegnete dieſer, „doch nicht aus jener Flaſche, denn das Glas, das ich jetzt trinken will, ſoll auf das Wohl der Gräfin Leontine getrunken werden und muß das ſprudelndſte aus dem Quell ſein. Nichts, das ſeine erſte Friſche verloren hat, darf einer ſo ſchönen Dame dargebracht werden.“

Der Stöpſel knallte von neuem und Ulrich brachte es der gefeierten Schönheit, doch beim Anſchlag brach ſein Glas mitten entzwei; — noch bevor er es an die Lippen gebracht hatte, netzte das edle Naß den Boden. Es folgte ſchnell ein zweiter Toaſt auf des Scheidenden Wohl und ein dritter auf Aller frohes Wiederſehen, bei welchem der Vorſchlag gemacht und einſtimmig angenommen wurde, gerade auf dieſer Stelle baldmöglichſt oder mindeſtens mit voller Sicherheit nach 10 Jahren an dieſem Tage zuſammenzutreffen; nur gewichtige Gründe ſollten die Abweſenheit des Einzelnen entſchuldigen dürfen. Merkwürdigerweiſe war auch beim zweiten und dritten Toaſt das Glas des ruſſiſchen Offiziers jedesmal geſprungen, bei letzterem auch jenes des Hußaren.

„Sonderbar!“ ſagte Ulrich betroffen, „geben Sie Acht, meine Herren, wir ſehen uns nicht wieder! Eine innere Stimme ſagt es mir deutlich; — auch unſer erſter Toaſt bringt jener Dame kein Glück!“

Alle waren verſtimmt, mit Ausnahme des Diplomaten, der mitleidig lächelte und nur die letzte Flaſche zu wenig eingekühlt fand; — am eheſten hatte der Hußar ſeine gute Laune wieder und ſummte die Melodie eines Cſárdás immer lauter und lauter, bis er ſie mit einigen Sprüngen am Raſen begleitete. Endlich trennte man ſich unter herzlichem Händedrücken und dem Zuruf: „Auf baldiges Wiederſehen alſo! — aber doch gewiß in zehn Jahren!“

Es gibt wenig Angenehmeres, als derartige kleine Diners, bei denen eine eben ſo glückliche Wahl der Gäſte, als Weine getroffen wird, wo man keine Förmlichkeit, keinen Zwang, keine Anſtrengung kennt, und wo ſich die Leute, nachdem ſie zuſammenkommen, um ſich gemüthlich einige Stunden den Tafelfreuden zu ergeben, ſo geſellig und liebenswürdig zeigen, als ob ſie niemals wieder zuſammentreffen ſollten! Aber nichts Unſympathiſches — nichts Mißliebes — nichts Schroffes darf dazwiſchen ſein!

Wenige Stunden ſpäter auf der Terraſſe eines Schloſſes, welche die weite Ausſicht in die prächtige Nachtlandſchaft öffnete, über welcher ein glänzender Sternenhimmel lag, ſtanden ein Mann und eine Frau, die Arme feſt in einander geſchlungen, ſie ihre zierliche, ſchlanke Geſtalt an die ſeine ſchmiegend, ihren Kopf an ſeine Schulter gelehnt; — Leontine mit Ulrich.

Wie lieblich es auch da außen, wie prächtig da oben mit den Millionen und Millionen Sternen, ſie ſuchten doch blos jene, die ſo zärtlich, ſo innig in einander leuchteten. Was iſt die Welt ringsum für die Liebe? Ihre reizendſten Schöpfungen ſind ja nur das Spiegelbild inneren Glückes! — Ueber das Firmament ſchoß ein feuriger Reif, ein fallender Stern; — „fallende Seelen“ ſagt der Glaube im kalten Norden, „Gedanken und Grüße derer, die uns lieben,“ heißt die warme Deutung des Südens.

Ulrich beugte ſich nieder zu ihr, ſtrich das von ſeinen Netzen entfeſſelte duftende Haar zurück und küßte ihre Stirne.

„Süße Schwärmerin, wirſt Du mich immer lieben?“

„Glaubſt Du an die Sterne dort oben und an den Gott über ihnen? Wann ich liebe, iſt meine Leidenſchaft ein Flammen-

ſtrom, der beſeligt oder vernichtet, und den ſelbſt der Tod nicht erlöſchen mag. Mit Deinen Augen werde ich künftig ſehen, mit Deinen Gedanken empfinden.“ Sie hielt ihn leidenſchaftlich, und er drückte das ſchöne Weib an ſein Herz und preßte ſtumme Worte auf ihren ſchwellenden Mund. So ſtanden ſie lange — dann zogen ſie ſich in den Salon zurück, und er küßte ſie, Stirn, Aug' und Mund — ihre ſchönen Arme hielten ihn feſt umſchlungen — ihre Lippen erwiederten ſeine wortloſe Rede.

„Wirſt Du mich auch immer lieben, Ulrich?“

„Immer und ewig!“ — Und ſo wiederholten ſie ſich die uralte, ewig neue Zauberformel des Glückes aller Liebenden, die in den drei kleinen Worten beſteht: „Ich liebe Dich!“ Durch die Jalouſien kam ſchwer der duftig betäubende Hauch der Orangen, der friſche Luftſtrom rauſchte hindurch und löſchte den letzten flackernden Schein einer matt leuchtenden Ampel.

Es war ein Abſchied für lange ungewiſſe Zeit — doch nein — es ſollte ein Abſchied für die Ewigkeit ſein! — denn ein Jahr ſpäter ſenkte man den Sarg der Gräfin Leontine in die nahe Gruft ihrer Väter.

Auf allen Punkten hatten die Engländer begonnen ſich zurückzuziehen, als man den hellen Klang der langen Hörner der Zuaven und der Jäger von Vincennes durch den Donner der Geſchütze und durch das Rollen des Gewehrfeuers vernahm. Es war der franzöſiſche General Bosquet, der mit ſeinen drei Brigaden rechts von den Engländern ſich in die Schlachtlinie warf, — auf dem linken Flügel der Ruſſen. Wunderbare Fügung des Schickſals! Es ſpielte dießmal die Rolle Blücher's bei Waterloo

ein General Napoleons III. Wie damals gab dieß auch nun der Schlacht eine andere Wendung; die ruſſiſchen Truppen, durch den mehrſtündigen blutigen Kampf erſchöpft, vermochten der Uebermacht des Gegners nicht mehr zu widerſtehen und räumten das Schlachtfeld, wobei die Regimenter Wladimir und Susdal mit heldenmüthiger Aufopferung den Rückzug deckten. Dieß waren die letzten Szenen aus dem blutigen Drama bei Inkermann.

Auf dem Schlachtfelde, das einen gräßlichen Anblick bot, lag unter einem Haufen Todter und Verwundeter ein ruſſiſcher Jäger-Capitän, der die Fahne ſeines Kaiſers auf eine eroberte Redoute gepflanzt, dem der kommandirende General das Georgskreuz zugeſprochen, — es iſt dies unſer alter Bekannte Baron Ulrich v. M. Mit zwei Schüſſen in der Bruſt tödtlich verwundet, lag er im Sterben. — Die geringſte Bewegung konnte ihm den augenblicklichen Tod geben, — fieberhafter Durſt auf den bleichen Lippen, — aus ſeinen Adern ſtrömte der warme Quell des Lebens, das purpurne Blut!

Bilder der Vergangenheit rollten an ihm vorüber, — Stolz und Liebe, Leichtſinn und Kummer, Jammergeſchrei und pulſirendes Leben, Blut neben Gold, Schlacht und Seuche! O das Leben — das nun einmal verloren geht — verloren? oder ſollte es eine Wiederkehr geben? einen Kreislauf? Wäre jene geheimnißvolle dunkle, unſere Seele oft wie ein Blitz durchzuckende und wieder verſchwindende Erinnerung von ähnlichen Bildern und Geſtalten nicht etwa ein Zeichen der Seelenwanderung? Wer enthüllt ſie uns alle dieſe mächtigen Myſterien? — Gott allein!

Ulrich's Gedanken weilten vielleicht bei einem Grabe des Nordens! — Noch einmal ſchienen ſich die bleichen Lippen zu einem Laut, einem einzelnen Laut bewegen zu wollen! noch einige Zuckungen, und der belebende Geiſt hatte ſeine Hülle für immer ver-

laſſen. — Einige hundert Meilen von ſeinem längſt begrabenen Glücke, — ſchlummert Ulrich den Todesſchlaf!

Auch von mir ſei gegrüßt du liebliche Erſcheinung des Nordens! auch vor meiner erinnernden Seele ſteht dein ſtrahlendes Bild, — ein leuchtender Stern, — noch immer in ungetrübter Farbenpracht! — Und auch du, mein tapferer Capitän, du wackerer Soldat des todten Czaaren, auch dir noch meinen warmen Freundesgruß; — eine Blume der Erinnerung auf das verlaſſene Grab in der blutigen Stätte des Todes!

Zehn Jahre waren dahin! Durch die Kugeln der Zuaven waren der ruſſiſche Offizier und der luſtige Hußar, jener bei Inkermann, dieſer bei Magenta gefallen; — die drei Uebriggebliebenen aber ſaßen, ihrem Verſprechen getreu, gerade wie vor einem Decennium im ſelben Bade, auf derſelben Stelle beim Diner. Wie ſich Alles im Leben erſetzt, ſo hatten auch hier zwei ganz junge Männer die Plätze der beiden Todten eingenommen. Sprechen wir aber nun von den Lebenden! unſeren alten bekannten Tafelgenoſſen! — Ernſt war durch eine liebenswürdige Frau, zwei herrliche Kinder vom angehenden Skeptiker zum gemüthlichen Familienvater umgewandelt; für die Geſellſchaft hatte er unſtreitig verloren, denn er war ein bischen hausbacken geworden. Goßwin hingegen ſtrebte mit aller Gewalt, kalter, zergliedernder Realiſt zu ſein, oder es doch wenigſtens zu ſcheinen. Er war einer ſchönen, entzückenden, — aber einer ſogenannten genialen fliegenden Frau, — einer Art Fauſtine (wenn wir dieſe Bezeichnung der Gräfin Ida Hahn-Hahn hier anwenden wollen) in die Hände gefallen. Nachdem dieſe mit den beſten und edelſten Gefühlen des jungen Mannes ihr gewiſſenloſes Spiel getrieben

nachdem er zur Illuſtration eines ihrer vielen Spätſommer-Romane genügend gedient hatte, entließ ſie ihn à la Fiesco: „Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan, — der Mohr kann gehen!“ Das dämoniſche Weib hatte in ihrer maßloſen Eitelkeit berechnet, auf Goßwin's Geiſt, Herz und Sinne gleichzeitig gewirkt; Haß, Liebe und Verachtung kämpften in ihm, — noch galt es einen Standpunkt zu überwinden! Und Oscar, der Diplomat, war noch mehr Feinſchmecker und Weinkenner geworden, Freude und Schmerz, die Ereigniſſe des Lebens, hatten ihn unberührt gelaſſen, — denn er war eben von jenem Holze, aus welchem man geſchnitzt ſein muß, um glücklich? — wir bezweifeln es, — aber wohl mit Ruhe und Anſtand — vielleicht auch mit Glück durch die Welt zu gehen. Es wurde bei dieſem Mahle der beiden todten Freunde gedacht, wie jenes unheimlichen Zerbrechens der Gläſer, — man brachte den Geſchiedenen eine Libation, und endlich kam auch jener alltägliche, ſo abgenützte Toaſt an die Reihe: „Auf das, was wir lieben!“ Mit naivem Köhlerglauben tranken die beiden neuen Ritter der Tafelrunde auf Treue und Wohl ihrer Liebchen, — der Diplomat, wie natürlich, auf ſein höchſt eigenes, Ernſt auf das von Frau und Kindern, und Goßwin, wir wiſſen es nicht, — aber aus ſeines gefüllten Glaſes Klang — und des geleerten Wurf konnte man erkennen, daß er umſonſt in den Gewäſſern des Lethe ein Gefühl zu begraben ſuche, — daß die Gewalt der Erinnerung noch immer ihren mächtigen Zauber an ihm übe. — Es beſteht eine Sage vom Vampyr, der im Mondenlicht bleich herumſtreift und ſich an die Herzen der Lebenden ſaugt, jeden Blutstropfen unerſättlich verſchlingend? So ſaugte allnächtlich ein Bild mit dunklen, glühenden Augen, die ſich in ſein Gehirn gebohrt hatten, an Goßwin's Herzen; — ja er liebte einen Vampyr.

So war also die verabredete Zusammenkunft der fünf Freunde *nach zehn Jahren* vor sich gegangen, — mit dem Umstande, daß zwei todt, — die andern aber, mit Ausnahme des sich stets gleich gebliebenen egoistischen Epikuräers, bedeutend geändert waren! Zehn Jahre sind aber auch im *innern* und *äußern* Menschenleben kein so geringer Zeitabschnitt! — und es kömmt dabei doch nur auf das: *Wie* wir sie durchleben, *Alles* an.

Und jetzt! Ernst lebt nur mehr seiner Familie und ist für seine alten Freunde verloren; — Goßwin ist von aller Träumerei für immer geheilt, aber er hat diese Radical-Cur mit *seinen besten Münzen* bezahlt, welche jedoch das Schicksal ihm abquittirt, denn die Faustinen-Copie schreitet im kühnsten Selbstbetruge, am sichersten Wege, der Schmach cynischer Verworfenheit oder dem Irrenhause entgegen; — und Oscar machte vor Kurzem eine glänzende Partie, — das heißt, er heirathete eine steinreiche, aber um 30 Jahre ältere Matrone, gibt luculliſche Diners und behauptet mit der ernsthaftesten Miene, eine Ehe aus Neigung geschlossen zu haben.

„Sollten bei der Wege Menge,
Die man reitet im Gedränge,
Wir dereinst uns wiederseh'n,
Wollen wir die Hüte schwenken,
Rosse zu einander lenken,
Uns umarmen, — weiter geh'n."

Aus den Papieren eines Diplomaten.

Nachdem mein Oheim, — aus deſſen Mappe nachſtehende Notizen geſchöpft ſind, bereits ein Vierteljahrhundert im Grabe ruht, — die geſchilderten Zuſtände und Begebenheiten faſt ein volles Säculum hinter uns liegen, — von allen betheiligten Perſonen, wie natürlich, keine mehr lebt, ſo glaube ich, ohne eine Indiscretion zu begehen, ſie ans Tageslicht hervortreten laſſen zu können, um ſo mehr, da ſie von hiſtoriſchem Intereſſe, einige Einſicht in das Leben des ruſſiſchen Hofes unter Katharina II., der nordiſchen Semiramis, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewähren.

Der Graf und ſpätere Fürſt Andreas Cyrillowitſch R..... wurde am 15. November alten Styls 1752 geboren. Er war der Sohn des Cyrillo R., Marſchalls und Hettmanns der Ukrainiſchen Koſaken, mit Natalie Nariſchkin, von derſelben Familie, aus der bekanntlich Peter des Großen Mutter abſtammte. Bis zu ſeinem zwölften Jahre mit Sorgfalt im väterlichen Hauſe erzogen, wurde der junge R. in dieſer Altersepoche zur weitern Vollendung ſeiner Erziehung nach Straßburg geſchickt. Die Kollegien jener Stadt genoſſen damals einen europäiſchen Ruf, R. beſuchte ſie durch vier Jahre, wo er ſodann nach England ging, um ſich für den Seedienſt,

zu welchem er bestimmt war, vorzubereiten. Sein Vater ließ ihn bei einer bürgerlichen Familie in Plymouth wohnen, um den jungen Menschen an Mäßigkeit, Ordnung und eine regelrechte Lebensweise zu gewöhnen, was natürlich einen schroffen Gegensatz zu dem fast orientalischen Luxus seines Vaterhauses bildete. Doch hatte eben dieses Erziehungssystem auf Charakter und Sitten des jungen Edelmanns den besten Einfluß, für welchen der Umgang mit den jungen eleganten, aber leichtsinnigen französischen Offizieren der Straßburger Garnison eben so lockend als gefährlich gewesen. — Ein Jahr nach seiner Ankunft in England machte R. auf einem königlichen Schiffe seine erste Seereise nach Lissabon und traf bei seiner Rückkehr eben Vorbereitungen zu einer weit größeren, als ein Befehl der Kaiserin Katharina II. den jungen Mann in sein Vaterland zurückrief.

Katharina, damals mit ihren großen Eroberungs-Plänen gegen die Türken beschäftigt, ließ unter Alexis Orlow eine Flotte ausrüsten, um selbst die Gewässer des Archipels zu durchkreuzen. Bei dieser Gelegenheit wollte die Kaiserin dem Sohne eines Mannes, gegen welchen sie große Verpflichtungen hatte, die Vortheile einer für einen jungen Seemann so interessanten und wichtigen Expedition gewähren. Sie stellte daher den jungen R. unter die unmittelbaren Befehle des Vice-Admirals Elphinstone, dem sie ihn überdieß angelegentlich empfahl. So folgte in seinem 18. Jahre R. dieser wichtigen Unternehmung, welche so ruhmreich durch die Schlacht bei Tschesme (den 5. Juli 1770) beendet ward, und in welcher er selbst, seiner großen Jugend ungeachtet, sich dieser Auszeichnung würdig machte.

Nach seiner Rückkehr in Petersburg, bei Beendigung der Campagne, änderte R. seine Laufbahn; — der Hof mit seinem Glanze — und seinen Gefahren öffnete sich seinem künftigen Ge-

schicke, und er wurde als erster diensthuender Edelmann der Person des Großfürsten Paul zugetheilt. In kürzester Zeit vereinte eine gegenseitige Neigung den neuen Höfling mit seinem Gebieter. Paul mißtraute und fürchtete seine Mutter, und bis zu diesem Augenblicke von ihren Kundschaftern umstellt, genoß er nun zum erstenmale Sicherheit und Vertrauen in der aufrichtigen Ergebenheit eines Freundes. Diese Vertrautheit aber zögerte nicht, Verdacht und Mißtrauen in Katharina zu erwecken; der junge R. hatte von seiner Erziehung in Frankreich und England einige Aufklärung mitgebracht, welche trotz ihrer scheinbaren Beschützung der Philosophie und Wissenschaft, mit der die Autokratin gegenüber dem Auslande so gerne prunkte, sie aber bei ihren Unterthanen, und gar erst bei ihren Nachfolgern haßte. — Dieß Alles ließ Katharina über den Günstling ihres Sohnes die Augen wach halten, und da sie mit ihrem Scharfsinne Geist und Talent bei diesem längst erkannt hatte, ließ sie es an schmeichelhaften Aeußerungen ihrer Gnade nicht fehlen, um R. für ihre Interessen zu gewinnen.

Die Unthätigkeit, zu welcher Graf R. denjenigen verdammt sah, welcher die schöne Bestimmung in sich trug: einst Vater seines Volkes zu werden, sowie der klägliche Zustand, in dem er sein Vaterland getroffen, machten ihn erröthen und sein ganzes Streben richtete sich nun dahin, in seinem fürstlichen Freunde großmüthige und hohe Ideen und Gefühle für seine Mitmenschen zu erwecken, um hiedurch für die Zukunft seines Vaterlandes Garantien des Glückes und Aufschwunges zu erhalten. Der junge Großfürst war von Natur mit Eigenschaften des Geistes und Herzens begabt, welche bei weitem die Mängel seines Charakters und noch mehr seiner Erziehung überwogen. — Sein vorgestecktes Ziel zu erreichen schien R. eine Gewissenspflicht, er er-

kannte darin die Aufgabe, welche ſeine Stellung ihm auferlegte, und die zu erfüllen er feſt entſchloſſen war. Bald ſah er ſich auch in deren Ausführung durch eine hohe Verbündete von mächtigem Einfluſſe weſentlich unterſtützt. Es war dieß Pauls erſte Gemalin, die Großfürſtin Natalie, eine geborne deutſche Prinzeſſin aus dem Hauſe Heſſen-Darmſtadt. Die Fürſtin, auf das Sorgfältigſte erzogen, mit einem ausgezeichneten Verſtande und vortrefflichem Gemüthe, war unter ihren zwei Schweſtern von der Kaiſerin Katharina zur Gemalin des Großfürſtthronfolgers auserwählt worden. Man behauptete, der niedliche Fuß der Prinzeſſin habe bei dieſer Wahl auf Paul ſelbſt den entſcheidenſten Einfluß geübt, da ſie bei ihrer Ankunft beim Ausſteigen aus dem Wagen an deſſen Portiere mit ihren damals üblichen langen Kleidern etwas hängen geblieben, trat dieſer Schönheits-Vorzug der Prinzeſſin Wilhelmine (ihr Name vor dem Uebertritt zur griechiſchen Kirche) ſichtbar hervor, und wurde auch von dem aus einem Fenſter zuſehenden Großfürſten ſogleich bemerkt. — So oft haben kleine Urſachen die größten Wirkungen! — Die junge Großfürſtin hatte zwar nicht aus Neigung ihren Gemal geheiratet, aber ſie empfand mit ihm die gedrückte abhängige Stellung, in welcher er gehalten war, und erkannte überdieß bald einzelne Züge von Großmuth, ja Seelengröße in deſſen Charakter, auch ſelbſt einen über die Mittelmäßigkeit erhöhten Verſtand; ſie hoffte daher, dieſe ſo glücklichen Anlagen weiter und weiter zu entwickeln, und ſuchte an dieſen Gegenſtand ihrer Einſamkeit ſich mit Zärtlichkeit zu ſchmiegen, im Sinne wie Frauen ſo häufig lieben, Schöpferinnen fremder Tugenden zu werden.

Umſomehr war die edle junge Prinzeſſin erfreut, dieſelben Ideen und Gefühle hierüber von dem Günſtlinge ihres Gemals getheilt zu ſehen, ſie ließ dieſem daher ihre Pläne durchſchauen, und

gesellte sich zu deren Erfüllung ihm bei. R. war auch der einzige Mann am ganzen Hofe, welcher sich durch dieses Vertrauen geehrt und beglückt fühlte, denn er athmete schwer unter dem Drucke der ihn umgebenden Luft, auch er war empört über die gänzliche Nichtigkeit, in welche man seinen Gebieter absichtlich gebannt wissen wollte. — Melancholische Träume, chimärische Hoffnungen einer glücklichen Zukunft seines Vaterlandes erfüllten die Seele des jungen Edelmanns, der sich bemühen wollte, das Herz des Großfürsten würdig und fähig zu machen, die ihm einst anvertrauten Völker zu beglücken, und diese Wünsche eines Tages zu verwirklichen. Mit Begeisterung war es daher, daß R. sich anbot, die so edlen Absichten der Prinzessin Natalie eifrigst zu unterstützen, und gemeinschaftlich jenen hohen Zweck anzustreben. Die Gleichheit der Neigungen und Ansichten dieser beiden näherte sie zu edler reiner Vereinigung mit jugendlicher Begeisterung, nur daß ihrer beiderseitigen fast kindlichen Unerfahrenheit die Hindernisse und Gefahren auf der zu betretenden Bahn verborgen blieben.

Dieß war also die Stellung der Großfürstin zum Günstling ihres Gemals, das die Stellung R. zur erlauchten Gemalin seines Gebieters, dem eine heftige Leidenschaft für eine andere Dame des Hofes vielleicht allein vor zärtlicheren Gefühlen für die Prinzessin abhielt. So war aber keineswegs die Meinung Katharina's, der man die Unschuld dieser Freundschaft hinterbrachte. Verdacht anderer Art stieg in ihr auf, Nataliens Einfluß auf Paul beängstigte sie, die täglich zunehmende Popularität dieses jungen Paares bestärkte die mißtrauische Frau in ihren Befürchtungen; schon sah sie in der Schwiegertochter eine mächtige Rivalin in der Politik, bei deren Jugend und Schönheit vielleicht auch in der Liebe.

Zu dieſer Zeit trat noch ein dieſe Rivalität beſtärkender Umſtand ein. Gleich nach Unterdrückung des Pugatſchew'ſchen Aufſtandes mußte Großfürſt Paul ſeine Mutter nach Moskau begleiten, die dortigen Gemüther waren alle noch in großer Aufregung; die Perſönlichkeit des jungen Prinzen erregte in der alten Czarenſtadt allgemein die lebhafteſte Begeiſterung, welche ſich in unzähligen Beweiſen der Liebe und Verehrung kund gab, und welche ſelbſt der Kaiſerin bisher noch nirgends gebracht wurden.

Jedesmal ſo oft Paul, ganz gegen die damalige Etiquette des ruſſiſchen Hofes, nur von R. begleitet zu Fuße ſeinen Palaſt verließ, ſtürzte ſich das Volk ihm auf ſeinem Wege entgegen, küßte den Saum ſeines Kleides und ließ ein lautes aber ehrfurchtsvolles Hurrah ertönen. — Durch alles dieß wurden des Großfürſten einfache Spaziergänge wahre Triumphe, welche nicht ſelten deſſen Gemalin theilte, denn auch ſie genoß die Verehrung des Volkes in hohem Grade. — Durch ihre liebenswürdige Art der Herablaſſung, ihre angeborne Herzensgüte hatte ſie ſelbſt die Gemüther der noch rohen Moskowiter bald für ſich gewonnen, welche nun mit einer Art Uebertreibung die Schönheit der jungen Frau laut über die ihrer bereits alternden Monarchin erhoben.

Mußten nicht alle dieſe Kundgebungen das ſtolze Herz der eitlen Frau, — der herrſchſüchtigen Kaiſerin auf das Tiefſte verletzen. — Was immer aber auch ihre geheimſten Empfindungen geweſen ſein mögen, ſo wußte die kluge Fürſtin dieſelben zu verbergen, bis kurz darauf der plötzliche Tod der Großfürſtin — dieſem Allen ohnedieß ein Ende ſetzte. Die Urſachen und Umſtände dieſes traurigen Ereigniſſes ſind wie in einem dichten Schleier gehüllt, und laſſen nur Vermuthungen ohne genügender Aufklärung zu, es können hierüber nur die Thatſachen allein einiges Licht gewähren. Hier ſind ſie:

Seit einigen Monaten ſchritt die Großfürſtin in einer glücklichen Schwangerſchaft vor, als ſie ſich plötzlich von einem ganz unbekannten Uebel befallen und ermattet fühlte. Alle angewandten Heilmittel blieben erfolglos, ſie ſtarb, ohne dem Kinde, das ſie unter ihrem Herzeu trug, das Leben geben zu können, in gänzlicher Auflöſung. Unglücklicher Weiſe war der erſte Accoucheur der Prinzeſſin, der engliſche Arzt Allmand, ſeit einiger Zeit nicht mehr nach Hofe gerufen worden, und war daher bei dieſer ſo ſchmerzlichen Kataſtrophe nicht gegenwärtig. — Allgemeine Beſtürzung herrſchte im Palaſte, der Großfürſt, in wilder Verzweiflung, wurde von der Kaiſerin ſelbſt von dem Sterbelager ſeiner geliebten Gemalin, die binnen 24 Stunden ihr edles Leben aushauchte, nach Tſcharkozelo entfernt. Ohne Erfolg ſuchte R., der in Petersburg zurückgeblieben war, in die Appartements der unglücklichen Prinzeſſin zu gelangen, es war ihm nicht früher geſtattet dieſelbe zu ſehen, als erſt nach deren erfolgtem Ableben; ihre Geſtalt war fürchterlich entſtellt, ihre Züge grauenhaft verzerrt. R. eilte zu ſeinem Gebieter, um gemeinſchaftlich den tiefen Schmerz zu erleichtern, und ihre Thränen ob des unerſetzlichen Verluſtes zu vereinen. Das tiefe Seelenleiden, — die Verzweiflung des Großfürſten war außerordentlich, — er warf ſich in die Arme ſeines Dieners und Freundes, und blieb minutenlang in dieſer Stellung, ſchwere Seufzer ausſtoßend. Ihre beiden Herzen verſtanden ſich ſo wohl, doch ſollte dieß Verſtändniß ihrer Seelen auch das letzte ſein.

In dem Augenblicke ihrer beiderſeitigen höchſten Rührung betrat die Kaiſerin Katharina das Gemach ihres Sohnes, ein Schreiben in der Hand ſchien ſie mit zerſtreuten Mienen Jemand zu ſuchen, als ſie, wie überraſcht, R. bemerkte. „Graf Andreas Cyrillowitſch, kehren Sie etwa ſogleich nach

Petersburg wieder zurück?" richtete ſie an dieſen fragend das Wort.

„Es war wohl nicht meine Abſicht, gnädigſte Frau! doch wie es ſich von ſelbſt verſteht, bin ich zu Befehlen Eurer Majeſtät!" erwiderte der Graf.

„Dann würden Sie mich ſehr verpflichten, dieſes Schreiben mitzunehmen," äußerte Katharina mit ihrem liebenswürdigſten wohlwollendſten Lächeln, „und es daſelbſt an ſeine Adreſſe, meinen Staatsminiſter Fürſten Gallitzin, perſönlich abzugeben."

R. übernimmt, ſich tief verbeugend, das Schreiben, und zwei Stunden ſpäter hat er ſeine Depeſche übergeben. Er ſteht ganz gedankenvoll, in dem ſchmerzlichen Eindrucke der letzten Ereigniſſe vertieft, vor dem mächtigen Miniſter Rußlands, um deſſen weitere Befehle entgegen zu nehmen. Fürſt Gallitzin betrachtete mit einiger Beſorgniß den jungen Mann, und fragte dieſen als alter Freund ſeines Hauſes: „Nun was gedenken Sie alſo jetzt zu thun?" — „Aber ich werde den Großfürſten wieder aufſuchen," antwortete Graf R. etwas betroffen. — „Sie kennen alſo nicht den Inhalt des mir überbrachten Schreibens?" erwiderte der Miniſter.

„Nein!"

„Ihre Majeſtät die Kaiſerin verbietet Ihnen die Rückkehr ans Hoflager, und verbannt Sie nach Revall. Doch vorher, ſo lautet der Befehl, haben Sie den üblichen Dienſt bei der Leichenſchau und den Begräbniß-Feierlichkeiten der verſtorbenen Großfürſtin Natalie anzutreten!"

Nach einigen Augenblicken des Schweigens erhob R. das Haupt und ſprach mit würdevoller Reſignation zu dem Fürſten Gallitzin ungefähr Folgendes:

„Ich bitte, Euer Excellenz! — Ihre Majeſtät meine gnädigſte Kaiſerin meines blinden Gehorſams zu verſichern, wie auch

zugleich, daß mein Gewiſſen rein ſei von jedem Vorwurfe, der eine ſolche Ungnade verdiente."

Fünfzehn Tage vergingen in qualvoller Länge für den unglücklichen Grafen R., während welcher Zeit er nach dem herrſchenden Hofgebrauch jeden Morgen die entſtellten Züge der verſtorbenen Großfürſtin betrachten mußte, einer Frau, welcher ſein Herz in ehrfurchtsvoller Begeiſterung ergeben war. Er erfüllte dieſe traurige ihm auferlegte Dienſtespflicht und ertrug ſodann ſein Exil, welche Pein ihm von der Rache verletzter weiblicher Eitelkeit bereitet war, mit Geduld, Gehorſam und Würde. Er hatte Gelegenheit, während dieſer Zeit die ſchwarzen Verläumdungen zu durchblicken, mit welchen man ihn bei ſeinem ehemaligen Gebieter zu ſchaden wußte, und ſowohl in jenes Augen als in denen des ganzen Hofes ſeinen loyalen edlen Charakter angriff und verdächtigte. Umſonſt hatte Katharina verſucht, noch bei Lebzeiten der Großfürſtin Mißtrauen gegen einen aufrichtigen Freund in das Herz ihres Sohnes zu pflanzen, jetzt aber ſuchte ſie jenen darin zu vernichten. Durch die boshafte Deutung einiger bei der unglücklichen Prinzeſſin Natalie gefundenen Papiere und endlich ſelbſt von R. Schmerz und Trauer bei deren Tode glaubte man Beweiſe gegen ihn gefunden zu haben, welche die ausgeſtreuten Verläumdungen beſtärken ſollten. — Es gelang Mißtrauen gegen ſeinen Freund in Paul zu erwecken, und das innige Verſtändniß dieſes Fürſten mit ſeinem einſtigen Freunde war für die Folge auf immer dahin! —

Später erhielt Graf R. die Erlaubniß, ſich auf die Güter ſeines Vaters in die Ukraine zurückzuziehen, von wo ihn nach einigen Jahren ein kaiſerlicher Befehl nach Wien abzugehen, und daſelbſt ſeine weitere Beſtimmung zu erwarten, hieß. R. erhielt den Geſandtſchaftspoſten von Neapel, wo er die Gunſt einer der

höchſtgeſtellteſten Perſönlichkeiten in ſolchem Grade erlangte, daß ſelbſt der gewaltige Miniſter Acton in den Hintergrund vor den jungen, reichen und ſchönen ruſſiſchen Kavalier zu treten ſchien. — Kurz vor Ausbruch des Krieges zwiſchen Rußland und Schweden war R. Geſandter am Hofe Guſtav III.

Zur Zeit der fürchterlichen Kataſtrophe des gewaltſamen Todes Kaiſer Paul's, ſeines einſtigen Freundes, war R. in St. Petersburg anweſend. An jenem Komplotte, welches Paul Krone und Leben koſtete, nicht betheiligt, wurde R. von einem ſeiner Freunde gerade eine halbe Stunde vor dem tragiſchen Ereigniſſe in jene Pläne eingeweiht, aber es war zu ſpät, er konnte nicht mehr retten, — die That war geſchehen — Paul tod, und der kommende Morgen fand den milden edlen Alexander auf dem ruſſiſchen Kaiſerthron. — Ein merkwürdiger Umſtand jener verhängnißvollen Nacht war, daß die Verſchwornen bald durch das Geſchrei von Raben entdeckt worden wären, als ſie ſich in den Palaſt ſchlichen. — Die meiſten derſelben ſind in kurzem Zeitraume nach einander geſtorben bis auf Beningſen, der ſeine Schärpe zur Erdroßlung gab, und noch längere Zeit von Allen ſichtbar gemieden lebte.

Während des Congreſſes war der nunmehrige Fürſt R. Botſchafter in Wien, und gab in ſeinem großartigen ſchönen Palaſte den verſammelten erlauchten Häuptern Europa's die glänzendſten Feſte.

Ich ſelbſt habe noch als Knabe meinen Oheim und Pathen recht gut gekannt, und den in ſeinem Rollſeſſel herumfahrenden mehr als achtzigjährigen Greis noch heute in lebhaftem Gedächtniſſe.

Zuletzt ſah ich ihn in der ruſſiſchen Diplomaten-Uniform mit dem großen lichtblauen Bande des St. Andreas-Ordens am

Paradebette in der Schloßkapelle zu S. aufgebahrt liegen, woselbst er auch begraben, den Todesschlaf ruhet. Mit ihm gingen eine Menge interessanter und wichtiger Erinnerungen nahe eines Jahrhunderts zu Grabe, einer Zeit-Epoche, welche in religiöser und politischer Beziehung gewiß als eine der wichtigsten Uebergangspunkte betrachtet werden kann.

Der verhängnißvolle Ring.

Motto: Da hab' ich viel blasse Leichen
Beschworen mit Wortesmacht;
Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Vorliegende Aufzeichnung behandelt die ganz eigenthümliche Geschichte eines allen seinen Besitzern Verderben bringenden Ringes. So unglaublich es auch erscheinen mag, ist sie dennoch auf wirkliche, in den letzten fünfzehn Jahren geschehene Ereignisse begründet. — Ich habe in der Darstellung die Wahrheit der Haupt-Umstände getreulich beibehalten, jedoch aus leicht begreiflichen Rücksichten die Schaubühne verändert und die mir theilweise bekannten Acteurs auf das Unkenntlichste vermummt. — Diese Geschichte bietet an und für sich genug tragischen Stoff, und jede Uebertreibung wirkt schädlich; denn als Fiktion würde sie wohl zu sehr an jene Szene des theatralischen Unsinn's erinnern, wo, nachdem sich alle auf der Bühne erscheinenden Personen gegenseitig gemordet, auch noch der letzte, einzig übrig bleibende ins eig'ne Schwert sich stürzt, was hier doch nur mehr mit dem Erzähler der Fall sein könnte. Als wirklich Geschehenes hingegen, auf das Gebiet des Mystischen hinüberspielend, dürfte diese Skizze vielleicht nicht ganz ohne einiges Interesse sein.

Einer unſerer Freunde, wir wollen ihn Arthur nennen, garniſonirte als junger Reiteroffizier während des Sommers 1848 in einem kleinen ungariſchen Orte im Süden der Monarchie. Ein junger 25jähriger Mann, heiteren Sinnes und trefflichen Herzens, von Jedermann geachtet und geliebt, ſchien ihm das Leben eine glückliche Zukunft zu verheißen. Er hatte erſt ſeit Kurzem ſeine Station bezogen, wo er im Schloſſe eines ſehr reichen und angeſehenen Magnaten bequartirt, und wohin er aus dem entgegengeſetzten Rayon des ſehr weit ausgedehnten Regiments-Numeros überſetzt worden war. Dieß hatte ſeine gute Urſache gehabt, die aber mehr im Minne-, als im Reiterdienſte lag. Es hatte nämlich ſein Vorgänger, Lieutenant G., einer der liebenswürdigſten Geſellſchafter, brillanteſten Reiter und diſtinguirteſten Offiziere, die 17jährige Tochter des dortigen Gutsherrn geliebt. Und beim Himmel! — Irma, ſo hieß ſie, war auch unſtreitig eines der reizendſten Mädchen im ſchönen Ungarlande. Dunkles, rabenſchwarzes Haar, azurblaue ſeelenvolle Augen, eine zwar etwas kleine, aber doch ſehr elegante ſchlanke Geſtalt — dabei ein lebhafter Geiſt, ein feſter, entſchloſſener und dennoch ſanfter Charakter, Vorliebe zur Poeſie, Hang zur Schwärmerei — dieß Alles gibt ein nur ſehr unvollkommenes, der Wahrheit kaum annäherndes Bild von jener lieblichen Erſcheinung, deren mächtigem Zauber ſchon beim erſten Begegnen Jedermann, wenn auch nicht ſelbſt davon überwältigt, doch ſeine Anerkennung nicht verſagen konnte.

Wem ſie mit ihrem klaren, freundlichen Blick ſo recht tief in die Seele blickte, dem mußte, mindeſtens momentan, Herz und Verſtand ſo ziemlich verloren gehen! Kein Wunder daher, daß der arme G. bald ganz von der Liebe behext wurde! Alle die vielen und ſeltenen Vorzüge Irma's ließen in ihm, der ſich täglich ihres Umgangs erfreuen konnte, eine Neigung erwachen, die ſich gar

bald zu wahnſinniger Leidenſchaft ſteigerte, von welcher auch das junge Mädchen nicht unberührt blieb. Wie viele Geſtändniſſe! wie viele Schwüre wurden wohl in mühſam erhaſchten Augenblicken des Alleinſeins von dieſen beiden ausgetauſcht!

Eine bejahrte Tante, Schweſter ihrer verſtorbenen Mutter, bewachte Irma Anfangs zwar ſehr ſtreng und unnachſichtlich, ließ ſich jedoch ſpäter, vielleicht durch die Gewalt alter Erinnerungen aus ihrer eigenen Herzens-Geſchichte bewegt, milder ſtimmen, bis ſie zuletzt, wenn nicht geradezu eine Vertraute, doch eine mittelbare Protectorin der beiden Liebenden geworden war. — Irma's Vater, wegen der Landtagswirren in der Hauptſtadt des Landes, war von ſeinem Schloſſe auf längere Dauer durch die Politik fern gehalten worden. Kaum auf kurze Zeit dahin zurückgekehrt, ward es dem welterfahrenen Manne bald klar, daß das Herz ſeiner Tochter erwacht und von einem mächtigen Gefühle beherrſcht wäre. Dieſem direct und offen entgegenzuwirken und dasſelbe durch Widerſtand vielleicht noch mehr zu erſtärken, widerrieth Weltkenntniß und Klugheit. Die Verbindung ſeiner Tochter mit einem kaiſerlichen Offizier war dem in ſeinem Innerſten der Regierung feindlich geſtimmten Magnaten an und für ſich ein Greuel, und überdieß waren G.'s Ausſichten für die Zukunft ſchwankend und ungenügend. Es war durch ſeine vielfachen Verbindungen dem Baron ein Leichtes, auf indirectem Wege eine Verſetzung G.'s in eine bei den ſchlechten Communicationen des Landes mehrere Tagreiſen entfernte Station zu erwirken.

Wie ein Blitz aus heiteren Höhen traf eines ſchönen Morgens der überraſchende Befehl die beiden Liebenden, vermöge welchem G. mit meinem Freunde Arthur verwechſelt wurde. Ungeachtet aller Ueberwachung von Seite des Vaters war es Irma doch möglich geworden, von dem Geliebten ihres Herzens Abſchied zu

nehmen. Bei dieſem Anlaſſe erhielt G. einen Ring zum Andenken, der ein *altes* Erbſtück, wie die Sage lautete, allen Familien-Gliedern Segen und Heil, jedem *andern* Beſitzer aber den Tod bringen ſollte. Glaubte nun Irma nicht an dieſe Tradition? oder betrachtete ſie G. ſchon als ein Glied ihres Hauſes, oder hatte ſich dieſer ſelbſt den Ring vielleicht gegen ihren Willen erbeten, und ſie ihm ſelben abzuſchlagen nicht den Muth gehabt — oder endlich, wurden alle dieſe Erwägungen von der Heftigkeit des Trennungsſchmerzes überſtimmt? das wußte mir Arthur, dem ich den erſten Theil dieſer Erzählung verdanke, nicht mit Beſtimmtheit anzugeben.

Er war als G.'s Nachfolger in der Station von dieſem in deſſen Liebesgeheimniß ſo ziemlich eingeweiht und mußte ſogar die Correſpondenz der beiden Liebenden vermitteln, welchem Freundſchaftsdienſt er ſich um ſo lieber unterzog, da ihm dafür manch wohlwollender Blick aus Irma's herrlichen Augen, manch freundliches Wort aus ihrem ſchönen Munde zu Theil ward. Aber auch Arthur's Aufenthalt ſollte nur von kurzer Dauer ſein — die Bäume entlaubten ſich, der Herbſt kam, und als deſſen trauriger Begleiter ein blutiger Krieg! Das Regiment, dem Arthur und G. angehörten, rückte gegen den Feind. In jenen Gegenden wüthete der Bürger- und Nationalitäten-Kampf — die Revolution mehr als irgendwo. Kleinere und größere Gefechte, blutige, heiße Schlachten — „nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen" — wurden geſchlagen. Die beiden Offiziere befanden ſich in verſchiedenen Abtheilungen des meiſt zerſtückelten Regiments und waren daher im Verlaufe des Feldzuges häufig durch längere Zeit von einander getrennt. Ueber Irma's Schickſal war ihnen nur bekannt, daß ſie ihr väterliches Schloß der größeren Sicherheit wegen in Begleitung ihrer Tante verlaſſen und in einem belebteren Orte ihren Aufenthalt genommen habe.

Mehrere Monate wüthete der blutige, fanatiſche Vertilgungskampf zwiſchen den aufgeregten Völkerſtämmen, der Krieg der anarchiſchen gegen die legitime Gewalt; Schlöſſer wurden zerſtört und eingeäſchert, ihre Bewohner ausgeraubt, Schuldige und Schuldloſe grauſam gewürgt und gemordet. Sengen und Brennen, Raub und Todtſchlag waren nunmehr an der Tagesordnung! — In einem der blutigſten Gefechte war Lieutenant G. ſchwer verwundet worden, in Folge deſſen er bald darauf ſtarb. — Seine Habſeligkeiten, darunter Pretioſen und Ringe, wurden verſteigert. Arthur erſtand einen Theil derſelben, ſo auch Irma's Ring, den er wohl kannte, in der Abſicht, dieſen bei möglicher Gelegenheit ſeiner einſtigen Beſitzerin zurückzuſtellen. Der Ring hatte eine ganz alte Faſſung, in der Mitte ein Türkiſen-Herz, von einem kleinen Smaragde und Rubin zu beiden Seiten umgeben, im Reife ſelbſt war eine Jahreszahl aus dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts eingravirt.

Wenige Wochen darauf marſchirte Arthur's Schwadron durch die Trümmer einer jener unglücklichen Städte, welche die blinde Wuth des Nationalhaſſes im vollen, traurigſten Maße erfahren hatte. Es wurde ein kurzer Halt gemacht und von den Offizieren dieſe Stätte des Jammers beſehen, als plötzlich Arthur von einem in Lumpen gehüllten Greiſe angeſprochen ward, und in dieſem den alten Iſtván, einen der Diener von Irma's Vater erkannte, der ihn, nach manch heiterem Thee-Abende mit einem großen Armleuchter über die langen gewölbten Gänge jenes Schloſſes voranſchreitend, das Geleit gegeben. Bei dieſer Gelegenheit verſäumte Iſtván nie, aus ſeinen eigenen Kriegs-Erlebniſſen als Inſurrections-Hußar gegen den franzöſiſchen Czászar irgend eine grell ausgemalte Geſchichte mit einem tüchtigen Kernfluche der Bewunderung oder Verwünſchung zum Beſten zu geben.

Ueber Irma erhielt Arthur von dem alten treuen Diener den traurigſten Beſcheid. Dieſe war mit ihrer Tante gleich bei Beginn des Krieges in dieſes Städtchen gezogen und bei deſſen Zerſtörung von einigen betrunkenen Wütherichen auf das ſchändlichſte mißhandelt und erſchlagen worden, ebenſo ihre Begleiterin. Der Vater, der bei dem Corps Görgey's in Ober-Ungarn ſtehe, habe ihn hierher geſandt, um über ſeine Tochter einige beſtimmte Nachrichten zu erhalten, bei welcher Gelegenheit auch er ſeiner Kleider und Barſchaft beraubt worden ſei.

Arthur beſchenkte den Alten, ſelbſt durch das Gehörte auf's Tiefſte ergriffen. — Da ertönte die Trompete zum Weitermarſch, deren mahnendem Rufe Arthur folgen mußte. Den Ring konnte er nun nicht mehr den ſchönen Händen ſeiner einſtigen Beſitzerin übergeben.

Am Abende dieſes Tages ließ die gewaltige moraliſche Aufregung, verbunden mit phyſiſcher Anſtrengung Arthur am Bivouac-Feuer in tiefen Schlummer ſinken. Aber es war kein ſtärkender, erquickender Schlaf, denn ein fürchterliches Traumbild umgaukelte ſeine Sinne. Er glaubte drei Frauen- und eben ſo viele Männer-Leichen zu ſehen, unter ihnen auch jene Irma's, ſeines Freundes G., und endlich ſeine eigene, die übrigen aber unbekannt, zugleich ſchien ihm Irma's Ring von einer Todtenhand de andern überreicht zu werden.

Trotz der ſchneidenden Nachtkälte erwachte Arthur, ſchwere Schweißtropfen an der Stirne, und fand Irma's Ring vom Finger abgeſtreift auf ſeinem weißen Reitermantel liegen. Der laute Ruf der Vedetten, das fortwährende Abgehen und Wiederkehren der Patrouillen, das Geſtampfe der Pferde, das Kniſtern des Feuers — dieß Alles rüttelte ihn aus ſeinem ſchrecklichen Traume vollends zur Wirklichkeit wach. Der Eindruck

jenes gräßlichen Fantaſiebildes lebte noch lange in ihm, — doch gab Arthur ſpäter den verſchiedenen, durch Iſtván's Erzählung erzeugten Gefühlen, die ihm im Laufe des verfloſſenen Tages beſtürmt hatten, die Schuld, und legte bald kein großes Gewicht mehr auf jenen Traum; — die weitern Ereigniſſe des Krieges drängten dieſen endlich ganz in den Hintergrund ſeiner Erinnerungen.

Soweit reichen Arthur's mir gemachte Mittheilungen. Auch die Wege unſeres Geſchickes trennten ſich, — wohl öfter noch, hie oder da, begegneten wir uns wieder, doch blieben es nur uns ſtets liebe, angenehme, aber leider flüchtige Berührungen, wie ſie ſo häufig im Leben ſtatt haben, — und jedesmal hatte ich Irma's Ring an ſeiner Hand bemerkt. —

Da überraſchte mich nach einiger Zeit plötzlich die ſchmerzliche Kunde von Arthur's unerwartetem traurigen Ende. Es hieß, er habe ſich ſelbſt erſchoſſen, — eine unglückliche Liebes-Geſchichte trage Schuld daran. — Tief erſchüttert, ſuchte ich auf verſchiedenen Wegen genauere Details über jenes unglückliche Ereigniß zu erhalten, lange wollte es mir nicht gelingen, bis ich mit einem unſerer gemeinſchaftlichen Freunde zuſammentraf, der mir die gewünſchten Aufſchlüſſe ertheilte, deren Sachverhalt ich hier folgen laſſe.

Aber, wie ſoll ich das Erwachen und Steigern einer leidenſchaftlichen Liebe beſchreiben? — Mit welchen Farben ſoll ich ſie ſchildern, jene Abſtufungen, auf welcher ein vom Anfange nur flüchtiges Gefühl dahin kömmt, alle unſere Fähigkeiten zu unterjochen? — Ein fortwährend uns beherrſchender Gedanke, — ein gewiſſes Unbehagen, — eine zum-Bedürfniſſe gewordene Träumerei — ein immer wiederkehrender unregelmäßiger Herzſchlag, — daneben unbeſtimmte Hoffnungen, — eine Aufregung

unſerer Phantaſie; — wir werden von einem weiblichen Schatten verfolgt, — bei dem bloßen Klange eines Namens röthen ſich unſere Wangen; unbekümmert um Alles um uns her, gehen wir mitten durchs Gedränge, die Fragen unſerer Freunde beantworten wir kaum, immer und immer dieſelbe Idee theilt unſern Schlummer, wie unſer Erwachen, bis wir dann eines Morgens von jener edlen Selbſtverläugnung uns ergriffen fühlen, welche das eigene Ich in einem zweiten Weſen erſt erblicken läßt; und eben dieſer Seelenzuſtand iſt es, den man gewöhnlich mit dem kleinen aber mächtigen Worte Liebe zu bezeichnen pflegt. — Von einem ſolchen Gefühle war Arthur plötzlich befallen worden, als er in einem der deutſchen Bäder einer eben ſo ſchönen als liebenswürdigen Erſcheinung begegnet hatte. —

Das verführeriſche Bild einer äußerſt anmuthigen und eleganten Frau hatte ſich tiefer und tiefer, erſt in ſeiner Phantaſie und dann in ſeinem Herzen eingegraben. Durch dieſe neuen Eindrücke ward ſeine ganze Lebensphiloſophie wie mit einem Male über den Haufen geworfen, — eine totale Veränderung aller ſeiner Gewohnheiten eingetreten; — nur ſo oft als möglich ſich ihres Anblickes zu erfreuen, ſchien der alleinige Zweck ſeines Daſeins geworden! — Armer junger Mann! mächtige Gewalt der Liebe! jene junge Frau, deren Daſein ihm noch vor Kurzem unbekannt war, hatte alle Erinnerungen, alle Beziehungen ſeines früheren Lebens vernichtet. — Es ſchien ihm nur mehr, — jene wenigen Stunden gelebt zu haben, ſeit er ſie kannte, was dieſem Momente vorging, glich einem Traume, der nur vage Spuren ſeinem Gedächtniſſe hinterlaſſen hatte. Alle ſeine übrigen Wünſche, Intereſſen und Rückſichten mußten vor ſeiner neuen Leidenſchaft weichen! Und wirklich war Gräfin Alice M., eine 26jährige Witwe, ſchon durch ihre blendende Schönheit allein — der

Bewunderung würdig, — eine zarte Blume, aufgeblüht und gepflegt im Treibhause der elegantesten Salons, trug sie den Stempel jener vollendeten Grazie an sich, deren Kultur schon von der Wiege an sorgsamer Pflege bedarf. — Niemand hatte eine richtigere Wahl in Bezug auf Toilette, als Alice; sie besaß diese Kunst bis in die kleinsten Details, und es war unmöglich, mit mehr Geschmack die Farbe ihrer Kleider derjenigen Art von Schönheit anzupassen, — welche sie gerade repräsentiren wollte, — Licht und Schatten zu ihrem Gunsten auszubeuten, verstand sie vorzüglich. Die bewegliche Physiognomie dieser jungen Frau nahm jeden beliebigen Ausdruck an, den sie ihr geben wollte, — ihre feine durchsichtige Haut von blendender Weiße konnte in allen Arten erröthen, — ihre dunkeln Augen, — ihre schwarzen Haare gaben der ganzen Gestalt etwas Stolzes, ja Befehlendes, was beim *ersten* Anblick scheue Ehrfurcht gebot — doch gar bald gingen diese ehrfurchtsvollen Gefühle in zärtliche Sehnsucht über, wenn sie jemanden ihres allerliebsten Lächelns würdigte, oder ihre schönen Augen, einen mildern Glanz annehmend, mit sanftem Blicke auf ihn ruhen ließ.

Mit 17 Jahren vermält, mit 23 schon Witwe, — im Bewußtsein vollendeter Schönheit, im Besitze eines bedeutenden Vermögens, im Genusse vollkommener Unabhängigkeit, schien ihrem Glücke nichts zu mangeln? und was konnte sie auch wünschen? Als unbestrittene Herrscherin im Gebiete des Liebreizes und der Schönheit betrat sie die Salons, von allgemeinen Huldigungen umgeben, die sie bis nun stets *unbesiegt* wieder verließ. —

Ich selbst erinnere mich sehr deutlich an sie, — denn Gräfin Alice war eine jener Frauen, die ich von Angesicht zwar ganz gut kannte, — ich hatte sie in den ersten Gesellschaften der Resi-

denz öfter begegnet, doch niemals gesucht mich ihr zu nähern. — Ein nicht zu bezeichnendes Etwas, eine Gattung Instinkt, hatte mir beim ersten Anblicke gezeigt, daß diese Frau eines jener Wesen sei, welche der Mann von Herz eine Frau ohne Gemüth, der Materialist vielleicht etwas roh eine Frau ohne Temperament, und der Weltmann ziemlich höflich eine berechnete Kokette nennt.

Die Art und Weise ihres ganzen Auftretens zeichnete sich durch anmuthige Formen aus, sie schien voll Talent, und man staunte bei der ersten Conversation über ihre Gewandtheit, das rechte Wort zu finden, — sich der Interessen des angeregten Gegenstandes zu bemächtigen. Aber bei genauerer Beobachtung, bei mehrmaligem Begegnen ward uns bald klar: daß ihr anziehendes Gespräch jeder Tiefe entbehre, und zum alleinigen Hauptzweck habe, bei all' ihren Zuhörern einen Glanz-Effekt hervorzubringen. — Ihre zuvorkommende freundliche Art versprach weder Freundschaft noch Liebe, und gewiß niemals hatte ihr reizender Mund ein zärtliches oder leidenschaftliches Wort gesprochen, — ihre Talente waren eine Vollkommenheit vom guten Gedächtnisse und Spannkraft der Gedanken, — aber all' ihren Worten und Handlungen fehlte Gemüth, Feuer und Leidenschaft.

Es waren dieß Eisstücke himmelnaher Gletscher, die uns schon durch ihre Berührung allein bis ins innerste Mark erstarren machen könnten. Wenn diese Frau erröthete, so war die Ursache Erhitzung, wurden ihre Augen feucht, so war dieß die Folge der mühevollen Anstrengung unterdrückten Gähnens, schien sie jemand mit Aufmerksamkeit zu betrachten, so war es, weil ihr zum Zeichnen eines Bildes seine Stellung zusagte; — und ihr schlagendes Herz hatte nichts anderes als augenblickliche Athemlosigkeit zu bedeuten. Sie berechnete fortwährend nur

den bei ihrer Umgebung hervorzubringenden Effekt des Gefallens!

Allerdings könnte man behaupten, daß eine ſolche Frau für die Länge der Zeit keine großen Leidenſchaften einflößen könne, jedem Andern wenigſtens, als einem achtzehnjährigen Knaben, der beim erſten Begegnen einer hübſchen eleganten Frau ſogleich den Kopf verliert, oder einen jener Alltagsthoren, welche die Welt immer hinter einer roſenfarbenen Brille betrachten, und den ſüßen Wahn eigener Unwiderſtehlichkeit hegen. — Und dennoch ſollte gerade ein ſo geiſtreicher liebenswürdiger Mann, wie Arthur, dem verführeriſchen Zauber einer ſolchen Circe, wie Gräfin Alice es war, erliegen! Dieſer Mann mit lichtem Kopfe und warmem Herzen ſollte die beſten Blüthen ſeines Gefühles einer herzloſen Kokette opfern! — Wohl hatte er ſich ſchon vielen Frauen genähert, — aber wahrhaft noch keine geliebt. Alice war ſeine erſte wirkliche Liebe! Welch' geheimnißvollen Reiz einer magiſchen Gewalt hat dieſe für uns und iſt ſelbſt ihre helle Flamme erloſchen, ſo bleibt doch ſtets durchs ganze übrige Leben irgend ein Funke in uns zurück, der nie ganz verglimmt. — Unſere Seele, ſagt man, ſei unſterblich! — Ein Gefühl, welches dieſe ganz beſchäftigt, welches ihr das Bewußtſein der Erkenntniß — die Fähigkeit, ſich ihrer Unſterblichkeit zu erfreuen, gibt, ſollte von dieſem nicht auch Etwas ewig in uns fortleben? — und das theuere Bild geliebter Züge ſeiner eigentlichen Schöpferin, ſollte dieß nicht für immer in unſerem innerſten Heiligthume einen eigenen Altar beanſpruchen, zu welchem in ſpäterer Zeit unſere Gedanken mit ſüßer Wehmuth eine ſtille Wallfahrt unternehmen? Selbſt im Herbſte ſeines Lebens denkt gewiß Jeder gerne noch an den Frühling ſeiner Liebe zurück.

Arthur, welcher durch die übliche Freiheit eines Badeaufenthaltes mehr als irgendwo sich der jungen Witwe nähern konnte, wurde von ihr mit sichtlicher Auszeichnung behandelt. — Als sie ihres glänzenden Sieges über ihn so recht sicher war, — ließ sie den jungen Mann alle geistigen Wonnen und Wehen der Liebe nach einem wohl überlegten Peinigungssysteme durchleben. Heute ein zärtlicher Blick, — ein freundliches Lächeln, ein vielsagendes Wort, morgen hingegen eisige Kälte, trotzige Abwehr, oder scherzender Hohn. — Ein solch' grausames Spiel hatte Alice durch längere Zeit mit dem immer leidenschaftlicher verliebten armen Jungen getrieben; überall war dieser in ihrer Nähe, aber nebst ihm umschwärmten noch eine Menge anderer Bewunderer die reizende Frau! — Unter diesen war es vorzüglich ein junger —scher Gardeoffizier, wir wollen ihn W. nennen, dessen unausgesetzte sorgfältige Aufmerksamkeiten Alice nicht ganz unbemerkt zu dulden schien, um so mehr, da nebst einer männlich schönen Gestalt, — lebhafter Geist und vielseitiges Wissen diesen neuen Seladon auszeichneten. Dieß erregte Arthur's Eifersucht in so hohem Grade, daß er sich hinreißen ließ, der Gräfin über ihr Benehmen die lebhaftesten Vorwürfe zu machen. Eine sichtbare Verstimmung von Seite der über diesen eigenmächtigen Angriff auf ihre unantastbare Selbstständigkeit erzürnten launenhaften Frau war das Ergebniß von Arthur's Uebereilung. — Sie wollte sich nun auf Kosten beider Rivalen unterhalten, und hielt sie auf so feine Weise hin, daß jeder sich als den einzig Bevorzugten wähnte. Beide waren Spielzeuge ihrer Eitelkeit! — Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches das herzlose Treiben dieser vollendeten Kokette auf das fürchterlichste unterbrechen sollte. —

Arthur wollte eines Morgens Alice ſeinen Beſuch machen, wurde aber mit dem Beſcheide: „ſie ſei unwohl," abgewieſen. — Beim Weggehen hört er lautes Gelächter, und erblickt ſeinen Nebenbuhler mit der Gräfin an einem der Fenſter. — Wüthend kehrt er zurück, läßt W. herausrufen, ein heftiger Wortwechſel erfolgt, deſſen Reſultat iſt ein Zweikampf nach engliſcher Sitte, — man zieht Knöpfe, und es trifft Arthur das Los, ſich binnen vier und zwanzig Stunden erſchießen zu müſſen. — Noch am Abende desſelben Tages begab ſich dieſer, eine geladene Doppelpiſtole unterm Rocke verborgen, zur Gräfin, und forcirte den Eintritt. Alice, welche aus ſeiner Rocktaſche das Mordinſtrument hervorragen bemerkte, rief ihm entgegen: „Wollen Sie mich etwa ermorden, mein Herr!" — „Fürchten Sie nichts, gnädige Gräfin! ich komme nicht mehr die Rolle eines Othello zu ſpielen, — es wird nur ein Opfer fallen, und das ſind nicht Sie!"

Arthur ſchien in der kurzen Zeit um zehn Jahre gealtert, ſein Haar war in Unordnung, — ſein Blick verſtört!

„Er iſt ein Narr geworden," ſagte ſie halblaut.

„Manchmal erſcheint die Verzweiflung als Narrheit," erwiderte er, legte die Piſtole auf den Tiſch, ergriff der Gräfin ihre Hand, bat ſie, ſich ihm gegenüber zu ſetzen und fuhr mit bewegter Stimme fort: — „das, was ſich nie vergißt, iſt das Blut eines Mannes, welches die Stirne einer ſchuldbewußten Frau beſchmutzt, es iſt dieß ein Flecken, der ſich nicht verwiſchen läßt. Ich bin gekommen, um ein mahnendes Andenken allen jenen Frauen zu hinterlaſſen, welche leichtſinnig mit dem tiefen Gefühle ihr grauſames Spiel treiben! — Ich liebe Sie noch mit allen Kräften meiner Seele, — aber Sie ſollten mir nicht gehören! — Ich opfere dieſer Leidenſchaft mein Leben; — dieß iſt Alles! — Und nun eine Bitte, behalten Sie dieſen

Ring zum Andenken an mich, — zur Erinnerung an dieſe ernſte Stunde. Der zum Himmel ſchreiende Fluch meiner alten Mutter ſei meine Rache!" Hierauf ergriff Arthur ſchnell die Piſtole, deren Hahn er bei den letzten Worten ſchon geſpannt, drückt los und ſtürzt todt zu Alicens Füßen nieder, die Kugel hatte ſein leidendes Herz durchbohrt. — Auf den Schuß ſtürzten die Leute der Gräfin ins Zimmer und fanden ihre Gebieterin ohnmächtig neben Arthur's Leiche hingeſunken, ſein warmes Blut hatte ihr ſchönes Antlitz beſpritzt; Irma's Ring, denn dieſer war es, den er *ihr gegeben*, hielt ſie in den krampfhaft geſchloſſenen Fingern. *Derſelbe war ſomit in die vierte Hand übergegangen.*

Zwei Jahre ſpäter erblickte ich auf einem der belebteſten Frühlingsballfeſte Gräfin Alice im vollen Nimbus ſtrahlender Schönheit. — Lange beobachtete ich aus der Ferne die junge, blühende Frau, — ich ſah ſie im Tanze mit vollendeter Anmuth an mir vorüberſchweben, — ich ſah ſie umringt von einer Menge der gewählteſten Bewunderer, alle eifrig bemüht ihr Huldigungen zu bringen, — ich ſah ſie jeden von ihnen mit einem graziöſen Kopfnicken, einer freundlichen Miene, einem entzückenden Worte lohnen, — ja ſie ſchien mir im ſtolzen Siegesbewußtſein die anweſende, an Elegance, Schönheit und Anmuth überreiche Menge gleich eine herrſchenden Königin zu überragen. — Aber ich glaubte noch Arthur's Blut ihre Stirne röthen, ſein Andenken als blutiges Rachegeſpenſt vor ſie hintreten zu ſehen, — Grauen und Widerwillen traten an die Stelle augenblicklicher Bewunderung, und doch ſchien Alice ſchöner, heiterer und *glänzender* als je.

Beim Nachhauſegehen fand ich ſie nochmals an der Stiege, am Arme des Grafen B. ihren Wagen erwarten; als man die-

ſen vorrief, löſte ſie aus ihrem Ballbouquette eine Blume und gab ſie mit einem bedeutungsvollen Blick dem glücklichen? jungen Mann. —

Im Verlaufe des nächſten Winters war ich eben bei der alten Baronin O. auf Beſuch, als man dort den überraſchend ſchnellen, aus Urſache eines zurückgetretenen Ausſchlages erfolgten Tod der Gräfin Alice M. mit lebhafter Theilnahme beſprach. Die Frau des Hauſes ſchien den gewaltigen Eindruck dieſes Ereigniſſes in meinen Geſichtszügen geleſen zu haben, und brachte, als ich mich das nächſtemal mit ihr allein befand, ſogleich das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand, ſie glaubte etwas mehr als Theilnahme für die Todte in mir vorausſetzen zu müſſen. — Ich klärte ſie auf, — indem ich ihr die Geſchichte des Ringes erzählte, von welchem ich überdieß, ſo gut ich konnte, eine genaue Beſchreibung liefern mußte; — ſo groß war das Intereſſe, welches die ältliche Dame mit jugendlicher Lebhaftigkeit daran nahm.

Schon längſt ſchlummerte das Andenken an Irma's Ring, nebſt vielem andern in den Katakomben meiner Reminiscenzen, welche nur zeitweiſe erhellt werden, wenn ich vor einer derſelben meinen ſtillen Gottesdienſt feiere, — wenn ich immer und immer wieder einem Gnadenbilde meiner Erinnerung den gebührenden Cultus darbringe. Da erhielt ich plötzlich eines ſchönen Morgens folgende Einladung der Baronin O.: „Wenn Sie ſich für eine Fortſetzung ihrer fataliſtiſchen Ringgeſchichte intereſſiren, ſo kommen Sie heute Abends zum Thee, doch etwas früher als gewöhnlich, zu einer bezüglichen Vorbereitung“ u. ſ. w.

Man kann sich denken, wie sehr mich diese mysteriösen Zeilen intriguirten, und eine Stunde vor dem gewöhnlichen Empfang saß ich der Baronin gegenüber. Diese erzählte mir nun, sie glaube Irma's Ring entdeckt zu haben, und zwar im Besitze einer Dame, deren Bekanntschaft ich eben diesen Abend bei ihr machen sollte, es wäre dieß die liebenswürdige Gräfin Blanche. Ja, sie versprach mir sogar, unter irgend einem Vorwande den Ring zu übermitteln, um mich zu überzeugen, ob es wirklich der in Frage stehende sei. — Bald füllte sich der Salon, meine Augen waren, so oft die Thüren sich öffneten, auf jeden neuen Ankömmling mit neugieriger Ungeduld gerichtet, bis endlich Gräfin Blanche in Halbtrauer gekleidet eintrat. — Ihre Züge hatten untereinander jene seltene Harmonie, welche den Stempel der höchsten Schönheit an sich trägt, nämlich Vollendung. Es war eine weiche, geschmeidige, nymphenhafte Gestalt, — sie trug ihr braunes Haar nach rückwärts gescheitelt; ihre schwarzen sammetweichen Augen ruhten friedlich, wie überhüllte Sterne unter den langen Wimpern. — Die Haltung ihrer Schultern, die Wendung ihres Kopfes war unnachahmlich. Ihre Physiognomie verhieß in ihrer Zartheit und Beweglichkeit Momente des hinreißendsten Zaubers. — Mit ihren Augen und ihrer Sterne bleibt man bis ins höchste Alter schön, und doch war ihre Frische verschwunden, ja selbst ihre Wangen waren mager, das Auge etwas eingesunken und mit dunklem Streif umzingelt, sie sah leidend aus, und dennoch war es eine jener Frauen-Erscheinungen, die uns nicht durch ihren Glanz blenden, aber durch ihre milde Schönheit, durch ihre Anmuth entzücken. Ihre Stimme und deren Modulationen, ihre Bewegungen und ihre Conversation entsprachen vollkommen jenem Eindruck, den ihr äußeres Auftreten hervorbrachte.

Im Verlaufe des Abends brachte mit unendlicher Feinheit die geiſtreiche Hausfrau das Geſpräch auf Antiken, Schmuckgegenſtände und Prätioſen, als Medaillons, Ringe und dergleichen, daher die Bitte ganz natürlich ſchien, ſchöne Ringe zu zeigen und bewundern zu laſſen. — Auf dieſe Art kam auch der Ring von Gräfin Blanche in meine Hand, und ich hatte nun die ſichere Ueberzeugung, daß es jener Irma's war, den mein Freund Arthur beſeſſen. Steine und Jahreszahl waren dieſelben. Man lobte den Ring wie deſſen Faſſung, und die Gräfin meinte, er wäre ihr überdieß ein werthes aber ſchmerzliches Andenken ihres Bruders, des in der Blüthe ſeines Alters durch einen jämmerlichen Pferdeſturz erſt vor wenig Monaten verunglückten Grafen B.... — Mir wurde nun manches klar; es was dieß derſelbe junge Mann, an deſſen Arme ich Gräfin Alice zuletzt erblickt hatte.

Gräfin Blanche, die ſchöne, anziehende, anmuthige Frau, welche den nächſten Tag jenes Abendes nach Nizza verreiſte, — ſah ich nicht wieder, aber ich begegnete vor Kurzem ihrem Leichenzug. Sie war an einem Herzübel geſtorben. — Und Irma's Ring? was mag mit dieſem ominöſen Kleinode wohl geſchehen ſein? vielleicht wurde auch er mit ſeiner liebenswürdigen Beſitzerin in das Grab getragen.

Wie der Mond ſich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Alſo taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor!

Heine.

Inhalt.

	Seite
Vergangene Tage	1
Eine Zigeuner-Prophezeiung	241
Zwei neue alte Geſchichten	251
Aus dem Gebiete der Erſcheinungen	287
Treue Schweſterliebe	306
Drei Piſtolenſchüſſe	316
Nach zehn Jahren	324
Aus den Papieren eines Diplomaten	333
Der verhängnißvolle Ring	344

CT 995 .T4 A3
Reminiscenzen :
Stanford University Libraries
3 6105 041 343 125

CT
995
T4A3

This book has been borrowed
from:
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
Interlibrary Loan Service

Return this book on or before date due.